



Karl May Jahrbuch 1931

Herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt und Dr. E. A. Schmid

14. Jahr

Radebeul bei Dresden 1931 [1934]/ Karl-May-Verlag

Inhalt

Das vierzehnte Jahr. Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt (München)	9
Die Entstehung des Karl-May-Museums. Von Dr. E. A. Schmid, Leiter des Karl-May-Verlags	11
Führer durch das Museum. Von Hermann Dengler (Radebeul)	15
Ein Rundgang durchs Museum. Von cand. ethn. Fritz Jäger (Leipzig)	61
Das Museum im Spiegel der Presse.	75
Aus dem Bereich Old Shatterhands. Von Geheimrat Prof. Dr. Alfred Biese †	109
Die Jagd nach der Büffelhaut. Von Patty Frank (Radebeul)	© 112
Im Wild-West-Blockhaus. Gedicht von Hayno Focken (Dresden)	117
Der grausame Dichter. Von Prof. Dr. Eduard Engel (Bornim bei Potsdam)	119
Geistige Bedürfnislosigkeit. Von Lehrer Wilhelm Fronemann (Frankfurt a. M.)	148
Geistige Überheblichkeit. Von Dr. E. A. Schmid, Leiter des Karl-May-Verlags	153
Geistige Waffen. Von Franz de Paula Rost (Berlin)	158
Sie irren sich, Herr Kollege! Von Lehrer Albert Hasenbein (Kiel)	174
Sachlichkeit tut not. Von Lehrer Max Baumann (Hamburg)	© 181
Dürft ihr Karl May lesen, Jungens? Von Lehrer W. Otterpohl (Hamm, Westf.)	188
Das Ergebnis einer Nachprüfung. Von Bezirksoberschulrat Max Brethfeld (Leipzig)	191
Schutzwall gegen die Sinnlichkeit. Von Lehrer Alfons Kind (Sulzburg, Baden)	© 193
Winnetou im Schulzimmer. Von Lehrer Hans Kückler (Kleinnaundorf, Sa.)	197
Für den Geschmähten. Eine Zuschrift aus der Grazer Lehrerschaft	205
Mitwelt tadelt, Nachwelt adelt. Drei "Kritiken" aus alten Zeitungen	209
Probier' Er's nur und sterb' Er einmal! ... Goethe an einen Kritikaster	211
Karl Mays Bücherei. Aufgezeichnet von Kaplan Franz Kandolf (München) und Adalbert Stütz (Erfurt). Nachgeprüft und ergänzt von Lehrer Max Baumann (Hamburg)	212
Wer kauft Karl May? Von Horst Kliemann (München)	© 292
Winnetou auf der Bühne. Von Carl Zuckmayer (Berlin)	© 300
Des Baues Vollendung. Von Otto Eicke (Dresden)	307
Karl May und die Heilanstalten. Von Obermedizinalrat Dr. J. Klüber (Klingenmünster)	382
Eine Blindenhundertschaft und ihr geistiger Führer. Von Willi Bettac (Berlin)	401
Die Gefühlswerte der Apatshensprache. Von Adalbert Stütz (Erfurt)	© 415
Begegnung mit Karl May. Von Mittelschulrektor a. D. Franz Rohmoser (Berlin)	434
Trost und Freude im Lazarett. Von Max Jungnickel (Berlin)	437

Sonderlinge . Von Kooperator Joseph Höck (Breitenbach bei Kundl)	© 441
Karl Mays Kulturbedeutung . Von Herbert von Bomsdorff-Bergen (Prien a. Chiemsee)	445
Rigi . Gedicht von Karl May	452
Meinem Lieblingsdichter! Von Helmuth Kionka (Berlin)	454
Nochmals die Indianerschlacht am Little Bighorn . Von Dr. Benno Wandolleck (Dresden)	456
Schlangenerlebnisse . Von Universitätsprofessor Dr. Konrad Guenther (Freiburg i. B.)	465
Ägyptens Königsgräber . Von Klara May	472
Deutsche Mädchen "entdecken" einen Dichter . Mitgeteilt von Otto Gerlach (Breslau)	476
Der Sahara-Reisende von heute . Von Kaplan Franz Kandolf (München)	479
Ruf der Jugend . Gedicht von Alfred Beyer (München)	490
Die Schicksale der Familie Greifenklau . Von Otto Eicke (Dresden)	491
Ludwig Gurlitt †. Von Dr. E. A. Schmid, Leiter des Karl-May-Verlags	502

Verzeichnis der Abbildungen

- Frontispiz Irokesenhäuptling um 1760
- Nach S. 32 Blick in den linken Gang des Karl-May-Museums
- Vor S. 33 Teil des Skalpschranks
- Nach S. 64 Karl-May-Museum: Blick durch den rechten Gang.
- Vor S. 65 Aus dem Karl-May-Museum.
- Nach S. 96 Kampfszene, gemalt von Black Beaver
- Vor S. 97 Farbige Originalzeichnung des Indianerhäuptlings Rocky Bear
- Nach S. 128 Patty Frank mit einer Kindertrage der Tlingit-Indianer.
- Vor S. 129 Gestalt einer jungen Schwarzfuß-Indianerin.
- Nach S.192 Junger Apatschenkrieger auf dem Auslug nach dem Feind.
- Vor S. 193 Teilansicht eines Wandschranks mit vollständiger Paradeausrüstung eines Prärie-Indianers
- Nach S. 224 Pultschrank mit einer Sammlung indianischer Bogen und Pfeile.
- Vor S.225 Modell eines heiligen Pfeifenzeltes (Dakota).
- Nach S. 304 Santer beleidigt Winnetou
- Vor S.305 Old Shatterhand vor dem Kriegsrat der Apatschen.
- Nach S. 352 Winnetous Racheschwur vor Old Shatterhand.
- Vor S. 353 Der sterbende Winnetou
- Nach S. 400 Auf dem Kriegspfad.
- Vor S.401 Bücherausleihe. – Märchenspiel.
- Nach S. 448 Haut eines Bisonstiers, indianische Darstellung der Schlacht am Little Bighorn
- Vor S.449 Springfield-Gewehr – Spencer-Gewehr.
- Nach S. 496 Teil von Karl Mays Bücherei in der Villa Shatterhand
- Vor S. 497 Prof. Dr. Ludwig Gurlitt, Letzte Aufnahme kurz vor seinem Tod.

[Die Bilder der Einschalttafeln wurden an passender Stelle in den Fließtext eingefügt.]

[Am Seitenende getrennte Wörter wurden auf die Anfangsseite vorgezogen.]

[Ergänzungen/Kommentare sind mit deutlich kleinerer Schrift in [] eingefügt.]

[[Lebensdaten der Autoren](#)]

Das vierzehnte Jahr

Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt

Wir können dieses neue Jahrbuch mit der erfreulichen Erkenntnis einleiten, daß das Ansehen Karl Mays in beständigem Wachstum ist: ehemalige Gegner wandeln sich in Freunde und ändern ihre früheren Anschauungen. So die Frankfurter Zeitung, die May vordem gegnerisch gesinnt war, ihn jetzt aber als einen der bedeutendsten Erzähler der jüngeren Literatur anerkennt¹. Literarhistoriker, die ihn vordem totgeschwiegen, widmen ihm jetzt sorgsam abwägende Behandlung. Nachträglich werden dadurch die alten Angriffe einigermaßen wieder gutgemacht, unter denen der arme alternde May so schwer gelitten hat, daß sie wohl eine wesentliche Ursache seines vorzeitigen Todes wurden. Wir müssen nur immer wieder beklagen, daß er den Sieg nicht miterleben konnte. Welchen Sonnenglanz hätten die Ehrungen, die jetzt seinem Andenken erwiesen werden, auf seinen Lebensabend ergossen: die Gedächtnisfeier in seinem Geburtsort Hohenstein-Ernstthal, die Eröffnung einer Karl-May-Straße dortselbst, die Indianerhuldigung an seinem Grab, **[10]** die Gründung des Karl-May-Museums in dem Blockhaus seines Grundstücks in Radebeul.

Noch wertvoller wäre ihm das Bewußtsein gewesen, daß seine Gesinnung und der ganze schwere Kampf seines Lebens jetzt in aller Welt erkannt und anerkannt wird und daß sein Geist ungehemmt fortwirkt auf die kommenden Geschlechter. Wie viele Ideale, die ihm vor der Seele standen, sind jetzt Gemeingut der ganzen gesitteten Menschheit geworden, vor allem der Wunsch nach allgemeinem Völkerfrieden und einer versöhnenden Humanität unter Wahrung der wertvollen Eigentümlichkeiten jeder Rasse. Sein vorahnender Blick sah diese Entwicklung voraus, die das Grundthema aller seiner Schöpfungen bildet: die Erhöhung des niedrigen Sinnenmenschen zum Edelmenschen, den Aufstieg aus den Niederungen Ardistsans in die Höhen Dschinnistans. Er hätte sich rühmen dürfen, ein Führer der Menschheit zu sein. Und wenn heute auch nur die ersten Schritte auf der neuen Bahn möglich werden, so ist damit doch der Weg betreten, auf den er sein Leben lang gewiesen hat. Er steht an der Pforte der neuen Zeit, er ist es, der diese Pforte geöffnet und die Blicke der Menschheit emporgelenkt hat zu den edelsten, wenn auch noch fernen Zielen. Daher gilt von ihm das Bibelwort: ‚Und ihre Werke folgen ihnen nach.‘ [Offb 14,13]

Größeres zu leisten ist uns schwachen Menschen nicht vergönnt! Wer so auf das Denken, Sinnen, Hoffen und Handeln der Mitmenschen wirkt, der hat gelebt für alle Zeiten‘.

¹ Man vergleiche hierzu das Jahrbuch 1930! Ebenso haben übrigens auch die andern großen Tageszeitungen, die Karl May früher schroff ablehnten, längst ihren Standpunkt geändert, so der Dresdner Anzeiger, die München-Augsburger Abendzeitung und die Kölnische Volkszeitung.

Die Entstehung des Karl-May-Museums

Von Dr. E. A. Schmid

Leiter des Karl-May-Verlags

Im Jahrbuch 1921 (S. 13/14) hatte ich einige Mitteilungen über die Karl-May-Stiftung gebracht und hinzugefügt: „Für spätere Jahre streben wir noch eine zweite Stiftung an, deren Aufgabe es sein soll, die Villa Shatterhand und Karl Mays Sammlungen sowie seine wertvolle Bücherei der Öffentlichkeit als eine Art Karl-May-Museum zu erhalten und zugänglich zu machen.“

In den Jahren 1926 bis 1928 wurde dieser Plan verwirklicht, wengleich in einer etwas andern und zwar wesentlich erweiterten Form: es entstand das Karl-May-Museum im Park der Villa Shatterhand in Radebeul. Nicht das Wohnhaus des Dichters selbst also wurde dazu eingerichtet, sondern wir erbauten im gleichen Grundstück das inzwischen schon weithin bekannte Wildwest-Blockhaus, das von Dr. Georg Fröschel im Jahrbuch 1927 und von Heinrich Zerkaulen im Jahrbuch 1928 anschaulich geschildert ist. Hier sei zu diesen Beschreibungen nur noch ergänzend bemerkt, daß der eigenartige Bau seine Gestaltung nicht etwa der Willkür seiner Schöpfer verdankt. Vielmehr hielt man sich an ein Bild, das Karl May selber vorausgeschaut und seinen Lesern **[12]** klar und lebendig gezeichnet hat. In seiner Erzählung ‚Unter Geiern‘ läßt er das Blockhaus des Bärenjägers Baumann erstehen und gibt eine ausführliche Darstellung davon. Und diese Wildwest-Hütte ist gleichsam die Vorlage für den Bau der ‚Villa Bärenfett‘ in Radebeul gewesen. Den drolligen Namen aber erhielt sie aus den Zukunftsträumen des wackern Hobble-Frank, der bekanntlich davon schwärmte, sich nach seiner Rückkehr nach Deutschland in der sächsischen Heimat einen Alterssitz zu errichten und ihn ‚Villa Bärenfett‘ zu taufen.

Auf das Museum, das einen Teil dieses Trapperheims bildet, kommen wir in diesem Jahrbuch erstmals genauer zu sprechen. Mit ihm hat es folgende Bewandnis:

Zu den Anhängern Karl Mays zählte auch Patty Frank, dessen Lebensgang wir im Jahrbuch 1926 (S. 32) schilderten. Er weilte 1908 im Staat Massachusetts, zu derselben Zeit, als der Dichter dort in Lawrence den in Bd. 34 „Ich“ abgedruckten Vortrag hielt, kam aber nicht dazu, ihn persönlich zu begrüßen. Erst kurz nach Mays Tod besuchte er zum erstenmal die Villa Shatterhand. Mit Verständnis ruhte sein Kennerblick auf den Überresten einstiger Indianerherrlichkeit, die Karl May aus Amerika mitgebracht hatte: teils Geschenke von Rothäuten, teils durch Kauf Erworbenes, alles aber Dinge, die heutzutage nur noch ganz selten aufzutreiben sind. Und nun berichtete uns Patty Frank, daß er selber eine große indianische Sammlung besäße, denn Karl Mays Schriften hatten ihm schon in jungen Jahren die Liebe zur roten Rasse ins Herz gepflanzt **[13]** und ihn dadurch zum Sammeln indianischer Waffen und Gebrauchsgegenstände angeregt.

Kreuz und quer durch alle fünf Erdteile führte ihn sein Artistenberuf während 35 langer Jahre. Vielerlei Völker lernte er kennen, aber immer bewahrte er seine größte Zuneigung, geweckt und genährt durch Karl May, den Indianern Nordamerikas. Es gelang ihm, zahlreiche alte Stücke von überallher zusammenzutragen: aus den Reservationen, von andern Sammlern und von Indianern selber. Gute Einkünfte erlaubten es ihm, dieser Leidenschaft nachzugehen, und so kam er im Lauf der dreieinhalb Jahrzehnte in den Besitz einer Privatsammlung über nordamerikanisches Indianertum, die an Schönheit und Reichhaltigkeit kaum überboten werden dürfte.

Als er bei wiederholten Besuchen in Radebeul darüber sprach, wurde auch die Frage aufgeworfen, was denn wohl nach seinem Ableben mit den kostbaren Gegenständen geschehen solle. Er erklärte: „Ich vermache sie der Karl-May-Stiftung, denn Karl May hat mir die Anregung zu meiner Sammlung gegeben.“

Der Krieg zog ins Land. Lange hörten wir nichts mehr von Patty Frank. Eines Tages aber tauchte er wieder auf und erzählte uns, daß die Nachwirren der Geldentwertung ihn zwingen, seine Indianersammlung an ein ausländisches Museum zu verkaufen.

Aus dieser Besprechung entwickelte sich der Gedanke, der 1926 greifbare Form annahm. Frau May errichtete das bekannte Wildwest-Blockhaus im Garten der Villa Shatterhand und in einem **[14]** Anbau daran das Museum, das im Herbst 1928 eröffnet wurde. Es vereinigt den umfangreichen Besitz Patty Franks mit den aus Karl Mays Nachlaß stammenden nordamerikanisch-indianischen Andenken.

Alle sonstigen Sammelstücke von Karl May wie auch von Patty Frank befinden sich nicht im Karl-May-Museum, sondern in andern Teilen des Blockhauses sowie in der Villa Shatterhand. Deshalb befaßt sich der

nachfolgend abgedruckte Museumsführer lediglich mit der nordamerikanischen Sammlung, zu der die weitaus wertvollsten Stücke gehören.

Die sachgemäße Ordnung und Einrichtung des Museums besorgte der wissenschaftliche Mitarbeiter im ‚Staatlichen Archiv urgeschichtlicher Funde aus Sachsen‘, Hermann Dengler, dessen Feder auch der Führer entstammt.

Patty Frank aber, der sein ruheloses Abenteuererleben aufgab, haust nunmehr im gemütlichen und behaglichen Trapperheim. Hier kann er von seinen Fahrten ausruhen und braucht sich nicht von den ihm lieb gewordenen Gegenständen zu trennen.

Im übrigen gehört auch das Museum, ebenso wie die Villa Shatterhand und alle andern Liegenschaften und Vermögensteile zu der Erbmasse, die – nach dem Hinscheiden der Witwe des Dichters – laut Erbvertrag der mildtätigen Karl-May-Stiftung zufallen wird.

Führer durch das Museum

Von Hermann Dengler

1. Zur Geschichte der Indianer

Der langgestreckte Doppelkontinent, den wir heute unter dem Namen Amerika kennen, war zur Zeit seiner Entdeckung die Heimat einer im großen und ganzen einheitlichen Menschenrasse. Lange Zeit hat man das eigenartige Volk der Eskimo als gesondert von den Uramerikanern betrachtet, als neuere mongolische oder mindestens stark mongoloide Einwanderer, die von Nordostasien über die Beringstraße hergezogen seien. Diese Ansicht wurde bestärkt durch mancherlei Abweichungen von den andern Amerikanern in Kulturbesitz und Lebensweise, die Ähnlichkeiten mit Nordostasien aufwiesen.

Man weiß aber jetzt, daß solche durch Klima und Umgebung bedingte Unterschiede in Rassenfragen nicht unbedingt maßgebend sind; neuere und neueste Forschungen haben ergeben, daß der Eskimo mindestens eine Mittelstellung zwischen der mongolischen und amerikanischen Rasse einnimmt, und zwar mit Hinneigung zur zweiten. Ja, Forscher wie [Knud] Rasmussen, [Christian] Leden und andere bezeichnen den Eskimo geradezu als Indianer.

Vor dem geistigen Auge des Durchschnittseuropäers steigt, je nach seiner Jugendlektüre, bei dem Wort Indianer das Bild eines federgeschmückten [16] bemalten Kriegers auf, der auf schnellem Roß dahinjagend den Büffel erlegt, den Feind bekämpft; oder er sieht den fellbekleideten Jäger mit Pfeil und Bogen die düsteren Wälder nach Wild durchstreifen. Verschiedene, oft arg verstümmelte Stammesnamen, ja vielleicht auch einige Worte der „Indianersprache“ (es gibt mehrere hundert solcher Sprachen!) sind ihm in Erinnerung geblieben, und sie bilden zusammen mit den Begriffen Tomahawk und Skalpiermesser und den geschilderten Erscheinungen seine ganzen Vorstellungen von der amerikanischen Urrasse.

Die Völkerkunde bemüht sich redlich, durch Aufstellung von geordneten Sammlungen und durch literarische Forschung richtige Begriffe ins Volk zu tragen. Mancher, der in reiferen Jahren beim Anblick einer Indianergeschichte oder einer Erzählung aus andern fremden Ländern in Erinnerung an seine Jugend, an seine einstige Indianer-Schwärmerei wehmütig-spöttisch lächelt, wandelt verwundert durch ein solches neueres Museum, erstaunt über den verschiedenartigsten materiellen Kulturbesitz, mit dem die von ihm belächelten „Wilden“ zur Füllung der Räume beigetragen haben. Das Stoffgebiet ist so abwechslungsreich, die Fülle derart verwirrend, daß es ganz natürlich erscheint, wenn sich bereits eine stattliche Anzahl getrennter Forschungsgebiete herausgebildet hat.

Auch Amerika mit seiner so einheitlichen Rasse weist eine Riesenfülle des verschiedenartigsten Kulturbesitzes auf, vom Urvolk, das mit seinen wenigen armseligen Holzgeräten unter elenden Zweigschutzdächern haust, bis zum Hochkulturvolk [17] mit steinernen Häusern, Palästen, geordneter Verwaltung, Kunst und Wissenschaft. Der krumme Rohrpfel mit roher Holzspitze, womit der von der umgebenden Natur so stiefmütterlich behandelte Indianer des Gran Chaco einen Teil seines Lebensunterhalts erwirbt, erregt gleiche Bewunderung nach einer Seite hin, wie nach der andern Seite die prächtig und geschmackvoll gemalten Tongefäße des Nascazeit Perus oder die Prachtgewänder, Paradeschilde und andere kunstgewerbliche Erzeugnisse der Azteken, über die schon Albrecht Dürer in Ausdrücken hohen Entzückens schreibt.

Die amerikanische Rasse war im allgemeinen in kulturellem Aufschwung begriffen, als die europäischen Eroberer in das Land einbrachen und rücksichtslos alles vernichteten. Der einfache Jäger erlag diesem Ansturm ebensogut wie die zivilisierten Hochlandsindianer Mexikos und Perus. Die Geschichte der Eroberung Amerikas ist mit Blut geschrieben, und heute noch dauert der grausame Kampf fort. Unendlich viel traurige und gar wenig erfreuliche Bilder ziehn am Auge des Forschers vorüber. Ganze Stämme, ja Völkerschaften werden im Fortgang der Ereignisse vernichtet. Schonungslos, von Ruhmsucht und Habgier getrieben, dringt der Eroberer vor, tritt nieder, was ihm zu widerstehn wagt; die der Vernichtung entgehn, werden unterdrückt, versklavt. Nur ein klägliches Zerrbild vom ursprünglich vorhandenen bleibt zurück: ein Helotenvolk, langsam aufgesogen von den Nachkommen derer, die seine Väter erschlugen.

Nahten die Eindringlinge nicht als gerüstetes, eroberndes Heer, waren sie schwach an Zahl, kamen [18] sie einzeln, in kleinen Truppen, als bettelnde Kolonisten, so war der Prozeß in seinem Verlauf zwar

wesentlich anders, langsamer, das Ergebnis aber häufig genug dasselbe. Der Eingeborene verlor seine Eigenart, schwand dahin.

Daß wir unter solche Umständen nur äußerst selten ein richtiges Bild der Urbewohner überliefert bekamen, ist klar. Die Eroberer, ob sie in Scharen eindringen oder einzeln, hatten selten Bildung genug, eine vorurteilslose Schilderung zu liefern; waren sie doch entweder rohe Soldateska, angespornt von hemmungsloser Eroberungssucht, oder der Auswurf der Menschheit, der zur „Kolonisierung“ ausgesandt wurde.



Karl-May-Museum: Blick durch den rechten Gang

In der Mitte steht Hermann Dengler, der die Schätze des Museums wissenschaftlich geordnet und aufgezeichnet hat

Auch die Schilderungen der Missionare, so wertvoll sie in vieler Beziehung sein mögen, sind nicht immer einwandfrei. Der religiöse Übereifer sah in jedem geistigen und materiellen Kulturbesitz der heidnischen Völker Werke des Teufels; eine Puppe, ein Kinderspielzeug, eine harmlose Zeichnung ward für ihn zum Götzenbild, eine Maske zur Teufelsfratze, die vernichtet werden mußte, und zwar um so sicherer, je höher der frühere Eigentümer den Gegenstand schätzte. Unersetzliche Kunstwerte sind so der Vernichtung anheimgefallen. Ließ doch z. B. der Erzbischof [Juan de] Zumarraga in Mexiko ein „fünf Finger langes Bild aus Smaragd“ (gemeint ist wohl grüner Nephrit), das einen von einer Schlange umwundenen Vogel darstellte, als „Teufelswerk“ zu Pulver zerstoßen. In Peru mußte der Inka Atahualpa ein ganzes Zimmer bis Mannshöhe mit goldenen Gefäßen, Gerätschaften und Schmuck füllen lassen; [Francisco] Pizarro und seine Bande verlangte dies [19] als Lösegeld von ihm. Auch diese Kostbarkeiten fielen durch Umschmelzen der Vernichtung anheim.

Doch nicht nur auf „Götzenbilder“ und Geräte beschränkte sich die Vernichtungswut der Eroberer und Kolonisatoren: die ganze Kultur eines Volkes fiel ihr zum Opfer. Die Kleidung wurde durch europäische Stücke ersetzt; der Naragansethauptling Nanuntenoo (oder Conanchet) wurde auf der Verfolgung an seinem roten, silberbesetzten Tuchrock von den Engländern erkannt; er geriet dadurch in die Hände seiner Feinde, die ihn hinrichteten (1676). Wo die Völker wenig oder gar nicht bekleidet waren, wurden sie schleunigst mit Kleidern von europäischem Zeug, meist minderwertigster Beschaffenheit, versehen, um das „Schamgefühl“ der christlichen Kolonisatoren nicht zu verletzen. Kolumbus ließ den Indianern, die er seinerzeit als Schaustücke von seiner ersten Reise mitbrachte, weißseidne Röckchen anziehen. Hand in Hand mit dem Aufdrängen dieser Kleidungsstücke ging die Vernichtung des feinen natürlichen Anstandsgefühls der „Wilden“, das durch eine heuchlerische Rock- und Hosenmoral der Eindringlinge von äußerst zweifelhaftem Wert ersetzt wurde.

Nicht immer hatten die europäischen Erzeugnisse und Tauschwaren sofortiges Verschwinden der Eingeborenenkultur zur Folge. Vieles machte sich der Indianer zunutze, verwendete es geschickt auf seine eigne Art und Weise und bewies damit seine so oft geleugnete Anpassungsfähigkeit. Häufig waren derartige

Tauschwaren sehr gesucht. Der Indianer ist ein geborener Händler: ein Gegenstand geht oft rasch durch viele Hände, bis er seinen endgültigen **[20]** Besitzer findet; so stehen wir vor der Tatsache, daß in zahlreichen Fällen der rote Mann, der zum erstenmal einen Weißen sah, schon so viel europäische Erzeugnisse an sich hatte, daß er gar nicht mehr als ursprünglich gelten konnte. Pater ^[Jacques] Marquette fand auf seiner Mississippifahrt schon Feuergewehre in den Händen von Indianern, die in ihm und seinen Begleitern die ersten Weißen sahen. Und der alte Jakob von Mörs, der eine allgemeine Beschreibung von Amerikas Urbewohnern zusammenstellte (1675?) berichtet von den Kriegern eines Indianerstammes im Innern: „– auch besitzen sie Schnapphähne / mit denen sie sehr behände umzugehen wissen.“

Zwei für uns mit dem Indianer untrennbar verknüpfte Begriffe gehen größtenteils auf europäischen Einfluß zurück. Das **Skalpieren** war ursprünglich nur an zwei kleinen Punkten Nordamerikas Sitte; erst die Stahlmesser und die Skalprämien der Weißen haben diesem Gebrauch eine riesige Verbreitung verschafft. Es ist auch keine ausschließlich indianische Sitte: die Vandalen und andere europäische Völker haben skalpiert; Herodot beschreibt das Skalpieren bei den Skythen (um 450 v. Chr.) und gebraucht dafür das Zeitwort *ἀποσκυθίζειν*. [aposkythizein.= abskythen]

Auch die Begriffe „Guter“ und „Böser Geist“ kamen erst durch die Weißen auf; früher glaubten die Indianer an eine stattliche Zahl von Geistern und Göttern.

In stärkstem Maß zeigt sich der veränderte Einfluß der europäischen Einwanderung bei der Entstehung der Präriekultur, die für die meisten von uns der Inbegriff des Indianertums ist. Die Prärien, ein hochgelegenes Tafelland, waren ursprünglich unbewohnt. Oft weithin ohne genießbares **[21]** Wasser, bildeten sie den Tummelplatz von Millionen von Bisons, Antilopen und anderm Wild. Randstämme nützten natürlich den Wildreichtum aus, soweit dies zu Fuß geschehen konnte.

Allmählich wurden die weißen Einwanderer im Osten immer mehr, drängten die benachbarten Stämme weiter und weiter zurück. Diese wiederum verdrängten ihre Nachbarn. Der Druck ging also von einem Stamm zum andern, bis schließlich die Randvölker in die Hochprärien hinausgeschoben wurden. Sie hätten aber ein kümmerliches Dasein führen müssen (wie tatsächlich manche Stämme in öden Gegenden), wenn nicht mit dem Europäer ein Tier ins Land gekommen wäre, das die Möglichkeit bot, Strecken zu bewältigen, denen Fußgänger als Stammeseinheit auf die Dauer nicht gewachsen sind: das Pferd.

Die ersten dieser nützlichen Tiere wurden von den Spaniern nach Amerika gebracht, verwilderten und vermehrten sich außerordentlich in den ihren Lebensgewohnheiten zusagenden Gebieten und entwickelten sich schließlich zu großen Herden. Vom „Blaßgesicht“ lernte der Indianer das Pferd meistern, und in unglaublich kurzer Zeit waren die Hochprärien von streifenden Jägerstämmen bevölkert. Die Präriekultur entstand ziemlich spät. Nach ihren Aufzeichnungen und Überlieferungen wurden z. B. die Oglalla, ein Teton-Siouxstamm, erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts mit dem Pferd bekannt, und doch sind sie Anfang des 19. Jahrhunderts schon ausgesprochene Prärie-Indianer. Nur wenige dieser Stämme waren aber reine Jägernomaden mit dem Tipi, dem kegelförmigen Zelt, als ausschließlicher Wohnung, wie die Siksika **[22]** (Schwarzfüße), Assiniboin, Apsarokä (Krähenindianer) und Teton-Dakota, ferner die Shayenne, Arapaho, Kaiowä und Komantsche. Viele andere Stämme, die ebenfalls als Prärie-Indianer gerechnet werden, lebten im Winter in festen Erdhäusern und trieben auch Ackerbau, wie die Mandan, Pani, Osage und andre. Sie zogen im Sommer, nachdem die Felder bestellt waren, in großen Verbänden – oft der ganze Stamm – in das Jagdgebiet, und kehrten erst zur Erntezeit wieder in ihre festen Wohnsitze zurück. Im Winter jagten sie höchstens in kleinen Gruppen. Man kann diese Stämme geradezu als „Sommerprärieindianer“ bezeichnen.

Verhältnismäßig lange hat sich die Präriekultur gehalten. Erst nach blutigem, verzweifelterm Ringen erlagen auch diese Stämme weniger der ehrlich geführten Waffe, als dem Schnaps, den ansteckenden Krankheiten, den betrügerischen Verträgen und dem Hunger, einer Folge der barbarischen Ausrottung ihres wichtigsten Jagdtiers: des Bisons.

*

In den meisten Sammlungen, die uns Erzeugnisse der nordamerikanischen Stämme vor Augen führen, finden wir hauptsächlich Gegenstände der östlichen Waldindianer und der Präriestämme. Ihr Hang zu farbenprächtigem Schmuck, der fast nichts unverziert ließ, mußte selbst rohe und ungebildete Menschen zum Aufbewahren einzelner Stücke verleiten.

Daß jedoch bei dem schon erwähnten Bildungsgrad des Durchschnitts der Eroberer und Kolonisten von

einem wissenschaftlichen und zielbewußten Sammeln keine Rede sein konnte, ist ohne weiteres [23] klar. Man häufte schöne Beutestücke, Merkwürdigkeiten und Andenken auf und achtete wenig auf gewöhnliche Gebrauchsgegenstände. Die Nachkommen dieser Sammler wiederum hatten nur selten Sinn für die Erhaltung jener Zeugen alter Kultur und nahmen höchstens Rücksicht auf besonders schöne Sachen, die vielleicht mit der Geschichte der Familie in irgendwelchem Zusammenhang standen. Und so verfiel natürlich im Lauf der Zeit das meiste. Die älteren Sammlungen weisen aus diesem Grund fast nur Paradedstücke und Waffen auf; gewöhnliche Gebrauchsgegenstände sind wenig vorhanden. Ebenso spärlich finden sich noch Erinnerungen an solche Völkerschaften, die in öden Gegenden ein kulturarmes, kümmerliches Dasein fristeten.

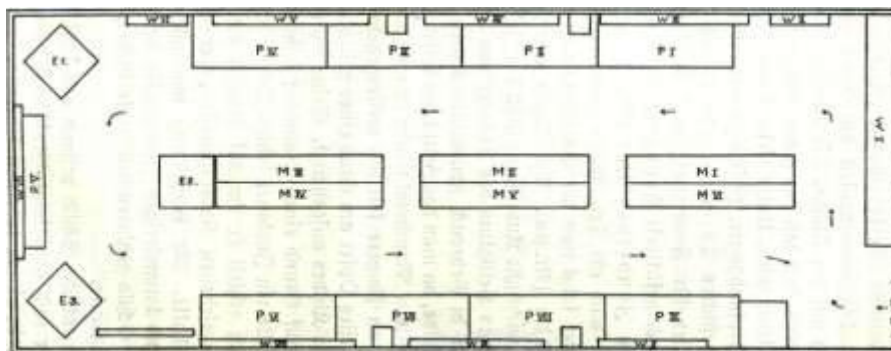
Man ist daher heutzutage erfreut über jedes gute, alte Stück, mag es noch so mitgenommen aussehen, und manch unscheinbarer kleiner Gegenstand ist für die Wissenschaft von weit höherem Wert als ein auffälliges Prunkstück.

2. Die Sammlung [1928 !!]

Die Besucher halten sich am besten an den beigefügten Plan und gehen in der durch Pfeile angegebenen Richtung. Führungen werden im gleichen Sinn gehalten (Abb. S. 25).

Wandschrank I (W I)

zeigt uns zunächst die vollständige Paradeausrüstung eines Prärie-Indianers aus der letzten Glanzzeit dieser Kultur. In der linken Ecke, von der Decke bis zum Boden reichend, erblicken wir die große Kriegsmütze (Nr. 1), mit glasperlenbesticktem Stirnband und Besatz aus Adlerstoßfedern, die vom [24] sogenannten Kriegsadler (*Aquila canadensis*) gewonnen werden. Die Mütze hat eine lange Schleppe aus Flanell, mit Bändern und ebenfalls Adlerfedern besetzt. An den Seiten der Schleppe, etwa in Brusthöhe, sind zwei lange Bänder angebracht, mit denen die schwere Schleppe beim Reiten am Leib befestigt wird. Diese Mütze war eine große Auszeichnung, die nur von anerkannten Führern getragen werden durfte. Gewöhnlich wurde sie nur bei Paraden und Festlichkeiten aufgesetzt, sehr selten im Kampf. Es kam aber öfter vor, daß ein junger, hoffnungsvoller Krieger, der zum erstenmal „den Kriegspfad betrat“, von einem anerkannten alten Häuptling eine solche Mütze verliehen bekam. Sein Ehrgeiz wurde dadurch angestachelt, und er trug sie dann selbstverständlich im ersten Kampf.



[25] Grundriß des Indianermuseums

Neben der Mütze steht die lange Lanze (Nr. 2), die in späterer Zeit, als die Indianer Feuerwaffen hatten, zur Paradowaffe herabsank.

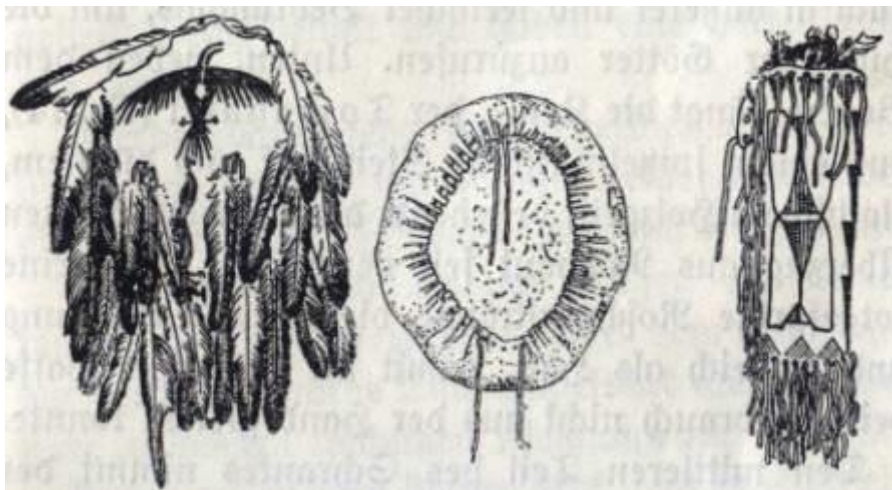
Oben, links von der Kriegsmütze, hängt ein helmbuschartiger Kopfschmuck (Nr. 3) aus gefärbten Hirsch- und Stachelschweinhaaren, sowie ein perlbestickter Zopfanhänger (Nr. 4) mit geschnittenen Adlerfedern. Der Schmuck aus Hirschschwanzhaaren, gewöhnlich einfach Hirschschwanz (*deerstail*) genannt, war ursprünglich eine hohe Auszeichnung, die darin steckenden Adlerfedern erinnerten an besondere Taten. Der Zopfanhänger zeigt Spinnwebemuster; die Spinne steht in freundschaftlicher Verbindung mit den Donnergöttern. Die kleinen Rechtecke stellen Bündel dar. Das gefärbte Roßhaar an diesem Schmuck drückt manchmal den Wunsch aus, ein Pferd dieser Farbe [26] zu besitzen. Neben diesem Anhängersieht man eine perlbestickte Messerscheide (Nr. 9) aus Rohhaut mit Hügelornamenten am Rand und drei Antilopen auf der Fläche. Die Messerscheiden sind meist so groß, daß fast das ganze Messer mit Griff darin versenkt wird. Unter dieser Gruppe (Messerscheide, Zopfanhänger, Hirschschwanz) erblicken

wir ein perlbesticktes Täschchen (Nr. 7) mit Bärenatzenmuster für Feuerzeug, zwei messingne mit Kupferblech gefütterte Handgelenkringe (Nr. 6) und einen Zunderbehälter (Nr. 5) aus Bisonhorn, der auch als Trinkbecher verwendet wurde.



Teilansicht eines Wandschranks mit vollständiger Paradeausrüstung eines Prärie-Indianers

Darunter folgt nun der Schild (Nr. 8) mit der Schildhülle (Nr. 8a). Der Schild war in alter Zeit das wichtigste Ausrüstungsstück des Indianers. Er war das Heiligtum des Trägers von dem Tag an, da er in Gebrauch genommen wurde, bis zu jener Stunde, da man das Haupt des toten Kriegers darauf bettete. Manchmal wurde er auch von alten Kriegern auf jüngere feierlich weitergegeben, oder als kostbarstes Opfer am Grab einer geliebten Frau oder eines Kindes aufgehängt. Seine Anfertigung erfolgte auf Grund eines Traumes; äußerst selten jedoch stellte ein Indianer seinen Schild selbst her, gewöhnlich erhielt er ihn auf Wunsch von einem alten, angesehenen Kampfgenossen, der ihn „geträumt“ hatte. Die Herstellung war mit großen Kosten und langwierigen Zeremonien verbunden: zu jedem Schild gehörten bestimmte Lieder, Gebete und Kriegsrufe.



Kriegsschild mit Hülle und Kriegsmützen-Behälter

Der eigentliche Schild bestand aus künstlich dickgemachter und gehärteter Genickhaut vom Bison. Er steckte in einem ledernen Überzug, der bemalt [27] und mit allerlei Anhängern (Federn, Fellstreifen usw.) verziert war. Ein zweiter, meist ganz unverzierter Überzug diente dazu, den Schild zu schonen und gegen unberufene Blicke zu schützen. Diese zweite Hülle wurde beim Gebrauch entfernt, während der bemalte Überzug blieb. Schutzzauber, Zopf und Zaumanhänger wurden häufig bis zur Verwendung zwischen dem ersten und zweiten Schildüberzug aufbewahrt. Auf unserm Schild ist ein Donnervogel als Schutzgott gemalt; die grüne Farbe des Grundes bedeutet die sommerliche Erde.

Neben dem Schild hängt der Köcher (Nr. 15), der aus Pfeiltasche, Bogenhülle und Tragband besteht. Die Pfeiltasche ist tief genug, um die Pfeile in ihrer ganzen Länge aufzunehmen, während der Bogen aus seiner engen Hülle etwas herausragt. Den Bogen fertigte der Krieger gewöhnlich selbst an und behandelte ihn sehr sorgfältig. Die Pfeile dagegen wurden oft von älteren Männern auf Verlangen gegen Entschädigung hergestellt. Beim Pfeilemachen ging es sehr zeremoniell zu. Die [28] Pfeile wurden auch nicht in beliebiger Zahl, sondern stets in Sätzen zu drei, vier, sechs, acht oder zwölf Stück, je nach dem Vermögen des Auftraggebers, angefertigt.



Blick in den linken Gang des Karl-May-Museums - Im Pultschrank vorn eine Sammlung auserlesen schöner Pfeifen, deren Köpfe aus dem berühmten roten Catlinitstein geschnitten sind

Rechts oberhalb des Köchers hängt eine Signalpfeife (Nr. 16) aus Adlerflügelknochen mit einem an den Tragriemen gebundenen Stück Wurzel, dem persönlichen Talisman, der „Medizin“ des Trägers. Der Krieger pffft nicht nur vor dem Angriff, sondern auch in äußerer und seelischer Bedrängnis, um die Hilfe der Götter anzurufen. Unten, neben dem Bogen, hängt die Keule, der Tomahawk (Nr. 14), aus einem spitzelliptischen Steinkopf und dünnem, elastischem Holzgriff bestehend, die beide durch einen Überzug aus Rohhaut fest verbunden sind. Eine rotgefärbte Roßhaarsträhne dient als Verzierung und zugleich als Halt, damit die wuchtige Waffe beim Gebrauch nicht aus der Hand gleiten konnte.

Den mittleren Teil des Schrankes nimmt der Anzug ein, bestehend aus dem Ob ergewand (Nr. 10), dem Lendentuch (Nr. 11), Beinlingen oder Leggings (Nr. 12) und Schuhen, Mokkasins (Nr. 13). Hemd und Beinkleider, angefertigt aus weich gegerbtem Hirschleder, sind reich mit Perlenstickereien verziert. Die Muster haben symbolische Bedeutung (auf dem Perlstreifen des Hemdes Spinnennetze, auf den Beinlingen das sehr beliebte Tipi = Zeltmuster und Sterne). Das Hemd trägt außerdem einen Behang aus Menschenhaarsträhnen. Ein solches Kleidungsstück wurde gewöhnlich Sklaphemd genannt. Der Behang ist eine hohe Auszeichnung, denn nur ein Krieger, der vier Kriegszüge erfolgreich geleitet hatte, durfte diesen Haarbehang [29] tragen. Es wurden jedoch nicht nur die Haare erschlagener Feinde genommen: auch Verwandte desjenigen, der ein solches Hemd tragen durfte, steuerten viel von ihren Kopfharen dazu bei.

Die Beinkleider haben seltner Haarbehang. Die beiden zu diesem Anzug gehörigen Stücke sind gelb und grün gefärbt. Gelb bedeutet Sonnenlicht, Tag, manchmal auch Wasser; grün die Erde.

Die Schuhe (Mokkasins) sind aus Hirschleder hergestellt, reich bestickt und haben eine harte Sohle aus Rohhaut.

Über dem Anzug sehen wir ein perlbesticktes Lederhalsband (Nr. 17) mit Muschelscheibe; diese bildete einen bedeutenden Handelsgegenstand der Indianer.

Das Lententuch bestand früher aus einem langen, breiten Lederstreifen. Nach dem Eindringen der Europäer wurde Tuch eingeführt und mit Vorliebe zu diesem wichtigen Kleidungsstück benützt.

Rechts neben dem Anzug sieht man zunächst eine Bartzange (Nr. 18) zum Ausrupfen der Gesichtshaare. Früher wurden diese Zangen aus Muschelschalen hergestellt, durch die Weißen kam später Metall in Anwendung. Neben der Bartzange hängt ein Lederbeutelchen mit roter Farbe (Nr. 19) zum Bemalen des Gesichts.

Unten, neben den Beinkleidern, erblicken wir die Reitpeitsche (Nr. 20) mit kurzem, geschnitztem Griff aus Holz und schwerem, doppeltem Lederriemen. Daneben hängt der perlbestickte Pfeifen- und Tabaksack (Nr. 21), nebst Tabakspfeife (Nr. 22) mit Kopf aus dem heiligen roten Pfeifenstein, Catlinit (vgl. die Pfeifensammlung im Pultschrank P IX).



Aus dem Karl-May-Museum

Zwischen den Wandschränken zwei Büsten von Dakota-Indianern, nach dem Leben modelliert von Prof. E.[Erich]Hösel, Meißen

[30] Einen großen Raum nimmt die gegerbte und bemalte Haut eines Wapitihirsches ein (Nr. 23), die als Mantel diente. Die meisten Prärie-Indianer trugen, besonders im Winter, Bisonfelle als Mäntel, doch wurden auch andre große Tierfelle (von Hirschen, später sogar Rindern und Pferden) zu solchen Decken verarbeitet. Diese Mäntel wurden bald nach der Berührung mit den Europäern durch Woldecken ersetzt. Die Tierfellmäntel waren häufig mit Figuren bemalt, die auf Träume und Visionen oder Kriegstaten des Trägers Bezug hatten. Die hier befindliche Hirschhaut zeigt in der Mitte eine große Sonne, in den Ecken vier berittene Indianer und auf dem Hals drei Bisonköpfe, als Zeichen, daß der Träger dreimal die Sonnentanzmarter mitgemacht hat.

Oben, rechts neben dieser bemalten Haut, sehen wir drei mit Perlen und Stachelschweinborsten verzierte Stäbchen (Nr. 24). Sie wurden von den Kriegern beim Sonnentanzfest in den Haaren getragen.

An der Schmalseite hängen untereinander zwei panzerartige Brustschmucke (Nr. 25) aus durchbohrten Knochenspindeln, sowie ein köcherförmiger Behälter (Nr. 26) aus Rohhaut zum Aufbewahren der Kriegsmütze.

Auf dem Boden fällt uns zunächst eine lange, mit Otterfell umwickelte Lanze (Nr. 27) auf. Die Spitze besteht aus einem Stück Bisonrippe und ist zur Hälfte mit Leder überzogen. Am Ende der Lanze steckt ein Bündel gespaltener Eulenfedern. Dieses Stück ist keine eigentliche Waffe, sondern eins der Hauptabzeichen der Kriegshäuptlinge des „Wolfs-“ [31] oder „Hunde-Soldatenbundes“, eine Art militärischer Gesellschaft, der wir bei fast allen Prärie-Indianerstämmen begegnen. Ein ebensolches Abzeichen derselben Vereinigung ist die Rassel (Nr. 28), wahrscheinlich auch die Peitsche (Nr. 20) und die Otterpelzschärpe (Nr. 30). Sie ist mit kleinen Spiegeln besetzt, die zum Signalisieren dienen.



Patty Frank, der Verwalter des Karl-May-Museums, mit einer Kindertrage der Tlingit-Indianer.
Er hat den größten Teil der Sammlung auf seinen Weltreisen während 35 langen Jahren zusammengetragen.

Die Kriegshäuptlinge hatten strengbindende Verpflichtungen. Bei den von Karl May häufig erwähnten Kaiowä (Kiowas) waren es vier Häuptlinge von gleichem Rang. Ihre Abzeichen waren ein besondrer Kopfschmuck, eine lange, auf dem Boden nachschleppende Schärpe, die Lanze und eine Rassel. Wurde einem solchen Häuptling die Führung eines Kriegszuges angeboten, so konnte er auf Grund von Krankheit oder Träumen diese Führung einem seiner Mithäuptlinge übergeben, durfte dies jedoch nicht öfter als dreimal tun, da er sonst als Feigling betrachtet und seiner Würde enthoben wurde. Beim Beginn eines Kampfes ritt der Kriegshäuptling voraus, sprang vom Pferd und stieß die Lanze durch das Ende der Schärpe in die Erde. Von diesem Punkt aus leitete er das Gefecht unter Rasseln und Gesang von Kriegsliedern. Wurden seine Leute geschlagen, so durfte er den Platz erst verlassen, wenn ein Häuptling von gleichem Rang herbeiritt, die Lanze herausriß und ihm vier Hiebe mit der Reitpeitsche über das Gesicht zog (was nicht etwa als Kränkung galt). Einen im Rang nicht gleichstehenden Mann mußte er gegebenenfalls mit der Waffe fortjagen. Waren keine Mithäuptlinge da, oder waren sie gefallen, so stimmte er den Totengesang an und starb auf dem Platz.

[32] Die Worte des Totengesanges der Kaitseñko (Kriegerbund der Kaiowä) lauteten:

„Kaitseñko änäobahéma, haá ipaidegi obáika!
Kaitseñko änäobahéma, hadořngagi obáika!“

Singgemäß übersetzt:

„Wir Kaitseñko müssen sterben, doch du, o Sonne, bist ewig!
Wir Kaitseñko müssen sterben, doch du, o Erde, bist ewig!“

Zum Paradeschmuck ohne weitere Bedeutung gehört die Halskette (Nr. 29) aus Klauen des schwarzen Bären (*Ursus americanus*) und eine mit Perlen bestickte Weste (Nr. 31). Dieses Kleidungsstück war den Indianern ursprünglich unbekannt; seine Form wurde von den Europäern übernommen.

Die Gegenstände in diesem Schrank sind verschiedner Herkunft. So stammen die Nr. 1, 3, 4, 7, 9, 10-14 u. a. von den Dakota, Nr. 18 von den Shayenne, Nr. 16 von den Schwarzfüßen, Nr. 2 von den Ute (Utahs). Doch ist die Präriekultur in hohem Grade einheitlich, die äußern Unterschiede bei den einzelnen, in diesem Schrank vertretenen Stämmen so gering, daß hier kein Anstoß genommen wurde, die Sachen aus verschiedenen Gebieten der Prärie zusammenzubringen, um einen Überblick über die Ausrüstung eines vornehmen Kriegers zu geben.

Mittelschrank I (M I)

gibt uns an einigen Beispielen einen Einblick in Kulturen, die sich mit der volkstümlichen Auffassung vom nordamerikanischen Indianer schwer [33] vereinbaren lassen. In der ersten Abteilung erblicken wir einige Proben der Handfertigkeit von nordwestamerikanischen Stämmen, deren hervorragendstes Merkmal eine hochentwickelte, bildnerische Kunst ist. Ihre Wohnungen waren feste Holzhäuser mit bemalten Wänden und prächtig geschnitzten Pfosten. Viele solcher Stämme hatten vor den Häusern geschnitzte Wappenpfähle aus Zederstämmen, sogenannte Totempfähle, die z. B. bei den Haida bis 15 m Höhe erreichten. Die Beschäftigung dieser Indianer war Fischfang und Pelztierjagd. Sie waren sehr kriegerisch, ihre Ausrüstung gehört zu den vollkommensten, die wir aus Nordamerika kennen. Sie hatten Panzer aus Holzplatten oder starkem Leder und Maskenhelme aus Holz. Das Kanu, von eleganter Form aus großen Zederstämmen gehauen, spielte bei diesen Bewohnern der fjordreichen Küsten und Inseln Nordwest-Amerikas ungefähr dieselbe Rolle wie bei den Prärie-Indianern das Pferd. Oben im Schrank erblicken wir einen alten Tanzschurz der Haida mit Hufen von Schneeziegen (einer Antilopenart, *Oreamnuns montanus*), deren lange, weiße Haare von diesen Indianern zu prächtigen Decken verwebt wurden. Darunter hängt links eine sehr sinnreiche Schlinge aus feinen Fischbeinstreifen zum Fangen kleiner Nagetiere. Auf Glasplatten stehen zierliche Körbchen aus Zederbast und teilweise aus gefärbtem Gras geflochten; eine kleine, hölzerne Signaltrompete, die trotz ihrer Unansehnlichkeit einen lauten, durchdringenden Ton gibt; ein kleines Holzkästchen, eine Eßschale aus Holz in Form einer Robbe sowie eine kleine [34] Tabakspfeife aus schwarzem Tonschiefer. Auf dem Boden steht eine Wiege aus Zederbrettern mit lebensgroßer Holzpuppe. An der Schmalseite hängt ein altes Ruder (Pagaie) mit bemaltem Blatt.



Zur selben Kultur gehört eine bemalte Matte aus Zederbast im

Wandschrank II (W II)

gegenüber, sowie ein danebenhängendes Modell eines Wappenpfahles.

Die zweite Abteilung des Mittelschranks I (M I) bringt uns nach Kalifornien und Oregon. Die meisten Indianer links des Felsengebirges stehen oder standen auf ziemlich tiefer Kulturstufe, waren primitive Sammler und Jäger, doch zeigen einige der nördlichen Stämme deutliche Beeinflussung von Nordwesten her (Flechtarbeiten, Bogen). Wir erblicken eine kunstvoll gearbeitete, uralte Tanzkrone, eine zierlich geflochtene Frauenmütze der Hupa, sowie zwei Haarbürsten, wovon die eine aus dem Samen eines Storchschnabelgewächses gebündelt, die andre aus der Schwanzhaut eines Stachelschweins gefertigt wurde. Ferner sind vorhanden eine Rassel aus Schildkrötenschale und Schaffhufen, drei schöne, alte Bogen. Der erste stammt von den Modoc, die durch ihren letzten Verzweiflungskampf 1872/73 unter Kintpuash, gewöhnlich Captain Jack genannt, berühmt geworden sind. Der zweite, aus der Gegend der San-Franzisko-Bai, ist ein [35] Reflexbogen, d. h. er muß beim Spannen vollständig nach der andern Richtung gekrümmt werden. Der dritte ist ein einfacher Stabbogen.

Das Glanzstück dieser kleinen Sammlung ist ein Schädel mit der dazugehörigen Kopf- und Gesichtshaut, in der Nähe von Kap Mendocino 1860 aufgefunden. Eine eingehende Beschreibung

dieses kostbaren Gegenstands findet sich im Karl-May-Jahrbuch 1927. Neuere Stücke sind eine Halskette aus Perlen und Dentalien, sowie zwei Pfeile aus Süd-Kalifornien.

Die dritte Abteilung (M I) bringt uns in das Gebiet der südwestlichen Ackerbaustämme, einer sprachlich ziemlich gemischten, kulturell aber einigermaßen einheitlichen Gruppe. Teile dieser Völkerschaft wohnen in rohen Hütten, andere in festen Terrassendörfern (*pueblos*). Sie beschäftigen sich mit Ackerbau und etwas Viehzucht und sind gute Töpfer und Weber. Zäh halten sie noch an ihrem alten Glauben und ihren alten Gebräuchen fest. Berühmt ist vor allem der „Schlangentanz“ der Hopitu (gewöhnlich Hopi, früher meist Moqui genannt), bei dem die Priester mit lebenden Klapperschlangen tanzen. Wir sehen zwei Tanzschärpen der Hopi, eine Schildkrötenrassel, ein Körbchen in Spiralwulsttechnik, ein kiltartiges Lendentuch der Zuñi und einen Zeremonialschild. Zwischen den beiden Schärpen hängt ein sehr seltenes Stück: ein Kopfschmuck der Pima (*A-a-tam*), aus den Haaren erlegter Feinde angefertigt.

Kehren wir wieder zu den Prärie-Indianern zurück:

[36]

Wandschrank III (W III)

zeigt uns verschiedene Kindersachen, u. a. auch einen vollständigen, mit Glasperlen bestickten kleinen Anzug eines Enkels des berühmten Häuptlings der Oglalla (Ogellallahs) Washitshung tashunka (siehe darüber P II).

In dem darunterstehenden

Pult I (P I)

befindet sich eine Sammlung verschiedener kleiner Schmuckgegenstände, hauptsächlich Kopfschmuck. Jedes Stück hatte beim Indianer seine Bedeutung als Schutzzeichen oder Auszeichnung. Am wichtigsten war der Kopfschmuck, zu dem Adlerfedern bevorzugt wurden. Je nach der Zahl, Stellung, Schnitt und Bemalung der Federn konnte man die Kriegstaten des Trägers erkennen, wieviele „Coups“ er gezählt, Skalpe genommen usw. Links sehen wir eine Mütze aus Wolfsfell mit Adlerfedern, Muschelschalen und Menschenhaaren verziert. Besonders bemerkenswert ist ein helmbuschartiger Kopfschmuck aus rotgefärbten Hirschhaaren und langen Stachelschweinborsten, den ursprünglich nur ein Krieger tragen durfte, der das Recht auf vier **[37]** Kriegsauszeichnungen ersten Ranges hatte. Zwei Adlerfedern stecken darin, an deren Spitzen Klapperschlangentrasseln hängen. Sie bedeuten, daß ihr Besitzer erfolgreiche Pferderaubzüge unternahm. Der ursprüngliche Sinn des Schmuckes ist jedoch heutzutage größtenteils verschwunden; er ist infolge des zersetzenden Einflusses der „Zivilisation“ Selbstzweck geworden, soweit er sich überhaupt noch erhalten hat.



Pult II (P II)

enthält Ausrüstungsgegenstände des Oglalla-Häuptlings Washitshung tashunka (wörtlich: Weiße seine Pferde = von den Weißen stammen seine Pferde) bekannter unter der englischen Übersetzung seines Namens: American Horse. Er war ein bedeutender Redner, ein Mann von scharfer Überlegung und Urteilskraft, der das Nutzlose des bewaffneten Widerstandes beizeiten erkannte und für friedliche Anpassung war. Er starb 1910.

Ein weiteres historisches Stück zeigt uns

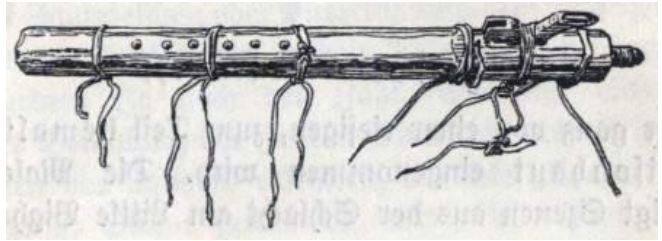
Wandschrank IV (W IV),

der ganz von einer riesigen, zum Teil bemalten Bisonhaut eingenommen wird. Die Malerei zeigt Szenen aus der Schlacht am Little Bighorn (25./27. Juni 1876), in der General Custer mit seiner ganzen Abteilung, 5 Kompanien des 7. Kavallerieregiments, fiel. In den Zeittafeln (*calendar histories, winter counts*) der Dakota wird für 1876 nie bezug auf diese Schlacht genommen. Dagegen gibt es mehrere größere indianische [38] Darstellungen dieses Ereignisses (von Red Horse auf Papier, von Curly auf Baumwollstoff). Auf dieser Bisonhaut – der einzigen bis jetzt bekannten Darstellung auf Leder! – erblicken wir Indianer, die Pferde wegtreiben und Soldaten niederreiten; Einzelkämpfe mit Soldaten, auch einen Indianer, der einen Soldaten skalpiert. Die Decke wurde am 18. Dezember 1876 bei einem Überfall auf Sitting Bulls Lager erbeutet.

Rechts in demselben Schrank hängt eine Keule, eine kurze, aber nichtsdestoweniger wuchtige Waffe. Sie wurde von einem Verwandten Sitting Bulls erworben und soll von dem Verkäufer in den Gefechten mit General Crook (17. Juni 1876) und mit General Custer getragen worden sein.

Mittelschrank II (M II)

Abteilung I: Hier fällt uns zunächst ein schönes Frauengewand der Shoshoni in die Augen, das mit der zartgrauen Farbe seines Hirschleders, der schmalen Perlstickerei und feinen Bemalung einen wirklich vornehmen Eindruck macht. Darunter erblicken wir eine Sonnentanzflöte der Ute, eine Halskette, Täschchen und Mokkasins aus Hirschleder mit Stickerei von Stachelschweinborsten. An [39] der Schmalseite hängen eine Tasche, ein Paar gelbgefärbte Beinlinge aus Hirschleder mit Perlstickerei und auseinandergefaltet eine Umlegemasche aus bemaltem und besticktem Hirschleder. Die zweite Gamasche liegt gefaltet auf dem Boden.



Im Mittelteil, Abteilung II, hängt ein Zeremonialschild der Kaiowä-Apatschen und eine Kriegsmütze der Apatschen des Wüstengebiets nebst zwei ponchoartigen Oberteilen von Frauengewändern, die durch lange feine Lederfransen besonders auffallen. Der obere ist aus Antilopenleder geschnitten und ohne weitere Verzierung, der untere, sehr alte und abgetragene zeigt eine Perlfranse quer über den Rückenteil. Am Boden liegen eine Trommel mit Schlägel und ein uralter Köcher aus Jaguarhaut, deren Haare bis auf geringe Spuren verschwunden sind. Rechts, Abteilung III, hängt ein schönes Mädchengewand der Kaiowä-Apatschen, das nach Belieben mit oder ohne Ärmel getrafen wurde. Die Ärmel sind daher getrennt vom Gewand aufgehängt. Besondere Aufmerksamkeit verdienen zwei hübsch geschnitzte und bemalte Spielpfeile, die nicht vom Bogen geschossen, sondern aus freier Hand geworfen wurden.

Unter dem Mädchengewand lehnt ein alter Schild mit bemaltem Überzug, an der Schmalseite hängen zwei Paar Beinlinge der Kaiowä, die durch gedrehte und grün gefärbte Lederfransen auffallen.

Oben auf diesem Schrank (M II) erblicken wir ein Sattel- und Zaumzeug für Frauen. Das Zaumzeug ist europäisch, das Kopfgestell jedoch [40] ganz mit perlbestickten Lederriemen überzogen. Der Sattel ist aus verschiedenen Holzteilen hergestellt, die durch einen Rohhautüberzug fest zusammengehalten werden. Auch die Steigbügel sind aus Holz und mit Rohhaut überzogen. Das Schwingleder fehlt bei diesem Sattel, der auf einer prächtig mit kleinen Perlen bestickten ledernen Schabracke aufsitzt. Diese Sättel wurden fast nur von Frauen benützt, während die Männer leichte, flache Kissensättel bevorzugten. Auf und unter diesen Sattel wurde eine dicke, zusammengefaltete Decke oder ein Stück Fell gelegt, um Pferd wie Reiterin gegen Druck und Wundreiben zu schützen.

Pultschrank III (P III)

zeigt uns eine Zusammenstellung von Bogen und Pfeilen. Nur wenige können sich einen Begriff von der Wirkung dieser Waffe machen, die wir fast nur als Flitzbogen aus unsrer Kinderzeit kennen. Die Sammlung zeigt uns hier nur



Bogen von Prärie-Indianern, kurze, zum Teil durch Leim- und Sehnenbelag auf dem Rücken (der Außenseite) verstärkte Waffen. Kurz sind auch die Pfeile, denn die Prärie-Indianer waren Reiter, und auf dem Pferd verbietet sich der Gebrauch eines langen Bogens von selbst. Der rote Mann war aber trotz der Kürze und scheinbaren Schwächlichkeit seiner Waffe imstande, auf nicht alle große Entfernung [41] den Pfeil durch einen starken Bison hindurchzuschießen und ein zweites, dicht daneben in gleicher Linie jagendes Tier tödlich zu verwunden. Man hat Beispiele, daß ein Pfeil noch auf mehr als 60 m Entfernung ein Maultier durchschloß und ein einfacher Holzpfeil ohne besondere Spitze die Brust eines bekleideten Mannes durchbohrte. Die Indianer der Südküste (Golf von Mexiko) brachten seinerzeit den Spaniern trotz deren guter Panzerung empfindliche Verluste durch ihre Pfeile bei.



Pultschrank mit einer Sammlung indianischer Bogen und Pfeile

Man benutzte verschiedene Arten von Pfeilen. Für Vögel wurden Geschosse verwendet, die vorn einen entweder glatt abgeschnittenen oder im stumpfen Kegel endenden Holzkopf hatten. Auch für kleines Pelzwild wurden stumpfe Pfeile gebraucht. Außerdem gab es noch einfach gespitzte Holzpfeile. Die Geschosse mit Eisenspitzen (früher wurde Stein, Horn, Knochen und kaltgehämmertes Kupfer verwendet) sind für den Krieg und die Jagd auf größeres Wild. Die Geschicklichkeit der Indianer im Gebrauch dieser Waffe war groß. [Gouverneur Kemble] Warren sagte (1856) von den berittnen Dakota, daß sie mit ihren Bogen an Treffsicherheit und Schnelligkeit den besten Revolverschützen ebenbürtig seien.

Die Feuerwaffe hat Bogen und Pfeil verdrängt, doch wird heute noch deren Gebrauch als Sport gepflegt. Ein Missionar berichtet (1910) von einem Wettschießen zwischen christlichen Irokesenknaben, bei dem ein Fünfcentstück (etwa unserm Fünfzigpfennigstück entsprechend) auf 20 m fast regelmäßig getroffen wurde. Vergiftet wurden die Pfeile bei nur wenigen nordamerikanischen Stämmen.

[42]

Mittelschrank III (M III)

enthält eine prächtige Auswahl alter Gegenstände aus der Zeit der ersten Berührung der noch fast unbeeinflussten Prärie-Indianer mit den vordringenden Europäern. Die Mitte nimmt ein Männeranzug aus Antilopenleder mit feiner Bemalung und prachtvoller Stickerei aus Stachelschweinborsten ein. Die Stacheln der nordamerikanischen Stachelschweine waren das ursprüngliche Stickmaterial. Sie wurden gefärbt und bei der Verwendung im warmen Wasser oder im Mund eingeweicht, dann flach gedrückt und aufgenäht. Der Anzug trägt außerdem an den Schultern „Schwalbennester“ aus kurzgeschnittenen Krähenfedern und an den Säumen der Stickerei einen außerordentlich schönen, dichten Behang von Menschenhaaren.



Junger Apatschenkrieger auf dem Auslug nach dem Feind

Bemerkenswert sind die stiefelartigen Moccasins (Lederstrümpfe) mit langen Schäften und Rohhautsohle, die als Zehenschutz vorn aufgeschlagen ist. Fast alle Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke des Apatschen stammen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Besonders hervorzuheben sind in diesem Schrank noch: eine Hörnermütze der Pani, ein Kragen mit Klauen des grauen Bären (*Danis ferox*), eine alte Holzkeule, ein Pfeifentomahawk mit daran befestigtem Europäerskalp, ein Kriegskalumet, ein Tabaksbeutel, Zauberbeutel, alte Ausrüstungsgegenstände von Kamantsche (Komantschen), bei denen auf eine geflochtene Wasserflasche aus Pflanzenfasern aufmerksam gemacht wird, zwei Reitpeitschen, ein Paar noch unbenützte Moccasins, eine Zaubertrommel usw.

An der Wand gegenüber, im

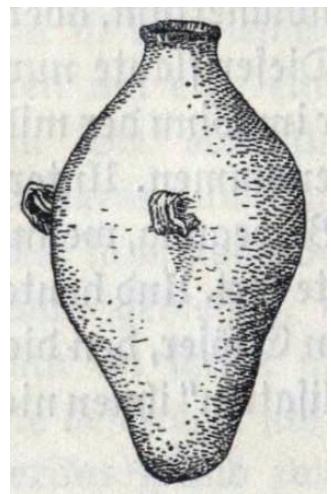
Wandschrank V (W V)

ist ein alter großer Mantel aus bemaltem Bisonfell untergebracht.

[43] Das darunter befindliche

Pult IV (P IV)

veranschaulicht an einer Anzahl von Gegenständen den oft recht betrüblichen Einfluß der europäischen Gesittung. Es sind Erzeugnisse der Fremden-Industrie. Schon verhältnismäßig bald nach dem Eindringen der Europäer begannen die Indianer, zum Teil auch unter dem Einfluß der Mission, Sachen zum Verkauf an die Weißen anzufertigen. Sie richteten sich dabei immer mehr



nach europäischem Geschmack und Bedürfnissen, da sie dadurch leichter Abnehmer fanden, und stellten Gegenstände her, deren Zweck ihnen ursprünglich ganz fremd war, wie z. B. Büchermappen, Zigarrenbehälter, Nadelkissen. Es wurde im Anfang noch viel mit altem Material und alter Geduld gearbeitet. Die Handfertigkeit blieb lange erhalten, aber die ursprüngliche Kunst und der Geschmack litten und verfielen. Diesen Verlauf zeigen deutlich drei Paar Mokkasins, von Angehörigen der Menomini gearbeitet. Das oberste Paar besteht noch aus altem Material und zeigt auch noch alte Muster, ist aber schon zum Verkauf angefertigt. Es stammt aus der Wende des 18. Jahrhunderts. Das zweite Paar, von dem deutschen Maler [Franz] Hölzlhuber 1859 aufgekauft, hat nichts Ursprüngliches mehr an sich. Das Leder stammt aus einer amerikanischen Gerberei, die Perlstickerei auf dem Vorfuß und die Knöchellappen sind mit Papier unterlegt, zum Nähen sind europäische Fäden statt Sehnen verwendet. Dieses Paar wurde den Spuren nach wenigstens kurze Zeit getragen, während das darunterliegende dritte [44] Paar, Kindermokkasins, schon so schlecht gearbeitet ist, daß es beim bloßen Versuch des Anziehens platzen würde.

Wandschrank VI (W VI)

enthält die letzten neuesten Auswüchse dieses Zersetzungsvorgangs. Wohl sind einige der Gegenstände noch von Indianern gefertigt, z. B. ein Paar Mokkasins, ein bemalter Bogen (links) u. a. m. Manche Stücke sind aber auch glatte Fälschungen übelster Art, oft richtige in den Oststaaten hergestellte Massenwaren, wie die Tomahawks, Pfeifen usw. Derartige Sachen werden heutzutage von Indianern aus den Fabriken bezogen und auf Bahnhöfen, in Zirkussen und anderswo an Fremde verkauft. In den Läden der größeren Städte werden solche Stücke, oft ohne je in Indianerhänden gewesen zu sein, harmlosen Touristen und Sammlern als „Indianerarbeit“ für teures Geld aufgehängt.



Gestalt einer jungen Schwarzfuß-Indianerin
Das Kleid ist aus Bergschafleder gefertigt und enthält einen prachtvollen Besatz von 80 Augzähnen des Wapitihirsches, die als große Kostbarkeit gelten.

Ein beleidigtes Kennerauge mag sich dann dafür an der Figur eines jungen Apatschenkriegers erfreuen, die im

Einzelschrank I (E I)

in der Ecke steht. In gelb gefärbtes Leder gekleidet, ausgerüstet mit Bogen, Köcher, Pfeilen, Schild aus Jaguarfell, Steinkeule und Fangschlinge aus Pferdehaaren steht der junge Krieger auf der Höhe eines Felsens, die Augen mit der Hand beschattend, auf dem Auslug nach dem Feind. Alle Gegenstände an der Figur stammen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, nur der Lendenschurz ist ergänzt.

[45] An der anschließenden Schmalseite des Museums ist in dem flachen

Wandschrank VII (W VII)

ein großer bemalter Frauenmantel der Ute-Indianer untergebracht. Wie bei dem Stück in W V ist auch bei diesem die Haut in zwei Hälften vom Tier abgezogen, gegerbt und dann wieder zusammengenäht. Das Bearbeiten des Felles wurde dadurch etwas erleichtert. Solche Mäntel gingen im Handel unter der Bezeichnung „Split robes“ und hatten natürlich nicht den Wert wie eine im ganzen gegerbte Decke. Infolgedessen stellte man sie bald nach der Berührung mit Händlern nicht mehr her, und sie sind heutzutage sehr selten.

In dem darunter befindlichen

Pultschrank V (P V)

sind Gräberfunde und Altertümer untergebracht, wie Steinbeile, steinerne Speer- und Pfeilspitzen, auch einige aztekische Stücke aus Alt-Mexiko. Es wird besonders auf einen alten, wahrscheinlich französischen Armbrustbolzenköcher mit neun Geschossen hingewiesen. Dieser Köcher war sicher in Indianerhänden, denn der eine Bolzen ist indianisch geschäftet. In Kanada waren noch lange Zeit, bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, rohe Armbrüste bei einzelnen Rothäuten in Gebrauch. Die Bekanntschaft mit dieser Waffe haben sie jedenfalls der ersten Berührung mit den Franzosen zu verdanken. Bevor jedoch die Armbrust [46] sich richtig einbürgern konnte, wurde sie, wie der einheimische Bogen, durch das Feuegewehr verdrängt.

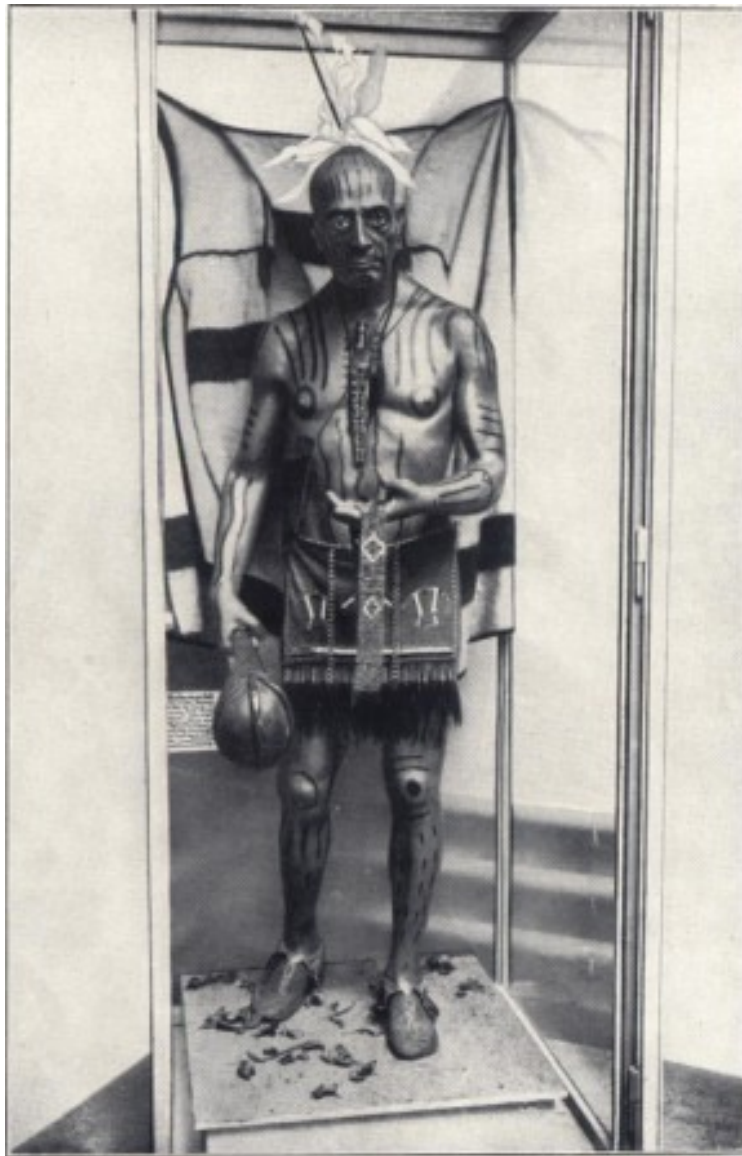
Der Schmalwand gegenüber steht im

Einzelschrank II (E II)

die Gestalt einer jungen Schwarzfuß-Indianerin, gekleidet in ein Gewand aus Bighornleder, das prächtig mit Perlen bestickt ist und einen fast überreichen Behang von ElkHzähnen trägt. Es sind die Augzähne des Wapitihirsches (*Cervus canadensis*), die als Symbol und Bringer langen Lebens gelten. (Auch bei unsern Jägern sind die Augzähne des Rothirsches [*Cervus elaphus*] unter der Bezeichnung „Hirschgrandeln“ sehr geschätzt.) Ferner trägt die Frau einen Halsschmuck aus Knochenspindeln und Glasperlen, einen Gürtel aus Neusilberscheiben, perlenbestickte Beinstulpen aus Leder und perlenbestickte Mokkasins. Mit der rechten Hand hält sie einen alten, besonders schönen und kostbaren Mantel aus bemalter Bisonhaut. Zu ihren Füßen liegen Werkzeuge und Gebrauchsgegenstände für Frauen: eine schön bestickte Arbeitstasche, ein Fellschaber aus der Stange eines Elkgeweihs mit Eisenklinge und ein Fleischhammer aus Stein, mit Rohhaut an einem kurzen Holzstiel befestigt. Er diente zum Zerkleinern des getrockneten Fleisches.

Einzelschrank III (E III)

Hier tritt uns ein Kriegshäuptling der Irokesen entgegen, der uns zeigt, wie die Krieger der östlichen Völker um die Mitte des 18. Jahrhunderts ausgesehen haben. Er ist in dem Augenblick dargestellt, [47] in dem er gerade eine Kriegserklärung erhalten hat. Beinahe nackt, rot und schwarz bemalt – was auf Blut und Tod hindeuten könnte – nur mit Lendenschurz und Mokkasins bekleidet, mit Tasche, Skalpiermesser und Keule, wie zum Kampf gerüstet, steht er da, in der Linken einen Wampumgürtel mit weißen Mustern auf dunkelviolettem Grund. Er weist seinem Volk den verhängnisvollen Gürtel, durch den vier Dorfgemeinschaften der Ottawa seinem Stamm eine kriegerische Drohung zusenden. Die Rechte hält die Keule krampfhaft gefaßt, als wollte er damit den Überbringer des Gürtels niederschmettern. Nicht mehr lange dauert es, bis aus seiner Kehle der wildschwermütige, aufreizende Kriegsgesang erschallt, bei dessen Schluß er mit gellendem Kampfruf seine wuchtige Keule gegen den roten Pfahl schleudert: der Krieg ist beschlossen.



Irokesenhäuptling um 1760
in dem Augenblick, wo er eine Kriegserklärung in Form eines Wampumgürtels erhalten hat.
Die rechte Hand hält die schwere Holzkeule, den ursprünglichen Tomahawk. Um den Hals hängt das
Skalpirmesser in prächtig mit Stachelschweinborsten verzierter Scheide.

Sämtliche Gegenstände dieser Figur, die schwere Eschenholzkeule, das Messer mit der farbenprächtigen Verzierung von Stachelschweinborsten an Griff und Scheide, Tasche, Lendenschurz und Mokkasins stammen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Der Wampumgürtel der Ottawa, der aus echten Wampumperlen gewebt ist, zeigt durch noch vorhandene geringe Spuren von roter Bemalung, daß er tatsächlich einmal als Kriegserklärung gedient hat.

Als „Wampum“ werden zylindrische Perlen bezeichnet, die aus Muschelschalen (*Venus mercenaria* u.a.) geschliffen wurden. Sie waren gangbare Münze und dienten nicht nur als Schmuck, sondern auch zu „Gürteln“ verwebt als Urkunden, die unter Obhut eines besonders vertrauenswürdigen **[48]** Mannes, des Wampumbewahrers, standen. Der berühmte Missionar [David] Zeißberger, der um 1770 60 Jahre unter den östlichen Indianern lebte, war längere Zeit unter dem Namen Gounosseratcheri („Er sitzt auf dem Kürbis“) Ratsmitglied und Wampumbewahrer des Seneca-Irokesenstammes.

Echte Wampumgürtel gehören zu den gesuchtesten Kostbarkeiten in Museen. Die französischen Jesuiten, die als Missionare unter den nördlichen Indianern wirkten, führten bald aus Europa dunkelblaue und weiße Glasperlen ein, die als Wampumersatz dienten. Aber selbst Gürtel aus solchen Ersatzperlen, sogenannte Jesuitengürtel, sind sehr selten.

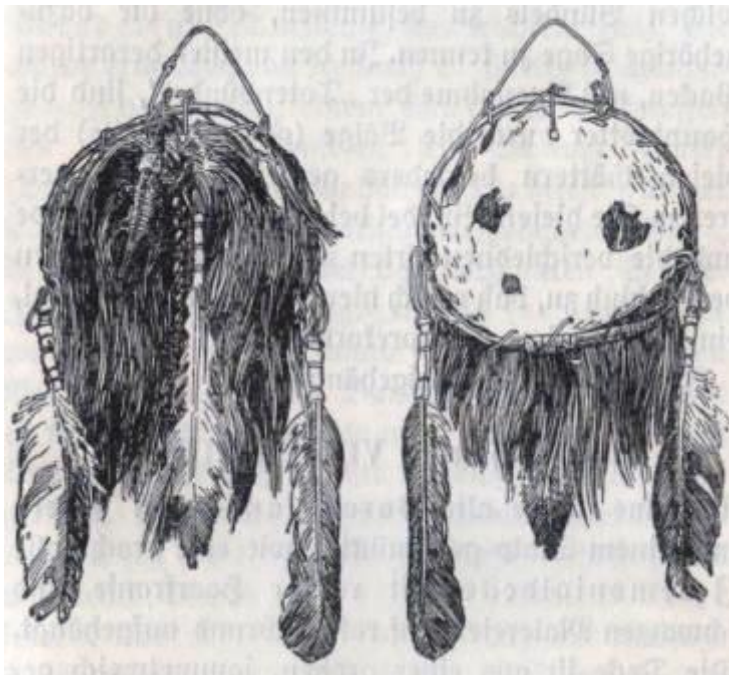
Der weiße Schwanenfederbusch, den der Mann in der geflochtenen Skalplocke seines sonst kahl rasierten Kopfes trägt, ist nach alten Bildern und Quellen ergänzt.

Im gleichen Schrank hängt an der Rückwand ein sogenannter „kanadischer Mantel“, geschnitten aus einer weißen Wolldecke mit einer langen Zipfelkapuze. Säume und Ärmel sind mit rotem Flanell gefaßt. Diese Mäntel wurden nicht allein von Indianern, sondern auch von Europäern sehr gern getragen. Als Frau [Friederike Charlotte Louise] von Riedesel, die Gattin des hessischen Generals und Befehlshabers der an England verkauften deutschen Truppen (zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges), ihren Mann in Kanada aufsuchte, war sie einen Augenblick lang ganz verblüfft, als ihre Kinder jubelnd auf einen Mann im „kanadischen Mantel“ losstürzten, der ihnen aus dem Truppenlager entgegenkam. Der General hatte dieses Kleidungsstück der glänzenden, aber unpraktischen Uniform vorgezogen.

[49]

Skalpsammlung

An die Irokesenfigur anschließend erblicken wir an der Längswand einen Rahmen mit vier doppelt verglasten, flachen Kästen, die eine auserlesene Sammlung Skalpe enthalten. Die Skalpsammlung des Karl-May-Museums dürfte wohl die größte ihrer Art sein, denn sie umfaßt einschließlich der kleinen, behaarten Kopfhautfetzen an Schilden, Pfeifen, usw. 17 Stück, darunter 5 Skalpe von Weißen. Außerdem sind noch zwei in Kämpfen erbeutete Skalplocken, dicht über der Haut abgeschnitten, vorhanden. Rechnet man dazu noch den Skalphaaarschmuck der Pima und den kalifornischen Schädel, so wird wohl diese Sammlung die reichhaltigste an nordamerikanischen Kopftrophäen sein.



[50] Der Skalp stellt ja nur eine vereinfachte Kopftrophäe dar.

Pultschrank VI (P VI)

Enthält ein Kriegsbündel mit Inhalt, ein besonders wertvolles Stück. Es ist oft sehr schwer, fast unmöglich, den Zweck und die Verwendung eines solchen Bündels zu bestimmen, ohne die dazugehörige Sage zu kennen. In den meisten derartigen Packen, mit Ausnahme der „Totenbündel“, sind die Hauptgötter durch die Bälge (oder Balgteile) der diesen Göttern besonders geweihten Tiere vertreten. Die diesem Bündel beigegebenen vier Skalpe und die verschiedenen Arten von Kopfschmuck lassen den Schluß zu, daß es sich hier um ein Kriegsbündel, ein sogenanntes „Skalprekordbündel“, handelt.

In dem darüber aufgehängten

Wandschrank VIII (W VIII)

sind eine schöne alte Paradeplanze, mit Federn und einem Skalp geschmückt, sowie eine prachtvolle Zeremonialdecke mit reicher Haarfranse und schwarzen Malereien auf rotem Grund aufgehängt. Die Decke ist aus einer großen, sammetweich gegerbten Hirschhaut gemacht.

Mittelschrank IV (M IV)

führt uns in die alte Ostkultur, die Zeiten der berühmten Lederstrumpf-Erzählungen Coopers. Es wäre eigentlich jedes einzelne Stück in diesem Schrank einer eigenen Beschreibung wert. Hier fallen uns besonders die mit Stachelschweinborsten verzierten Mokkasins, Jagdtaschen und Messerscheiden [51] auf; dann aber auch eine Holzmaske mit der dazugehörigen Rassel aus Schildkrötenschale und eine aus Maisstroh geflochtene Maske nebst einer Puppe, die einen solchen Maskenträger darstellt. Diese Masken sind eingehender behandelt im Karl-May-Jahrbuch 1929.



Teil des Skalpschranks

Der erste Skalp ist der eines Arapaho-Häuptlings und stellt eines der kostbarsten Stücke dieser Art dar. In der zweiten Abteilung sieht man den Skalp eines Odschibwä-Indianers, erbeutet vom Dakota-Häuptling Tschetang kalusa (Schneller Falke), darunter die Messerscheide nebst dem Messer, womit der Skalp abgezogen wurde. Ganz rechts zwei Europäerskalpe und ein Navajoskalp.

Ein neueres Stück in dieser Abteilung ist eine *Paradekeule* (Tanzkeule) aus leichtem Holz. Sie wurde erworben von Kenneth E. Parker (Deganongé = Zwei Pfeile), einem Enkel oder Großneffen des berühmten Irokesen Eli Samuel Parker (Deionihogewen = „Er hält die Tür offen“). Dieser E. S. Parker, ein literarisch hochgebildeter Mann, ist wiederum ein Enkel des berühmten Seneka-Irokesenhäuptlings Sagoyewatha (= „Er hält sie wach“, gestorben 20. Januar 1830) und war von Beruf Ingenieur. Im Bundeskrieg, 1862/65, war er Adjutant des Generals und spätem Präsidenten Ulysses Grant und brachte es selbst zum Brigadegeneral. Später wurde er *Commissioner of Indian Affairs*, zog sich 1871 vom öffentlichen Dienst zurück und lebte wieder als einfacher Ingenieur bis zu seinem Tod (21. August 1895). Nach der Aussage K. E. Parkers war die Keule 30 Jahre in der Familie in Gebrauch.

Besonders wertvoll ist auch ein altes Paar *Mokkasins* der Odschibwä (am Boden Mitte), die aus je einem Stück Hirschleder geschnitten und genäht sind. Die Naht läuft auf dem Fußrücken in feinen Runzeln, und von dieser Art Mokkasins haben die Odschibwä ihren Namen (Odschib = Runzeln).

Weitere bemerkenswerte Stücke in diesem Schrank sind zwei *Männerröcke*, von denen der obere den [52] Schnitt der französischen Soldatenröcke aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts zeigt, den die Indianer ihren damaligen Freunden und Verbündeten, den kanadischen Franzosen, abgesehen haben. Er zeigt eine prachtvolle alte Stickerei aus Stachelschweinborsten an Rücken, Schultern und Ärmelaufschlägen und stammt von den Kenistenoag (Cree). Der untere Rock ist mit Tuch und Pelz besetzt; im Schnitt aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Auf einer Glasplatte liegt ein alter *Medizinbeutel* aus Otterfell, reich mit Tuch und Perlen besetzt, darauf zwei in dem Beutel gefundene *Talismane*. Auf dem Boden liegt ein zweiter solcher Beutel ohne Inhalt. Der erste stammt von den Odschibwä oder den Winnebägo, der zweite wahrscheinlich von den Irokesen.

Ein dritter *Anzug*, Rock und europäisch geschnittene Hose (nicht Beinlinge!), ist mit Perlen bestickt. Der Rock wird dadurch auffällig, daß als Ärmelbesatz ein in zwei Hälften zertrennter alter Tabaksbeutel verwendet ist.

Auf einer weiteren Glasplatte sind Kleinigkeiten, wie eine Mütze, Beutel usw. ausgebreitet. Darunter steht ein uralter Schild aus Bison- und Wildschweinhaut, wahrscheinlich von einem der Golfstämme. An der Schmalseite rechts ist ein „moderner“, aber immerhin schon sehr alter Köcher untergebracht. An der linken Schmalseite ein Beutel für Eßwaren aus der Haut eines ungeborenen Bisonkalbes, ein Frauenkopfschmuck, eine sehr wertvolle Tasche aus Binsengeflecht, eine reich mit Perlen bestickte Ziertasche aus Tuch und ein zu dem Schild gehöriger Köcher aus Schweinshaut.

[53] Oben auf dem Schrank sind Rahmenschneeschuhe der Nenenot, Bootmodelle verschiedener Stämme und ein altes Ruder der Irokesen aufgestellt.



Kampfszene, gemalt von dem Lenape(Delaware)-Führer Black Beaver (Sikitomaker), der Scout und Begleiter vieler Forschungsexpeditionen war, u. a. auch von Balduin Möllhausen und Herzog Paul von Württemberg (1850-1851)

Mittelschrank V (M V)

enthält ältere und neuere Gegenstände von Präriestämmen. Ein schön gestickter Kriegeranzug fällt durch seine reiche Bemalung, die Kriegstaten des Trägers darstellend, auf. In einem gewöhnlichen Abreißbuch hat ein anderer Krieger der Dakota, Witschaka Bletscha (= „Er will sie zerschmettern“) seine Kriegs- und Liebesabenteuer mit Buntstiften verewigt. Neben dem Kriegeranzug hängt ein sehr schönes altes Frauengewand, fast unverziert, ein richtiges Gebrauchskleid, wie man es leider viel zu selten in Sammlungen findet. Hervorzuheben ist auch noch eine reich gestickte Gewehrhülle, mit langen Lederfransen behangen. In das Reich der Allerkleinsten führen uns vier Kindertragen (eine Art Steckkissen) verschiedener Stämme. An der linken Schmalseite unten hängt ein Wiegenbrett (Modell) das wahrscheinlich von den Tschikasah stammt. Die andern drei Stücke sind von Prärie-Indianern verfertigt (Dakota, Arapaho, Shayenne). Darüber befindet sich eines der Glanzstücke der Sammlung, eine Säbelscheide mit dazugehörigem Säbel. Im allgemeinen befreundeten sich die Indianer nicht mit dieser Waffe, nach der die Amerikaner die Bezeichnung „Langmesser“ bei vielen Stämmen tragen. (Eingehende Behandlung dieses wertvollen Gegenstandes erfolgte im Karl-May-Jahrbuch 1927.)



Farbige Originalzeichnung des Indianerhäuptlings Rocky Bear
Die Zeichnung stellt eine Tat Rocky Bears dar, wie er angesichts einer Abteilung von
USA-Dragonern den jungen Leutnant der Truppe entführt.

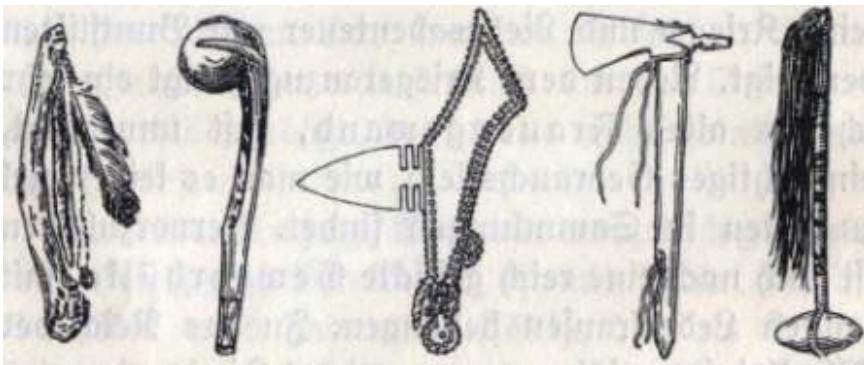
[54]

Pultschrank VII (P VII)

Hier ist eine Vergleichssammlung von 13 Paar Mokkasins untergebracht. 7 Präriestämme sind vertreten. Diese Reihe zeigt, wie die Muster und ihre Anordnung bei benachbarten Stämmen hier und da übergreifen, ohne indes völlig gleich zu werden.

Pultschrank VIII (P VIII)

bringt anschließend eine Anzahl meist alter, sehr schöner Tabaksäcke und eine Vergleichssammlung verschiedener Tomahawks, die in ihren Formen meist sehr wenig der volkstümlichen Vorstellung von dieser Waffe, einer kleinen Axt, entsprechen. Der Tomahawk (der Ausdruck entstammt östlichen Algonkinsprachen) ist einfach eine Schlagwaffe, oftmals nur ein ziemlich roher Knüttel (vgl. M III). Der Name ging dann auf die erst durch die Europäer eingeführten Metalläxte über.



In dem über diesen beiden Pulten (P VII und VIII) befestigten

Wandschrank IX (W IX)

erblicken wir einen bemalten Kindermantel aus Bisonfell, auf dem ein Sonnentanzopfer dargestellt ist. [55] Man sieht den Sonnenpfeil mit dem „Nest des Donnervogels“, links davon einen Mann, der eine Pfeife darbringt, rechts eine Frau, die nach dem Skalptanz ein Pferd opfert. Die Opfertiere wurden jedoch nicht getötet, sondern an bedürftige Stammesgenossen verschenkt. Unterhalb der Decke ist eine Sonnentanzpfeife angebracht. Links daneben befindet sich die farbige Wiedergabe eines Gemäldes von [Edwin Willard] Deming, betitelt: *The historian* (Der Geschichtsschreiber). Das Bild zeigt, wie die Indianer die Felle aufspannten, auf die sie malten.



Wandschrank X (W X)

enthält eine A low a n g p i d e c k e , wie sie bei Gelegenheit der Adoptionszeremonie (Hunkapizeremonie = Zeremonie der Verwandten, A low a n g p i z e r e m o n i e = Zeremonie des Singens) verfertigt und von Frauen getragen wurde. Gewöhnlich waren [56] die Muster aufgemalt (vgl. W V und VII) und E II. Bei diesem Stück jedoch ist das ganze herkömmliche Muster mit Perlen gestickt. Darunter ist ein Schwenkrohr, ein sogenanntes Kalumet, untergebracht. Diese wurden stets paarweise bei solchen Zeremonien verwendet. Eine Zeichnung in der linken untern Ecke (Kopie nach der Darstellung eines Indianers) veranschaulicht den Gebrauch dieser Schwenkrohre.

Der letzte

Pultschrank IX (P IX)

führt uns eine Anzahl Pfeifen verschiedener Stämme vor Augen, fast lauter auserlesen schöne Stücke. Die meisten Köpfe, aber auch zwei vollständige Pfeifen, sind aus dem berühmten roten Pfeifenstein geschnitten, der nach dem bekannten amerikanischen Maler [George] Catlin Catlinit genannt wurde. Catlin war der erste Weiße, der den Pfeifensteinbruch besuchte und nähere Nachrichten darüber gab (1837). Der Steinbruch, durch gradezu räuberischen Abbau in neuerer Zeit stark erschöpft, liegt in der Südwestecke von Minnesota. 1803 kam er durch den Louisianakauf in das Gebiet der Vereinigten Staaten. 1859 wurde er Schutzgebiet. Der zweite Besucher, der über den Steinbruch eingehendere Mitteilungen und auch gute Bilder gab, war der deutsche Maler Rudolf Cronau (1881). Das Gewinnen des Pfeifensteins, der zwischen zwei dicken Quarzschichten liegt, war besonders in frühern Jahren außerordentlich schwierig. In spätern Zeiten verkauften die Indianer viel von dem frisch gebrochenen Stein an die Weißen, die nun die Herstellung von Pfeifen begannen und nebenher selbst bei [57] jeder Gelegenheit Pfeifenstein aus dem Bruch stahlen. Heutzutage ist kaum ein Prozent der noch im Gebrauch befindlichen Pfeifen von Indianern angefertigt. Die in der Sammlung befindlichen Stücke sind jedoch fast alle sehr alt und noch von Rothäuten gemacht.



Einige Pfeifenköpfe sind auch aus grauem Tonstein, einer aus Sandstein, ein anderer aus schwarzem Tonschiefer und einer aus Serpentin. Ein wirkliches Prachtstück ist eine Pfeife mit Kopf aus schwarzgrünem Chloritschiefer, woran der pferdeähnliche Kopf und Hals eines mythischen Tieres, der skalpierte Kopf eines Indianers (ausgehöhlt zur Aufnahme des Tabaks) und zwei ganze Menschenfiguren zu sehen sind, die sich gegenüberkauern und einander an den Händen halten.

Auf einem kleinen

Sonderschränkchen

steht unter einem Glassturz das Modell eines Zeltes, dessen Original im Berliner Museum für Völkerkunde aufgebaut ist. Es ist ein Pfeifentipi, das nicht als menschliche Wohnung, sondern als Aufbewahrungsort für eine geheiligte Pfeife diente. Es war also eine Art Geisterwohnung. Die Tipidecke besteht aus Leder und ist mit mythischen Figuren, darunter einer geflügelten Pfeife, Donnervögeln usw. reich bemalt. An der Wand zeigt ein nach dem Original gemaltes Bild die Größenverhältnisse.

[58] Mittelschrank VI (M VI)

In diesem letzten Schrank ist eine kleine Sammlung von verschiedenen Gegenständen der Prärie-Algonkinstämme (Schwarzfüße, Arapaho und Shayenne) untergebracht. Auffällig ist die reiche Verwendung von Hermelfellen, die besonders für die Schwarzfüße (Siksika, Kaina, Paikanni)



Modell eines heiligen Pfeifenzeltes (Dakota)

bezeichnend ist, sowie der meist farbige Grund, hellblau und rosa, bei den Perlstickereien. Hervorzuheben ist besonders eine Kriegsführerpfeife, deren Rohr vollständig mit Hermelfell umwickelt ist und einen Behang aus Federn, Wieselfellstreifen, Wildkatzenfell, Menschenhaaren und einem Skalp aufweist. Eine Kriegsmütze ist als besonders wertvoll zu erwähnen, weil sie noch den Schutzzauber hat: einen Federstab auf der Wirbelstelle, den die Indianer sonst meist beim Verkauf von Mützen zurückbehalten. Ferner ein Paar sogenannte Geisterschuhe, Mokkasins, bei denen auch die Sohlen mit Perlen bestickt sind, ein Paar Otterfellstreifen zum Umwickeln der Zöpfe, und ein Knieschmuck, dessen Riemenfranse statt mit Stachelschweinborsten mit gefärbtem Maisstroh umwickelt ist. Dieser Ersatz für Stachelschweinborsten ist ziemlich selten.

Die dritte Abteilung ganz rechts ist in der Hauptsache dem Geistertanz eingeräumt. Wir erblicken ein Geistertanzhemd aus leichtem bemalten Baumwollstoff, Geistertanzfedern, ein sogenanntes Crow, einen Federschmuck, der beim Tanz auf dem Kreuz getragen wurde.

Der Geistertanzglaube war eine religiöse Bewegung, Ende der 80er und Anfang der 90er Jahre des 19. Jahrhunderts, verursacht durch einen Paiute-Indianer namens Wowoke, der auf Grund von [59] Träumen und Gesichtern das Kommen des Messias, die Wiederkehr der Verstorbenen und die Erneuerung der Erde verkündigte. Bei einem durch allerlei Drangsale, Mißernten und Krankheiten zur Verzweiflung getriebenen Volk, wie es die Indianer damals waren, finden solche Verkündigungen williges Gehör, und der Geistertanz verbreitete sich mit ungeheurer Schnelligkeit über ein riesiges Gebiet. Obwohl Wowokes Lehren friedlich waren – er verbot gradezu Kampf und Blutvergießen – bereiteten sich die Dakota, die zu den am schlimmsten mitgenommenen Stämmen gehörten, darauf vor, den kommenden Geistern bei der Vertreibung der verhaßten Weißen zu helfen. Bei den religiösen Tänzen trugen sie die sogenannten Geisterhemden, die durch eine ihnen angeblich innewohnende Zauberkraft den Träger unverwundbar machten. Dieser Glaube erwies sich als verhängnisvoller Irrtum. Durch unfähige Beamte und falsche Maßregeln seitens der Regierung kam es zu Kämpfen mit den Dakota. Als der berühmte Sitting Bull, der große Medizinmann und Geistertanzprophet, verhaftet [60] werden sollte, widersetzten sich seine Anhänger, und er wurde in dem entstehenden Kampf erschossen. Die Erregung der Indianer stieg, und das brutale Benehmen einer Abteilung des 7. Reiterregiments führte dann noch zu jenem furchtbaren Gemetzel von Wounded Knee (29. Dezember 1890), in dem die fliehenden Indianer, Männer, Frauen und Kinder, auf die entsetzlichste Weise niedergemacht wurden. Es war dies die letzte größere Schlacht, der Todesstoß für das alte Indianertum, aber nicht für den Geistertanzglauben. Dieser flaute nur etwas ab, wurde jedoch bald wieder im Sinn der milden Lehren seines Begründers aufgenommen. Unter einzelnen Stämmen dauert diese Bewegung, wengleich etwas abgeschwächt, noch heute fort. Und heute noch warten viele Indianer auf ihren Erlöser, den die „Bleichgesichter“ mit all ihrer „Zivilisation“ ihnen nicht gebracht haben.

*

Anmerkung des Karl-May-Verlags: Die vorstehende Abhandlung ist der unveränderte Abdruck des ‚Führers durch das Karl-May-Museum‘, den Hermann Dengler 1928 herausgab. Dieser Führer ist schon heute nicht mehr vollständig. Sein Inhalt bedarf weitgehender Ergänzungen, denn mittlerweile gelang es, sowohl den Raum zu erweitern als auch die Sehenswürdigkeiten beträchtlich zu vermehren. Insbesondere hat Frau May auf ihrer vorjährigen Amerikareise, über die der nächste Jahrgang berichten wird, abermals zahlreiche wertvolle Gegenstände erwerben können. So schwierig es heutzutage ist, dergleichen Dinge, die auf dem Handelsmarkt nur noch selten vorrätig sind, aufzutreiben, so hat ihr doch das Zauberwort Karl May Tür und Tor zu mancher versteckten Kostbarkeit geöffnet. Demzufolge werden auch die folgenden Jahrbücher noch mancherlei Abbildungen und Berichte aus dem Museum bringen.

Ein Rundgang durchs Museum

(zugleich eine kulturgeschichtliche Betrachtung)

Von cand. ethn. Fritz J ä g e r

Mit dem vor drei Jahren in Radebeul bei Dresden im Park der Villa Shatterhand eröffneten Karl-May-Museum ist die Reihe unserer musealen Sehenswürdigkeiten um eine eindrucksvolle Schau bereichert worden. Die völkerkundlichen Sammlungen dieses Museums, umfanglich in mittleren Ausmaßen gehalten, sind, nach Schönheit und Wert der einzelnen Stücke gemessen, so beachtlich, daß auch der Fachmann an ihnen nicht vorübergehen kann. Das Gezeigte beschränkt sich auf die Indianerkulturen Nordamerikas², und zwar sind die Völker der Prärie und die aus [James Fenimore] Coopers Romanen (Lederstrumpf) uns vertrauten Stämme des Ostens besonders gut und umfassend belegt; daneben treten die wenigen Stücke von den nordwestamerikanischen Fischervölkern, den Kaliforniern und den südwestlichen Anbaustämmen (Pueblos), die isoliert dastehen, herausgelöst aus dem festen Gefüge des vollen Kulturbesitzes, an Bedeutung zurück und vermitteln keinen Gesamteindruck jener Kulturen.

Die Anfänge des Radebeuler Museums gehen auf die Sammeltätigkeit des Dichters Karl May und seiner Gattin zurück, die von ihrer Nordamerikareise [62] im Jahre 1908 eine Anzahl schöner Indianersachen heimbrachten. Die Möglichkeit, diese kleine Sammlung zum Grundstock umfangreicherer Museumsbestände zu machen, ergab sich aber erst, als nach dem Krieg Patty Frank seine kostbaren, während eines schicksalreichen Wanderlebens in drei und einhalb Jahrzehnten zusammengetragenen Schätze in Radebeul anbot. Die Witwe des Dichters wußte den Wert dieses Angebots für die Verwirklichung des Gedankens eines völkerkundlichen Karl-May-Museums zu würdigen und griff zu. Sie fand nicht nur die glückliche Lösung für die Frage der Gegenleistung, indem sie Patty Frank in einem Blockhaus ein romantisches Heim und einen sorgenfreien Lebensabend gab, sondern sie war auch in großzügiger Weise auf die Schaffung geeigneter Museumsräume bedacht. Darüber hinaus bleibt sie seit der Eröffnung des Museums durch Ankauf neuerer Stücke unermüdlich und opferfreudig um den weiteren Ausbau der Sammlungen bemüht.

Die wissenschaftliche Ordnung und Aufstellung der Sammlungen war dem bewährten Völkerkundler Hermann Dengler anvertraut.

Das Museum in Radebeul führt uns mitten hinein in die von Winnetou-Romantik erfüllte Welt des Kriegspfadens, der Adlerfeder und der Friedenspfeife.

Gleich in der Nähe des Eingangs empfängt uns die Ausrüstung eines Häuptlings. Die einzelnen Stücke stammen von verschiedenen Stämmen der Präriekultur (Dakota, Scheienne³, Blackfeet). Alle diese Völker, auf die Grundlage gleichartiger Wirtschaftsführung gestellt, nämlich die Bisonjagd, [63] wiesen eine leidlich einheitliche Kultur auf. So hat man sich, um dem Besucher ein umfassendes Bild geben zu können, mit Recht nicht gescheut, über die unterschiedliche Herkunft der Gegenstände hinwegzusehen. Bemerkenswert ist die große Kriegsmütze, perlenbestickt, mit reichem Besatz aus den Stoßfedern des Adlers und einer langen, bis auf den Boden reichenden Federschlepppe. Solche eine Kriegsmütze legte ihrem Träger heilige Pflichten auf, und nur ganz hervorragende Häuptlinge durften sich damit schmücken. Daneben hängt der Rundschild mit seiner bemalten und federverzierten Lederhülle. Dieser Schild war das größte Heiligtum des Indianers vom Mannesalter bis zum Grabe; ihm war ein besonderes Schutzsymbol, ein persönlicher Schutzzauber aufgemalt, auf Traum oder Gesichte zurückgehend. In einem langen religiösen Zeremoniell, besungen und durch Gebete erlebt, wurde seine Zauberkraft geboren. Dieselbe starke religiöse Verankerung haftet auch der Signalpfeife aus Adlerflügelknochen an: neben ihrer eigentlichen Verwendung im Kampf diente sie dazu, in der Not die Fühlungnahme mit dem ‚Großen Geheimnis‘ zu vermitteln. Herausgegriffen sei hier ferner die große Bisonhaut, mit Darstellungen aus der Schlacht am Little Bighorn (1876) bemalt, ein Stück, das auch geschichtlichen Wert hat, denn es wurde bei einem Überfall auf das Lager des berühmten Tatanka Iyotanka (Sitting Bull) erbeutet⁴.

² Über die sonstigen Sammelstücke vgl. den Aufsatz ‚Die Entstehung des Karl-May-Museums‘ im vorliegenden Jahrbuch.

³ Karl May schreibt: Cheyenne.

⁴ Diese Büffelhaut hat Patty Frank fürs Museum erworben. In einem eigenen Aufsatz des vorliegenden Jahrbuchs plaudert er davon, wie er den kostbaren Gegenstand unter viel Mühen erbeutet hat. Die Herausgeber.

[64] Wir müssen bedenken, welche Bedeutung der Bison für den Prärie-Indianer besaß: dieses Tier gab ihm nicht nur Nahrung, sondern auch Rohstoffe zu Kleidung, Wohnung und Geräten. Daß ein so wichtiges Jagdtier, von dem das Dasein des roten Mannes völlig abhing, auch in seinem religiösen Leben eine bedeutsame Rolle spielen mußte, ist ohne weiteres klar. Es seien hier nur die Tänze mit Bisonmasken genannt, die, auf magische Weise, eine Vermehrung der Herden bezweckten.

Heute wissen wir, daß die Präriekultur, als Lebensform der im 19. Jahrhundert auf den hochgelegenen Grassteppen zwischen Felsengebirge und Mississippi schweifenden Indianerstämme, erst allmählich aus verschiedenen Bestandteilen zu ihrer typischen Ausprägung zusammengewachsen ist. Über die ursprünglich wohl durch weit primitivere Mittel und weniger gründliche Wirtschaftsmaßnahmen gekennzeichnete Kultur eines Jägernomadentums (Komantsche, Kaiowä) scheinen sich, von Süden und Osten her, Völker mit Anbaukultur gelegt zu haben (Käddo, Sioux). Noch später wiesen die südöstlichen Randvölker der Prärie (sämtliche Käddo, Osage, Omaha, Mandan) auch in ihrem geistigen Kulturgut deutliche Anklänge an die Maisbauverhältnisse ihrer Heimat auf (u. a. in bestimmten Kult-Riten, die mit dem Anbau des Mais zusammenhingen).

Im Gegensatz zu dieser Randerscheinung vollzog sich bei den Völkern, die ins eigentliche westliche Präriengebiet vorgedrungen waren, die Umwandlung und Anpassung an den neuen Lebensraum rascher und gründlicher: reine Elemente der Anbaukultur **[65]** mußten notgedrungen verlorengehen oder doch langsam verkümmern, denn der Boden war ohne künstliche Bewässerung nicht anbaufähig. Eine Folge der ganz anderen, auf produzierendes Wirtschaften gelenkten Blickrichtung dieser eingedrungenen Völker war es, daß sie die von der Natur gegebenen Möglichkeiten gründlicher ausnutzten, mit ergiebigeren Methoden, als dies vorher von den in diesem Gebiet gelegentlich schweifenden Jägerstämmen geschehen war.

Die völlige Umgestaltung zu dem uns geläufigen Bild der Präriekultur vollzog sich aber erst, als mit dem Europäer zwei Dinge ins Land kamen, die eine noch bessere Auswertung des Lebensraumes gestatteten: die Feuerwaffe und vor allem das Pferd. Beide gaben den Anstoß zu jener die letzten Möglichkeiten erschöpfenden Weiterentwicklung, die nichts anderes war als schärfste Spezialisierung auf wirtschaftlichem Gebiet, verbunden mit einer Bereicherung der gesamten Kulturführung. Ein Weg, auf dem es kein Zurück und auch kein Weiter nach irgendeiner anderen Seite gab und dessen einseitige Richtung sich bei der Ausrottung des Bisons so verhängnisvoll für die Prärie-Indianer erwies, indem ihnen der Lebensfaden mitten durchgeschnitten war.

Von den die Präriekultur besonders rein widerspiegelnden Stämmen der Scheienne, Arapahu und Schwarzfüße besitzt das Karl-May-Museum einige schöne alte Stücke. Die Kriegsführerpfeife, mit Hermelfell umwickelt, und die Mütze mit dem noch erhaltenen Schutzzauber, fernerhin Geisterschuhe mit perlenbestickten Sohlen mögen hier hervorgehoben sein.

[66] Das ursprüngliche Stickmaterial waren gefärbte Stachelschweinborsten, die erst später durch die europäischen Glasperlen ersetzt wurden. In der Verarbeitung beider Stoffe hat der Indianer, was den Geschmack der Farbenzusammenstellung anlangt, künstlerisch Hervorragendes geleistet. An einem Männergewand aus Antilopenleder, in einem andern Schrank befindlich, sehen wir die Stickerei mit dem alten Stoff.

Nicht weit davon steht die Figur einer Schwarzfußindianerin in perlenbestickter Lederkleidung, mit reichem Schmuck und einem Mantel aus Bisonfell. Bei ihr liegen die wichtigsten Arbeitsgeräte der Frau: der Fellschaber aus Elchgeweihstange mit Eisenklinge und der Steinhammer zum Zerstampfen des Dörrfleisches (Pemmikan).

Schräg gegenüber der Schwarzfußindianerin, mit der wir hier die Prärie-Indianer verlassen, steht in der Ecke die Gestalt eines Apatsche-Kriegers, mit spähendem Blick Ausschau haltend nach dem Feind. In voller Ausrüstung, an der die Steinkeule sowie der Schild aus Jaguarfell fesseln, erscheint er, ein würdiger Vertreter seines kriegerischen Volkes. Von den Apatschen sind an anderer Stelle auch sonst noch einige Dinge zu sehen, unter denen ein sehr alter Köcher, ein Mädchengewand und geschnitzte Spielpfeile, die mit der freien Hand geworfen wurden, beachtenswert erscheinen.

Die Apatschen haben mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit an ihrem schweifenden Nomadentum festgehalten – inmitten seßhafter, Anbau treibender Völker! Das Bild ist wohl folgendes gewesen: Die älteste uns bekannte Schicht in dem ganzen **[67]** Gebiet des Südwestens scheint eine Kultur gewesen zu sein, die wir vielleicht in der heutigen kalifornischen Indianer annähernd wiedererkennen. Aus dieser unteren

Schicht hat sich, anscheinend unter dem Einfluß mittelamerikanischer Ausstrahlungen, eine höhere Kultur herausgebildet, deren Merkmale Anbau mit künstlicher Bewässerung, terrassenförmige Hausanlagen und gut entwickelte Keramik waren. Sprachlich verschiedene Völker teilten sich in diese Kultur: Schoschoni, Tano, Keres, Yuma und Pima. Ein störendes Element erwuchs ihr, als von Norden her athapaskische Jägernomaden, Navajo und Apatschen, eindringen und das Bild zu der Grundlage umgestalteten, von der aus die eigentliche Pueblokulturs sich entwickelte. Von den eingewanderten Völkern haben sich die Navajo allmählich immer mehr der Pueblokulturs angepaßt (sogar im Religiösen) und sind durch die Spanier zu seßhaften, friedlichen Schafzüchtern gemacht worden, die heute auf den Bahnhöfen ihre gewebten Decken feilbieten. Nicht so die Apatschen, die bis in die jüngste Zeit das alte schweifende Volk blieben, der erbitterte Feind des Puebloindianers Jahrhunderte hindurch. Unbeeinflusst von ihren seßhaften Nachbarn bewahrten sie die alte Kultur mit ihrer urwüchsigen Wohnweise in grasbedeckten Hütten. Hier zeigt sich uns deutlich, wie sich die psychische Einstellung und der zielsetzende Lebenswille eines Volkes, der Umwelt und der Anregung nachbarlicher Völker zum Trotz, als kulturgestaltende oder kulturenerhaltende Kraft durchsetzen kann⁵.

[68] Fahren wir fort im Rundgang durch das Indianermuseum. Da steht in einer andern Ecke in rot-schwarzer Kriegsbemalung, nackt bis auf Hüftschurz und Mokassins, die prächtige Gestalt eines Irokesenkriegers. An dieser Figur sei nachdrücklich hervorgehoben der Wampumgürtel, den der Kriegshäuptling in der linken Hand hält. ‚Wampum‘ waren zylindrische, aus den Schalen bestimmter Muscheln geschliffene violette und weiße Perlen, die, auf Stränge gereiht, als Wertmesser dienten oder aber, in bestimmten Mustern zu Gürteln verwebt, als Urkunde und Mitteilung verwendet wurden, wobei jedes Muster bestimmte Bedeutung hatte. So ist die Überlieferung mancher Stämme in solchen Wampumgürteln niedergelegt, und auch die Verträge unter den Stämmen wurden durch solche Gürtel bekräftigt. Bald nach dem Erscheinen der Europäer wurden die einheimischen Muschelperlen durch europäische Glasperlen verdrängt, so daß echte Wampumgürtel heute zu den kostbarsten Seltenheiten gehören. Der Radebeuler Wampumgürtel ist ein solches altes Stück aus echten Perlen und stammt, wie auch die anderen Gegenstände an der Irokesenfigur – die schwere Holzkeule, die prachtvoll bestickte Messerscheide u. a. – aus dem 18. Jahrhundert.

Das Gebiet der Ostkultur, wohin wir mit dem Irokesenkrieger gelangt sind, ist in einem weitem Schrank durch ausgesucht schöne Stücke vertreten. [69] Beachtlich sind ein Paar sehr alte Mokassins der Odschibwä, mehrere mit Stachelschweinsborsten verzierte Jagdtaschen und Messerscheiden sowie eine hölzerne Gesichtsmaske mit dazugehöriger Rassel aus Schildkrötenpanzer. Zwei Medizinbeutel aus Otterfell, wie sie bei den Odschibwä und anderen Algonkin üblich waren und deren Inhalt (Haare, Federn, Wurzeln, Tierbälge) man für zauberkräftig hielt, fesseln den der Indianerliteratur Kundigen ganz besonders.

Das Bild, das Cooper in seinem Lederstrumpf von diesen östlichen Stämmen entworfen hat, stimmt nicht völlig mit der Wirklichkeit überein. Nur die auf Jagd und Kriegspfad durch die Wälder streifende Rothaut ist der Indianer der östlichen Gebiete keineswegs gewesen. All diese Völker in dem Raum zwischen Golfküste, Mississippi und Großen Seen waren mehr oder minder seßhaft und trieben neben Jagd und Fischfang hauptsächlich Anbau, dessen wichtigste Pflanze der Mais war. Im nördlichen Gebiet allerdings, in der Gegend des Oberen Sees, wurde der Maisbau durch das Sammeln des wilden Wasserreises abgelöst. Die Entstehung dieser Kultur wird durch das Zusammenwachsen zweier verschiedener Elemente bestimmt: einer aus Norden gekommenen, von Algonkin getragenen Jägerkultur und einer wohl im Südosten beheimateten Anbauschicht, die uns in reiner Form in den Funden der ‚mounds‘ überkommen ist. Die Völker dieser ‚moundbuilder‘-Kultur waren im Süden die Muskoki und Käddo, im Norden, im Ohiotal, die Sioux. Ähnlich, wie wir es bei dem Vorgang der Südwestkultur sahen, [70] scheint auch hier Mittelamerika kulturgebend gewesen zu sein, denn die Heimat der Muskoki, dieses hochstehenden Volkes, lag westlich der Mississippimündung, vielleicht im heutigen Texas, und in der Kultur der Käddo finden sich mancherlei Anzeichen, die auf Beziehungen zum nördlichen Mexiko hindeuten (Sprache, Sagen). Auch die Irokesen, die vordem viel weiter im Süden saßen als zur Zeit ihres berühmten Bundes und dort gleichfalls Träger der

⁵ Hier findet sich vielleicht eine Erklärung für den Umstand, daß Karl May die Apatschen vor allen andern Indianern verherrlicht hat. Möglicherweise war ihm der Apatsche, der trotzig an seiner rassischen Art festhielt, eben darum das Ideal des roten Mannes.

Muskoki- (Käddo-) Kultur waren, weisen durch ihre von [Franz] Boas uns gezeigte Sprachverwandtschaft mit den Pani⁶ (einem Käddo-Zweig) auf Zusammenhänge in derselben Richtung.

Die Irokesen waren es, die die südliche Anbaukultur mit ihren bezeichnenden Merkmalen, wie Maisbau, Seßhaftigkeit, Gentilsystem mit Mutterfolge und Totemismus, weit nach Norden bis ins Seengebiet trugen, freilich unter schwersten Kämpfen mit den bereits vor ihnen in diesem Gebiet eingedrungenen Algonkin (den Schawano und Leni Lenape). Im Lauf der Zeit sind dann manche Algonkinstämme zum Hackbau übergegangen – namentlich auch unter dem Einfluß der im Ohiogebiet sitzenden Sioux, die wohl von alters her Anbau trieben – wie denn überhaupt eine Vermischung beider Kulturen stattfand. Den entscheidenden Stoß empfing die Ostkultur, als eine neue Welle algonkinscher Völker aus dem Norden hereinflutete und, mit unaufhaltsamer Kraft sich Bahn brechend, die Masse der Sioux auseinandertrieb, [71] deren einer Teil westwärts in das Gebiet zwischen Michigansee und Mississippi auswich, wo sie die alte Hackbaukultur weiterbewahrten. Die südlichen Siouxstämme am unteren Ohio mußten sich vor den algonkinschen Miami nach dem Missouri in die Prärien zurückziehen. Die letzte Ausdehnung der Algonkin (besonders der Odschibwä) im 18. Jahrhundert drängte die Sioux erneut nach dem Westen, über den Mississippi hinüber, bis an den Red River of the North, wo sie auf die Scheienne stießen, die dem Druck nachgaben, den Missouri überschritten und, erst in den nördlichen Prärien haltmachend, die dortigen Völker zu einer Südbewegung zwangen. Die dauernde Besiedlung der Prärie ist damit letzten Endes eine Folgeerscheinung der durch die Algonkin verursachten großen Völkerverschiebung, zu der sich allerdings das in derselben Richtung wirkende Vordringen des weißen Mannes gesellte.

Als die Europäer den neuen Erdteil betraten, war die Nordwanderung der Irokesen und ihrer Stammesverwandten, der Huronen, bereits abgeschlossen. Beide Stämme hatten damals ihre Wohnsitze im östlichen Seengebiet und an den Ufern des Lorenzstroms. Die große geschichtliche Tat der Irokesen war der ‚Bund der fünf Nationen‘, der es vermocht hat – ein fast beispielloser Fall in der Geschichte der Indianer – die Stämme der Seneka, Kayuga, Onondaga, Oneida und Mohawk ein Jahrhundert lang allen Stammeshader vergessen zu lassen und unter dem Banner einer politischen Idee zu einer Einheit zusammenzuschweißen. Der gemeinsame Gegner waren vor allem die verwandten [72] Huronen, die in diesem Kampf völlig aufgerieben wurden.

In unserer Vorstellung untrennbar mit dem Begriff der indianischen Kriegsführung verknüpft ist der Brauch des Skalpierens. Diese Sitte war jedoch unter den Indianern ursprünglich durchaus nicht so allgemein verbreitet, wie man aus ihrem späteren Vorkommen schließen könnte. Von einem kleinen Gebiet im Osten ausgehend, kam sie erst nach und nach bei den meisten Stämmen, auch der Prärie, in Aufnahme, wofür nicht zuletzt die Europäer mit ihren Skalppremien verantwortlich sind. Der Skalp war eine Art Kopftrophäe, bei der meist eine bestimmte Haarstelle, die Skalplocke, mitsamt der Haut abgetrennt wurde.

Das Karl-May-Museum darf sich rühmen, eine der größten Skalpsammlungen zu besitzen; kann es doch nicht weniger als 17 Skalpe aufweisen, die meisten davon in 4 besonderen Glaskästen untergebracht.

Zum Schluß sei noch auf die beiden vergleichenden Sammlungen von Tomahawks und Tabakspfeifen hingewiesen, die einen guten Überblick über den Formenreichtum beider Gegenstände geben. Der Tomahawk oder Streitkolben, bei dem wir gewöhnlich an eine Axt mit Stahlklinge denken, war bei den Stämmen des Ostens eine bumerangähnliche Flachkeule oder eine am Ende gekrümmte und verdickte Schlagwaffe aus Holz; bei den Prärie-Indianern war die üblichste Form ein Streithammer, dessen im Längsschnitt spitzelliptische Steinklinge an einem langen federnden Stiel befestigt war. Erst die von den Weißen eingeführten Stahlklingen [73] und fertigen Äxte verdrängten die alten Formen.

Rauchen war bei den Prärie-Indianern eine feierliche, religiöse Angelegenheit, die Pfeife ein heiliges Gerät.

Als Volk ist der Indianer heut im ganzen Osten und teilweise auch im Westen verschwunden. Das rücksichtslose Vorgehen des weißen Eroberers, Länderdiebstähle und Gewalttaten, Schnaps und ansteckende Krankheiten, zuletzt noch die Ausrottung des Bisons haben dem volklichen Dasein einer begabten Rasse den Todesstoß versetzt. Die Reste der einstigen Stämme leben nun in Reservationen (Schutzgebieten) oder haben sich in das amerikanische Staatsbürgertum großstädtischer Prägung eingegliedert. Das Endergebnis dieses Vorgangs wird zwar nicht, wie man früher geglaubt hat, ein

⁶ Karl May schreibt: Pawnee.

gänzliches Aussterben der Indianer sein, sondern – deutlich läßt sich das jetzt erkennen – ein allmähliches Aufgehen in Zivilisation und Volkstum des heutigen Amerikaners. Was nicht ausschließt, daß der Indianer, auf seine Eigenart sich besinnend, dereinst noch eine entscheidende tätige Rolle bei der Gestaltung der amerikanischen Geschichte spielen kann und so dem Amerikanertum eine neue Note verleiht. In Mexiko scheint die Wirklichkeit dieser Vermutung recht zu geben.

Die alten Indianerkulturen aber wird man nur noch in Völkermuseen studieren können. Patty Frank hat mit seinen im Karl-May-Museum befindlichen Sammlungen ein Stück vergangenen Indianertums in die Zukunft hinübergerettet. Diesem Erbe durch Sichtung und Aufbau ein gewissenhafter [74] Sachwalter gewesen zu sein, ist das Verdienst Hermann Denglers, des ausgezeichneten Kenners der alten Indianerverhältnisse, der hierfür wärmstens bedankt sei! Unser Dank gebührt aber nicht zuletzt auch der Witwe Karl Mays, die diesem Museum verständnisvolle Wegbereiterin und opferfreudige Förderin war.

Das Museum im Spiegel der Presse

Im November 1928 wurde das Karl-May-Museum in Radebeul zum erstenmal den Vertretern der Presse geöffnet. Zahlreiche Zeitungen widmeten der eigenartigen Schöpfung umfangreiche Aufsätze, wovon wir einige der wichtigsten hier abdrucken. Obwohl wir da und dort kleine Kürzungen anbrachten, lassen sich dabei Wiederholungen nicht ganz vermeiden, wenn der Gesamteindruck gewahrt werden soll.

Dr. Fritz K l a u b e r [1882- ?] in der Sächsischen Staatszeitung, Dresden, vom 19. November 1928; ferner in: Breslauer Neueste Nachrichten, Danziger Volksstimme, Stadtanzeiger Köln, Augsburger Postzeitung, Saarbrücker Anzeiger u. a. m.

Patty Frank, den alten Globetrotter und Artisten, trieb eines Tags der Wind nach Radebeul, wo früher Karl May in seiner Villa ‚Shatterhand‘ seine Reiseromane schrieb. Diese Romane sind in Auflagen erschienen, die bei einigen Büchern, trotz dem Bannfluch des Ferdinand Avenarius, in die Hunderttausende gehen. Das ist der beste Beweis dafür, daß May von einem großen Teil des Volkes als Schriftsteller hoch geschätzt wird. Ein bekannter Dresdner Buchhändler, der gewiß großen Wert auf ein hohes Kulturniveau seiner Schaufenster legt, hängt zuweilen ein Plakat aus, auf dem ein rassiger Indianerkopf abgebildet ist und das die Aufschrift trägt:

Ob für, ob gegen, einerlei,
mit Spannung liest man stets Karl May.

Aber nun erst mal zurück zu Patty Frank. Frank heißt er zufälligerweise auch, aber mit dem drolligen Hobble-Frank, der in Mays Büchern ‚Der Ölprinz‘ und ‚Der Schatz im Silbersee‘ herumsächzelt, hat er nichts zu tun. Tatsache ist, daß Patty [76] Frank, der Wiener, schon in jugendlichem Alter mit Buffalo Bill und seinen Indianern die Welt bereiste. Er trug schon damals eine glühende Liebe für Karl May und die rote Rasse in seinem Herzen. Er trägt sie heute noch als Fünfzigjähriger in sich. Patty Frank hat dann später mit einer berühmten nach ihm benannten Akrobatentruppe viel Geld gemacht, denn er ist in den Varietés und Zirkussen aller Kontinente so nach und nach aufgetreten. Die Inflation hat auch sein Vermögen aufgefressen, aber etwas konnte sie nicht auffressen, nämlich seine Sammlung indianischer Seltenheiten, die er auf seinen Streifereien durch Nordamerika mit Kennerblick aufgestöbert und aufgekauft hatte.

Diese Sammlung ist die Grundlage seiner wirtschaftlichen Existenz geworden. Hier und dort hatte er sie schon einem Völkermuseum zum Kauf angeboten. Die Angebote entsprachen aber nicht ihrem Sammelwert. Bis er eines Tages – die alte Jugendliebe zu Karl May wird wohl der Anlaß gewesen sein – in Radebeul eintraf. In der Villa ‚Shatterhand‘ erfaßte man die Sachlage sofort richtig. Die Witwe Mays und ihr geschäftlicher Ratgeber Dr. E. A. Schmid, der Leiter des Karl-May-Verlags, fesselten den Globetrotter Patty Frank an Radebeul, indem sie ihm gegen Überlassung seiner Sammlung eine lebenslängliche Rente aussetzten und ihm außerdem im Park der Villa ‚Shatterhand‘ ein Wildwest-Blockhaus errichteten, wo er nun sorgenlos dem Herbst seines Lebens entgegenseht.

Der Ethnologe Hermann Dengler, der [Theodor] Koch-Grünberg 1924 auf seiner Forschungsreise nach dem Amazonenstrom begleitete – Prof. Koch fand bei dieser Expedition seinen Tod – hat im Auftrag des Karl-May-Verlags die Sammlung Patty Franks wissenschaftlich geordnet.

So ist das Karl-May-Museum entstanden, das am 1. Dezember 1928 der Öffentlichkeit übergeben wird. Dieses Museum wird eine Sehenswürdigkeit in Europa sein. In seiner Reichhaltigkeit kann es sich sogar mit der indianischen Abteilung des ethnologischen Museums in Berlin messen. Zu seinen Hauptschätzen gehört eine Sammlung von siebzehn zum Teil vorzüglichen Skalpen. Die Freunde, die [James Fenimore] Cooper, [Charles] Sealsfield, [Friedrich] Gerstäcker und vor allem Karl May der roten Rasse geworben haben, werden im Karl-May-Museum eine Fundgrube des Wissens entdecken. [77] Zum Teil verbinden sich mit der Begeisterung für die Indianer ja ganz falsche Vorstellungen. Der Laie kennt den Indianer nur als den verwegenen, blutdürstigen oder edlen Reiter, dessen Hauptbeschäftigung – seiner Meinung nach – in blutigen Fehden und Jagdzügen bestand. Das Museum lehrt ihn aber ganz andre Dinge. Vor allem erinnert es ihn daran, daß der Indianer die Bekanntschaft des Pferdes erst dann gemacht hat, als der systematische Ausrottungsprozeß der Rothäute durch die Bleichgesichter schon in vollem Gange war. Es gemahnt daran, daß die Gepflogenheit des Skalpierens erst in volle Blüte kam, als die mit Bibel und Flinte vordringenden Weißen für abgelieferte Skalpe der Indianer Geldprämien zahlten. Man erkennt, daß die einzelnen Stammesgemeinschaften, als die sich die Indianervölker vor der Ankunft der Weißen in Amerika darstellten, ideale Staatengebilde waren, und daß deren Wehrschaften wohlgeordnete militärische Polizeiverbände gebildet haben. Diese Ordnung erstreckte sich bis

auf die kleinsten Dinge. Wie sympathisch berührt einen zum Beispiel die Kenntnis, daß Kopfschmuckfedern, die Orden der Rothäute, nicht etwa in erster Linie für die Tötung von Feinden, sondern für die Errettung von Stammesangehörigen verliehen wurden. Viele der in dem Museum ausgestellten Gegenstände sind Zeugen einer verhältnismäßig hohen Kultur, deren Vernichtung eine schmachvolle Erinnerung in der Geschichte der Kolonisation Nordamerikas geworden ist. Kriegs-, Jagd- und Hausgerätschaften lassen das ursprüngliche Bild des sozialen Lebens der Indianer erstehen. Bilderschriften, Perlen- und Lederarbeiten, von ästhetischem Wert, zeugen von dem hohen Kulturstand der Prärievölker. Besonderen Wert haben die ausgestellten Gegenstände, die mit der Volkskunde und mit der Religion der Indianer in Verbindung stehen; denn gerade das Volkswissen der Indianer ist so reich an Phantasie, so voller poetischer Verklärung, daß man mit Ehrfurcht auf die geistigen Äußerungen der einst so verachteten Indianer blicken kann.

Das Karl-May-Museum mit seinen nach Hunderten zählenden Seltenheiten ist vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet ein Faktor, mit dem man rechnen muß. Der sächsische Kultusminister Dr. [Fritz] Kaiser hat diese Tatsache gewürdigt, indem er bei einer Vorbesichtigung den Gründern **[78]** und Ordnern des Museums seine Anerkennung zollte. Das Karl-May-Museum ist aber auch dazu berufen, Wissenslücken auszufüllen und kritiklose Schwärmerei für die rote Rasse in begründete und ehrliche Bewunderung zu verwandeln.

Zu Beginn des Jahres besuchte eine Gruppe von Sioux die Gruft Karl Mays auf dem Radebeuler Friedhof⁷. Als die Totenklage und das dumpfe Gemurmel der Trommel verstummt waren, da hielt Susetscha tanka⁸ dem Freund des Roten Mannes in der Sprache seines Stammes eine Gedächtnisrede. Dabei sagte er die bedeutungsvollen Worte: ‚Du hast unserm sterbenden Volk im Herzen der Jugend aller Nationen ein bleibendes Mal errichtet. Wir möchten dir Totempfähle in jedem Indianerdorf aufstellen. In jeder Hütte sollte dein Bild hängen; denn nie hat der Rote Mann einen besseren Freund gehabt als dich!‘

Zum Gedenken Karl Mays ist das Museum errichtet worden. Mit Recht; denn das wertvollste Denkmal hat er der indianischen Rasse in seinem ‚Winnetou‘ geschaffen.

Heinrich Zerkulen [1892-1954] in der Schlesischen Zeitung, Breslau, vom 13. Dezember 1928; ferner in: Braunschweiger Neueste Nachrichten, Danziger Neueste Nachrichten, Sächsische Volkszeitung, Dresden, Badischer Beobachter, Karlsruhe, Kölnische Volkszeitung, Kasseler Tageblatt, Kärntner Tagblatt, Klagenfurt u. v. a.

Mit der Elektrischen oder mit dem Autobus geht es von Dresden nach Radebeul, wo zwischen durchaus normalen und bürgerlichen Wohnhäusern des 20. Jahrhunderts auch das weiße Haus liegt, in dem Karl May einst lebte und schrieb, die Villa ‚Shatterhand‘. Klingelzug am schmiedeeisernen Gitter und ein Mädchen mit weißem Häubchen. Ein Garten mit hohem Baumwuchs. Nichts kündigt eine indianische Sensation an, kein Bison bricht durch das knisternde Unterholz. Ein Hündchen kläfft, eins von den weißen, zottigen, kleinen, weich zum Streicheln.

[79] Aber da plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, Patty Franks gewaltiges Blockhaus mitten im Park. Den Schlapphut tief im Gesicht, breit die Brust gedehnt im roten Trapperhemd, steht er da und wartet auf die Pressephotographen und Journalisten, die ja keine Fremden mehr sind in Radebeul, seitdem es der Leiter des Karl-May-Verlags, Dr. E. A. Schmid, in den letzten Jahren so vortrefflich verstanden hat, sozusagen zentimeterweise den Schleier um die geheimnisvolle Welt dieser unsentimentalen Romantik zu lüften. Nach einem Leben voll Kampf und Abwehr die späte Ehrenrettung eines tatenreichen Mannes, der wahrlich nicht umsonst gelebt und gearbeitet hat und dessen Erfüllung jetzt gekommen scheint. Für alle, die es angeht.

Das Indianermuseum ist eröffnet! Um dessentwillen Klara May, die Witwe des Dichters, dem Weltreisenden und Akrobaten Patty Frank das Blockhaus gebaut hat. Die lebendige und man muß sagen wissenschaftliche Bestätigung alles dessen, was Karl May in seinen Büchern einst beschrieben hat. Und hier übernimmt zunächst Hermann Dengler die weitere Führung. Das ist ja das Einmalige und Verblüffende, Bestechende zugleich, daß nichts mehr ‚gemacht‘ erscheint, daß sich hier Menschen gefunden haben, die in Karl May buchstäblich leben, die ohne alle aufdringliche Reklame lediglich durch die Tatsachen werben wollen. Denn dieses Indianermuseum in Radebeul ist zweifellos das schönste, wertvollste und reizvollste, das wir jetzt in Europa besitzen. Aus dem engumgrenzten Kreis einer mit Recht oder mit Unrecht zwiespaltig aufgenommenen und beurteilten Literatur ist objektive und wissenschaftliche Darstellung verlorengegangener Kultur geworden. Bis in alle Einzelheiten hinein wird man durch Bild, Original und

⁷ Vgl. hierzu Karl-May-Jahrbuch 1929 ‚Die Indianerhuldigung in Radebeul‘.

⁸ Große Schlange.

Beschreibung über indianische Sitten und Gebräuche aufgeklärt. Die falsche Romantik eines der beliebtesten europäischen Faschingskostüme wird zum ergreifenden Symbol eines Urvolks, dessen Untergang der Zivilisation auf dem Gewissen lastet.

Und plötzlich gewinnen scheinbar nebensächliche Dinge Gesicht und Bedeutung. Die große Kriegsmütze mit dem glasperlenbestickten Stirnband und dem breiten Besatz aus Adlerfedern ist erste Auszeichnung junger Krieger. Der Schild aus gehärteter Genickhaut vom Bison wird zum Heiligtum des **[80]** Trägers ein Leben lang, geweiht mit Gebeten, Liedern und Zeremonien. Herrlich gestickte Muster aus gefärbten Hirschhaaren und Stachelschweinborsten lassen die natürliche Kunstfertigkeit alter Indianerfrauen erkennen, die verschiedenartigste Herstellungsweise des berühmten Tomahawk aber die handwerkliche Entwicklung längst untergegangener Kulturvölker. Zwischendurch erfährt man so allerhand von den strengen bindenden Verpflichtungen der Kriegshäuptlinge, die als erste den Kampfplatz betraten, die ihn als letzte verließen, um ein verlorenes Gefecht mit dem Leben zu bezahlen. Auch bei den alten Indianern gibt es vieles, das nur der Parade gilt, kein Federchen umsonst, keine Färbung ohne bestimmten Grund. Herrliche Modelle von Bogen und Pfeilen der Prärie-Indianer, ihrer scheinbar so schwächlichen Hauptwaffe, die aber noch auf 60 Meter Entfernung ein Maultier durchschloß und ohne besondere Spitze die Brust eines bekleideten Mannes durchbohrte. In hohen Vitrinen die kriegsmäßig bekleidete Figur eines jungen Apatschenkriegers in gelb gefärbtem Leder mit seinem Schild aus Jaguarfell, Steinkeule und Fangschlinge aus Pferdehaaren. Oder das Modell einer auffallend schönen Schwarzfußindianerin, die in der Hand einen kostbaren Mantel aus bemalter Bisonhaut trägt. In nächster Nachbarschaft ein Kriegshäuptling der Irokesen mit dem verhängnisvollen Wampumgürtel in der Hand, ein Zeichen der Kriegserklärung benachbarter Stämme. Hinter Glas eine reichhaltige Sammlung von Skalpen, nordamerikanischen Kopftrophäen, Reste einer barbarischen Unsitte, übrigens auch von den Weißen erst eingeführt.

Noch vieles läßt sich im einzelnen aufzählen, Dokumente einer unglaublich wirklichen Welt. Denn wenn man beispielsweise ein ‚Geistertanzhemd‘ aus leichtem bemalten Baumwollstoff zu sehen bekommt, dazu ‚Geistertanzfedern‘, d. h. einen Federschmuck, der bei diesem Tanz auf dem Kreuz getragen wird, so sind das Dinge, die auch heute noch bei einzelnen Stämmen der Indianer in Gebrauch sind. Sie gehören zur Zeremonie bestimmter religiöser Tänze und sollen bekunden, daß ihre Träger durch eine geheimnisvolle Zauber Macht unverwundbar bleiben.

Das sieht man alles und hört alles, derweilen Patty Frank schon das mächtige offene Kaminfeuer im stilechten Wohnraum **[81]** seiner Blockhütte schürt. Derweilen draußen über dem Park langsam die Sterne hochziehen und sich nicht genugsam wundern können über die ewige Vielfältigkeit dieser seltsamen Welt und ihrer Bewohner, die aus lebendigster Geschichte ein Museum machen und aus einem Museum wieder handgreifliche Wirklichkeit.

Arno Voigt [? 1895-1986] im Berliner Tageblatt vom 30. November 1928.

In Radebeul bei Dresden konnte der wißbegierige Reisende von jeher die Seltenheiten besichtigen, die Karl May, der Wahrer indianischen Heldentums, auf seinen Reisen gesammelt hat. Diese Sammlung, die einen reinen Liebhabercharakter trägt, ist nach dem Krieg in sehr bedeutsamer Weise vermehrt worden durch die Bestände, die ein durch die Schriften Mays zu ganz besonderer Indianerschwärmerei begeisterter Globetrotter, der Wiener Patty Frank, in mehr als drei Jahrzehnten auf seinen mannigfaltigen Streifzügen durch Nordamerika und Kanada mit einem wahren Bienenfleiß und heroischer Hingabe an sich gebracht hat. Patty Frank, der sich in jungen Jahren der berühmten Buffalo-Bill-Truppe anschloß, hat im Lauf jener Zeit sämtliche Indianerstämme kennengelernt, sie auch in ihrem Alltag beobachtet und so ein bis ins kleinste gehendes Bild von ihrer gesamten Kultur gewonnen. Überall hat er fleißig gesammelt; aber nicht nur unter dem Gesichtspunkt einer ‚heroischen Weltanschauung‘, sondern gerade auch die einfachsten und dabei aufschlußreichsten Dinge indianischer Gewohnheit. So wird durch diesen Karl-May-Schwärmer die romantische Welt des Dichters in höchst glücklicher, unverfälschter Weise wahrhaft bereichert; ja sie erhält dadurch eigentlich erst ihren wahren Wert.

Patty Frank dachte an seinen Lebensabend und mußte darauf sinnen, wie er seine Sammlung vielleicht an ein Museum für Völkerkunde verkaufen könne, um sich dadurch eine Rente zu sichern. Da aber erinnerte sich die Witwe Karl Mays in pietätvoller Dankbarkeit dieses sonderbaren Mannes, der so verschwenderisch und hingebungsvoll überall den Namen ihres Gatten gepriesen hatte. Sie lud ihn nach Radebeul ein und errichtete ihm im Park ihrer Villa ein Wildwest-Blockhaus, in dem Patty Frank seine Schätze stapeln und der gemächlichen **[82]** Erinnerung seiner wilden Reisen leben konnte. Und wir haben ein Museum indianischer Kultur, wie es auf der ganzen Welt nicht so leicht wieder anzutreffen sein dürfte. Patty Frank beschaute in seinen jetzt so reichlich gewordenen Mußestunden seine Schätze, und siehe: sie waren sehr gut. Fremde kamen und gingen. Amerikaner betraten das Blockhaus und

zogen vor Patty und seinen Sachen den Hut. Und Museumsdirektoren ließen sich melden, gingen erst mit skeptisch herabgezogenen Wangen umher, um dann zu sagen: ‚Möchten Sie Ihre Sammlung nicht meinem Institut schenken?‘ Denn siehe: die Sammlung war wirklich sehr gut!

Patty Frank hat seine Welt mitnichten verschenkt. Er und der Karl-May-Verlag verschrieben sich einem wissenschaftlich gebildeten Völkerkundler, der die Erforschung der Indianerkultur und der Hunderte von Indianersprachen zu seiner Spezialität erwählt hat, und der Erfolg der Arbeiten dieses Indianerverehrsers Hermann Dengler steht jetzt in einer großen Anzahl weiträumiger Vitrinen und Wandschränke vor uns, die in einer lichtvollen Halle von Patty Franks Blockhaus zu dem ‚Karl-May-Museum‘ vereinigt worden sind. Mit Staunen erkennt man, welchen Stil die Indianer, bevor sie in Berührung mit den Weißen kamen, in ihrer Kleidung bewiesen haben. Die ausgespannten Büffelhäute, die ihnen als Mäntel dienten, weisen auf dem Schwarzgrau ihrer natürlichen Grundfarbe in mattem Rot und blassem Gold gehaltene Ornamente auf, die mit ihrem Untergrund die denkbar harmonischste Abtönung ergeben. Außer einfachen Linienornamenten zeichnet der fromme Prärieindianer Symbole der Gottheit ein, namentlich die Spinne, die mit dem Donnergott gut Freund ist und dessen Zorn schon von dem, der ihr Bild so entgegenkommend auf seinem Wams trägt, fernzuhalten wissen wird. Wieder andere Bisonhäute zeigen Bilder vom Sonnengottopfer oder häusliche Szenen von allerlei behaglicher Kurzweil. Denn der Indianer ist erst nach der Berührung mit dem Weißen, der ihm seine Bisons wegschoß und ihn auf Schritt und Tritt betrog, zum ‚Wilden‘ geworden. Eine hohe bildnerische Flechtkunst mußte dem Schönheitssinn der Indianerinnen dienen. Matten, Körbchen, Tanzschärpen und – Hüte glänzen in tiefen, vollen Farben, daß es eine Pracht ist. Die Holzgegenstände zeigen eine **[83]** überraschende Höhe der Schnitzkunst. Die glänzenden Reihen weißer Ornamente aber, die die Frauen den Männern auf ihre Prunkkleider genäht haben, sind nicht, wie man meinen möchte, Perlen, sondern Stachelschweinsborsten. Perlen nämlich, falsche Perlen, hat der Indianer erst durch die ihm vom Weißen überbrachte Kultur kennengelernt. Es sind sehr ernste, zu immer tieferer Traurigkeit stimmende Bilder, die die genau nach den Zeitstufen angeordneten Sammlungen uns weiterhin zeigen. Das Riesebisonfell, das in einem Wandglasschrank so sorgfältig aufgespannt ist, kündigt nicht von der frommen Scheu des Indianers vor seinen Göttern. Wir sehen Reiter mit Feuerwaffen gesprengt kommen und nackte rote Männer, die, ihren guten Pfeilen vertrauend, sich aus Busch und Erdkuhlen wehren. Das ist ein ‚patriotisches Gemälde‘ der Dakota, die hier durch einen unbekanntenen Meister ihren Sieg über die fünf Kompanien des Generals Custer am Little Bighorn (27. Juni 1876) verewigt haben⁹.

Das Kriegerische tritt immer mehr hervor. Da steht die Lanze eines Häuptlings, die dieser an der Stelle in den Boden stößt, von der aus er die Schlacht leiten und gewinnen muß. Stücke von Marienglas zeigen, wie die Indianer bereits vor den Europäern während der Schlacht heliographische Blinksignale gegeben haben. Herrlicher Kopfschmuck aus Federn kennzeichnet den tapferen Krieger, und wir sehen, wie jede einzelne Feder ihre besondere Bedeutung hat. Der Indianer tötet den Feind nicht, sondern er berührt ihn zum Zeichen seines Sieges mit der Hand, worauf der Gefangene sich entscheiden kann, ob er als Genosse in dem Siegerstamm weiterleben will. Weil alles Lebende dem Sonnengott heilig ist und die Vernichtung lebender Wesen Sünde ist! Die Friedenspfeife, die nach einer Fehde geraucht wurde, darf in ihren Verzierungen alle Farben aufweisen, nur nicht die rote; denn Rot ist die Farbe des Blutes, das nach dem Gebot des Sonnengottes nicht fließen soll. Als verhältnismäßig friedlich, wenn für den Betroffenen auch nicht gerade angenehm, ist die Sitte des Skalpierens anzusehen. Der Indianer will das Leben des Gegners gar nicht vernichten; **[84]** er will nur seine Kopfhaut als Trophäe behalten. Nicht weniger als siebzehn solcher Skalpe enthält das neue Museum, und aus dem von dem fleißigen Hermann Dengler verfaßten Führer erfahren wir, daß auch Völker der Alten Welt, wie z. B. die Vandalen und Skythen, schon skalpiert haben.

Es ist nicht die Waffe gewesen, die den Indianer niedergezwungen hat. Er hat an der Berührung mit dem Weißen seine Eigenart verloren und damit nach und nach seinen Lebenshauch. Der Mensch geht ein, wenn er nicht mehr an sich glauben kann. Das ist das große Sittengesetz der Völker, daß jedem von ihnen dieser Glaube an seine Geltung zu belassen ist, damit es weiterleben kann. Wie der Indianer die Achtung vor sich selbst nach und nach infolge der Berührung mit dem Weißen einbüßte, das zeigt uns dieses neue Museum in gerade einzigartiger Weise. Mit den Hosen ging die Katastrophe los. Der Rote, von dessen stolzer, zweckdienlicher Nacktheit die Statue eines Irokesenhäuptlings aus dem Jahre 1760 ein Bild gibt, lernt, zunächst durch vordringende französische Soldaten in Kanada, die sonderbare Methode der Beinbekleidung kennen. Anfangs noch spottet er über ‚die zugebundenen Hintern‘, wie er die Franzosen summarisch nennt. Dann aber versucht er es selbst, zunächst mit einem Paar voneinander getrennten Beinröhren, die, genau wie bei uns im Mittelalter, das Becken noch frei lassen. Aber eine

⁹ Vgl. den Aufsatz: Patty Frank, ‚Die Indianerschlacht am Little Bighorn‘ (Jahrbuch 1926).

Vitrine weiter, und wir erblicken liebevoll geschneiderte Lederanzüge und prächtige Stickereien, die von den Indianerinnen für ihre Ehwirte und Verlobten nach der Sitte der eindringenden Weißen gefertigt wurden. Die Kultur schreitet vorwärts. Weil die Weißen so brennendes Verlangen zeigen und sogar Geld zahlen, mit dem man so sehnsüchtig begehrte Gegenstände fremder Art erstehen kann, fertigt der Indianer aus Leder Büchermappen, Zigarrenbehälter, Nadelkissen und Pantoffeln an. Alles für die Weißen. Missionare beloben den Roten ob dieses Tuns und spornen ihn weiter an. Dafür aber verbrennen sie die alten indianischen Puppen, Masken und Tierfellzeichnungen, weil in diesen Götzenbildern Werke des Teufels stecken könnten. So geht unendlicher Reichtum einer hohen Kultur zugrunde, und wenn das Karl-May-Museum heute ganze Schränke von solchen äußerst rar gewordenen Reliquien zu zeigen vermag, so ist das ein unschätzbare[r] **[85]** Besitz. Am 1. Dezember wird das Museum der Öffentlichkeit übergeben. Seine ernsthaften Sammlungen, die zum Teil Stücke enthalten, die nirgends auf der Welt ein Beispiel haben, sind durchaus wissenschaftlich wertvoll und bedeuten nicht nur eine nachträgliche Erhöhung des doch stets in die Grenzen romantischer Phantasien gebannten verstorbenen Verfassers so vieler Indianergeschichten, sondern das Museum gibt auch ein genaues Bild einer Welt, die für immer versunken ist und von den Stücken, die hier ausgestellt sind, nicht ein einziges wieder aufbringen wird, weil die Gleichmachungswalze der Kultur sie zerdrückt hat.

Dr. Egon-Erich Albrecht im Hamburgischen Correspondent vom 1. Dezember 1928; ferner im Sächsischen Kurier, Dresden, Pirnaer Anzeiger und Hannoverschen Anzeiger.

Als die Einladung kam zu einer Besichtigung des neugeschaffenen Karl-May-Museums in Radebeul bei Dresden, das am 1. Dezember der Öffentlichkeit übergeben werden soll, da waren unwillkürlich die ersten Gedanken über diese neueste Radebeuler Errungenschaft recht skeptisch. Man erwartete allgemein eine Art Kuriositätenkabinett mit mehr oder minder wertvollen Indianererinnerungen, das gleichzeitig Reklame für die Schriften Karl Mays machen sollte. Steht man aber dann in diesem Museum, das auf verhältnismäßig engem Raum eine von dem Privatgelehrten Hermann Dengler wissenschaftlich mustergültig aufgebaute ethnographische Schau des nordamerikanischen Indianertums enthält, wie sie in dieser Vollständigkeit einzig in Deutschland dasteht und selbst die entsprechende Abteilung des Berliner Völkerkunde-Museums übertrifft, dann machen all diese anfänglichen skeptischen Vorbehalte bald einer unbedingten Hochachtung und Anerkennung, ja geradezu Bewunderung für den liebevollen Eifer Platz, mit dem diese Sammlung aufgebaut worden ist. Und diese begeisterte, mit strengem wissenschaftlichen Ernst verbundene Hingabe an die Idee dieses Museums leuchtet auch hell und stark aus den fesselnden Erklärungen, die der Ordner des Museums, Hermann Dengler, der selbst längere Zeit in Südamerika gereist ist, zu jedem einzelnen Stück der Sammlung gibt.

[86] Entstanden ist dies Museum aus der Indianersammlung Karl Mays, die dieser von seinem Besuch in den nordamerikanischen Indianerreservationen im Jahr 1908 mitgebracht hat. Da Karl May selbst aber kein systematischer Sammler war – er pflegte diese Andenken und Geschenke von Rothäuten ‚vergängliche Güter‘ zu nennen – konnte seine Sammlung nur den Grundstock für das Museum bilden. Das Hauptmaterial stammt aus der in ihrer Art einzigartigen Sammlung Patty Franks, der als Artist in 35 Jahren die ganze Welt kreuz und quer durchstreifte und der durch Karl May und dessen Bücher zum systematischen Sammeln indianischer Gegenstände angeregt wurde, so daß er im Lauf der dreieinhalb Jahrzehnte eine Privatsammlung über das nordamerikanische Indianertum zusammenbrachte, die an Reichhaltigkeit und Schönheit wohl kaum ihresgleichen hat. Als nun die Nöte der Inflationszeit Patty Frank zur Veräußerung seiner Sammlung zwangen, stellte er sie Frau Klara May, der Witwe Karl Mays, zur Verfügung, die die liebevolle und unermüdliche Verwalterin des geistigen Erbes ihres Mannes ist und die ein witziger Kopf kürzlich sehr nett die ‚Cosima von Mayreuth‘ genannt hat. Sie ließ dem wackeren Patty ein echtes Wildwest-Blockhaus hinter ihrer allen Dresdnern wohlbekannten Villa Shatterhand bauen, in dem er sich nun von seinem abenteuerlichen Leben ausruht und in dem jetzt das Museum untergebracht ist, so daß Patty Frank sich nicht von den geliebten Gegenständen zu trennen brauchte.

Es kann natürlich hier nicht unsere Aufgabe sein, auf die Schätze dieser ebenso reichhaltigen wie im höchsten Grad fesselnden ethnographischen Schau im einzelnen einzugehen. Wir müssen uns deshalb schon damit begnügen, die Gedanken und Empfindungen kurz zu umreißen, die diese eindrucksvolle Sammlung unwillkürlich in uns erweckt. Wie viele Märchen und Legenden, die bei uns im allgemeinen über das nordamerikanische Indianertum noch im Schwang sind, werden da nicht von Grund auf zerstört! Sind das wirklich ‚kulturlose Wilde‘, die diese anmutig und sinnreich geschmückten Kleidungsstücke und Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens geschaffen haben, von denen das Museum wohl wirklich alles nur irgendwie Denkbare in oft sehr schönen und seltenen Stücken enthält? Sind das nicht

vielmehr Beweise für eine alte, im Aufblühen [87] begriffen gewesene Kultur, die erst durch die meist recht zweifelhaften Errungenschaften der von den weißen angeblichen Kulturträgern ins Land gebrachten Zivilisation zum langsamen aber sicheren Untergang gebracht wurde? Und die Frauen, die diese in ihren Mustern so mannigfaltigen, lebendigen und geschmackvollen Handarbeiten, seien es nun einfachere Alltags- oder reichverzierte Festgewänder, seien es Schmuck- oder Gebrauchsgegenstände wie kunstvoll geflochtene Körbchen, Taschen, Gürtel, Mützen, Kindertragen u. a. m. in unendlicher Mühe, Liebe und Geduld erfordernder Arbeit schufen, sollen sie wirklich die angeblich rechtlosen, geplagten Arbeitstiere der auf der Bärenhaut liegenden Männer gewesen sein? Haarbürsten, aus dem Samen eines Storchschnabelgewächses gebündelt oder aus der Schwanzhaut eines Stachelschweins gefertigt, Haarzangen sowie andere Gebrauchsgegenstände wieder zeigen, daß die Indianer durchaus reinlich waren und nicht die ‚schmutzigen‘ Wilden, als die sie der überhebliche Weiße gern hinstellte. Zeigt die liebevolle Ausführung der mannigfaltigen Waffen, ein wie tapferes und ritterliches Volk die Indianer Nordamerikas gewesen sind, so deuten die wenn auch primitiven so doch höchst anschaulichen Zeichnungen, wie etwa die reizenden Buntstiftschilderungen des Dakotakriegers Witschaka Bletscha (= ‚er will sie zerschmettern‘) von seinen Liebes- und Kriegsabenteuern auf kindlich heitere Gemüter. Auch grausam war der Indianer nicht, wenigstens nicht mehr als andere Naturvölker; so war das berüchtigte Skalpieren nur in zwei kleinen Bezirken Nordamerikas Sitte. Erst die Einfuhr der Stahlmesser sowie die verbrecherischen ‚Skalpprämiën‘ der Weißen haben diesem Gebrauch eine riesige Verbreitung verschafft. Es ist auch keine ausschließlich indianische Sitte, denn die Vandalen und andere europäische Völker haben auch ihre überwundenen Feinde skalpiert, und Herodot berichtet es ebenfalls von den Skythen.

Wir sehen hier ferner, daß der Indianer, übrigens der geborene Händler, durchaus nicht, wie z. B. der Neger, alles, was der Weiße ins Land brachte, kritiklos übernahm, sondern sich nur klug das auswählte, was er für seine Zwecke gebrauchen konnte. Sehr bezeichnend ist die Abteilung, die uns peinlich deutlich zeigt, wie der von Haus aus gute Geschmack der Indianer sehr bald ins Kitschige verdorben wurde, als er unter [88] dem Einfluß des Geschmacks der Einwanderer dazu überging, ihm ganz wesensfremde Gegenstände, wie Büchermappen, Nadelkissen usw., zum Verkauf an die Weißen anzufertigen, als damit die indianische Fremdenindustrie begann. Sehr bezeichnend ist der Unterschied in Kleidung und Ausrüstung zwischen dem Indianer des waldreichen Ostens, also dem Irokesen, Huronen u. a. m., wie er in den Erzählungen Coopers lebendig ist, und dem Prärieindianer, wie etwa dem Apatschen, der ja der von Karl May besonders verherrlichte Indianer ist. Auch dieser Prärieindianer ist eine Errungenschaft der weißen Eindringlinge, die den Indianer aus den fruchtbaren Gebieten in die Prärie drängten, wo erst die Einführung des Pferdes dem Indianer den Aufenthalt möglich machte.

Werden auch beim Anblick dieser vielen Mokassins, Leggins, Wampungürtel, Kalumets, Kriegs- und Friedenspfeifen, Tomahawks, Lanzen und Skalpe, von denen das Museum 17, darunter fünf weiße, und damit mehr als irgendein anderes besitzt, und erst recht vor den überaus natürlich wirkenden Gestalten des jungen nach dem Feind ausschauenden Apatschenkriegers, des wild bemalten Kriegshäuptlings der Irokesen oder gar vor der anmutigen, recht unternehmungslustige Blicke werfenden Schwarzfußindianer-Squaw die schönsten Jugenderinnerungen in uns lebendig mit all ihren Wonnen und Freuden der Indianergeschichten und Indianerspiele – und daß trotz aller Technisierung unseres Zeitalters auch heute noch von der Jugend Indianergeschichten verschlungen werden, zeigt mit schlagender Deutlichkeit die von Jahr zu Jahr steigende Auflagenzahl der Karl-May-Bände, die fünf Millionen fast erreicht hat – so ist doch vor dieser Schau das beherrschende Gefühl das einer tiefen, ja fast erschütternden Beschämung, nämlich der Beschämung darüber, daß eine in jeder Beziehung so wertvolle und edle, dazu kulturell hochstehende Rasse wie die der Indianer durch uns Weiße in meist höchst niederträchtiger Art an den Bettelstab, zum Verhungern gebracht und fast ausgerottet worden ist. So wird die Indianerbehandlung immer der dunkelste, untilgbare Fleck in der Geschichte der Vereinigten Staaten bleiben.

Und schon deshalb gebührt dem Mann, der unter uns Deutschen das Hohelied dieser tapferen nordamerikanischen Indianer [89] zu singen nie müde geworden ist, deshalb gebührt Karl May, dem Ehrenretter der zu Unrecht so viel geschmähten Indianer, ein ehrenvoller Platz im deutschen Schrifttum. Daß er nach fast restloser Überwindung ungerechtfertigter Vorurteile diesen Platz immer mehr gewinnt, das beweist wohl nichts deutlicher, als daß Männer wie Ludwig Gurlitt, Heinrich Lhotzky, Eduard Engel, Curt Floericke, Alfred Biese, Wilhelm Kreis, Karl Hans Strobl, Max Jungnickel, Heinrich Zerkaulen, der verstorbene Sascha Schneider u. v. a. in der Front der Karl-May-Gesellschaft stehen.

Und noch etwas ungemein Tröstliches zeigt uns dieses neugeschaffene Karl-May-Museum, nämlich daß ein Gedanke, den ein Mensch, wahrhaft von ihm besessen, als Samenkorn in die Welt geworfen und mit der ganzen Kraft

seines Herzens und Willens verfolgt hat, nicht untergeht, sondern lebendig, immer wieder neue Werte schaffend, in anderen Menschen, den Trägern seines geistigen Erbes, weiterlebt und weiterwirkt, also wahrhaft unsterblich ist.

Hans Christoph K a e r g e l [1889-1946] in der Deutschen Tageszeitung, Berlin, vom 1. Dezember 1928.

Es gibt wohl keinen Autor in Deutschland, um den so leidenschaftlich gestritten worden ist wie um Karl May. Er ist von seinen Gegnern so oft tödlich getroffen und immer wieder von seinen Freunden ins Leben gerufen worden. Die Jugend allein hat ihn, unbekümmert um das Geschrei der Literaten, zu ihrem Dichter erklärt. Und das genügt. Die majestätische Gewalt der Phantasie ist der Zauber, der die Jugend trotz allen Wandlungen der Zeit immer wieder in den Bann zieht.

Das seltsame Leben dieses heißumstrittenen Schriftstellers hat nun auch nach seinem Tod einen seltsamen Abschluß gefunden. Seine Witwe ließ die Tore zu einem indianischen Volksmuseum öffnen, das zu seinen Ehren errichtet wurde. Im Garten seiner Villa ‚Shatterhand‘ steht neben dem Blockhaus das neuartige Museum, das nun die eigenartigste Sammlung Deutschlands birgt. Dieses völkergeschichtliche Museum verdankt seinen Inhalt den reichen Schätzen des Abenteurers und Weltwanderers Patty Frank, der dem Dichter Karl May seine Sammlungen vermachte. Dazu kam die reiche Welt der eigenen [90] Schätze, die Karl May von seinen Reisen aus Amerika mitbrachte und die er aus der immer wachsenden Liebe der Rothäute empfing.

So ergibt sich nun die überraschende Tatsache, daß erstmalig in der Alten Welt eine völkergeschichtliche Schau des dem Untergang geweihten Volkes der Indianer vor uns steht; denn die völkergeschichtlichen Museen der Großstädte bewahren nur verschwindende Einzelheiten. Hier aber offenbart sich uns der Indianer als Mensch einer besonderen Kultur. Was uns in Karl Mays Werken immer mehr als ein phantastisches Menschenbild erschien, wird hier zur Wahrheit. Die wundersame Kunst der Farbengebung in den Gewändern, die liebende ausgeprägteste Kultur in der Darstellung der Schmuckgegenstände, der kindlichen Spielzeuge, die von den Kolonisten vielfach für Götzen gehalten wurden, erschließen uns eine neue ungekannte Welt.

Ganz deutlich ist die Wandlung zu sehen, die durch die Berührung der Rothäute mit den Weißen kam. Wie aber auch hier die Waffe und die europäische Bekleidung sich in das indianische Volkstum einfügen und neue künstlerische Formen erhalten, das ist das Überraschendste an dem Volk, das tatsächlich aus dem rohen Krieger und Jäger eine Kulturerscheinung gestaltete. Es wird nicht leicht in der Welt eine zweite derartige Sammlung von gleicher Geschlossenheit geben.

Freilich kennt auch die Geschichte kein anderes Beispiel mehr für die völlige Ausrottung eines Volkes, der die Indianer zum Opfer fielen, die zugleich auch alle Kulturwerte zerstörte. Es ist sehr richtig, daß Hermann Dengler, der wissenschaftliche Bearbeiter und Ordner dieses Museums, neben der Echtheit der amerikanischen Indianersammlung die Fülle von Nachahmungen und industriellen Verarbeitungen zeigt, die namentlich in Amerika geradezu eine indianische Renaissance gebildet hat und doch himmelweit von dem echten indianischen Geist und seiner Kunst entfernt ist.

Das Werk des Dichters Karl May findet durch diese reizvolle und neuartige Sammlung eine wundersame Bestätigung. Er ist wahrhaftig ein Dichter des indianischen Heldentums geworden. Die Berechtigung hierzu gab ihm das indianische Volkstum mit seiner ursprünglichen Kraft, wovon nun das [91] Museum lebendiges Zeugnis ablegt. Seiner Witwe aber wird die deutsche Öffentlichkeit den Dank nicht versagen können. Dieses Indianermuseum Karl Mays ist sein schönster und bleibender Gedenkstein.

Bruno S y d o w im Schwäbischen Merkur, Stuttgart, vom 21. November 1928.

In Radebeul bei Dresden hat Karl May, der einst Vielumstrittene und Vielbefehdete, gelebt. Dort steht seine Villa ‚Shatterhand‘, und dort ist er auch im Jahr 1912 gestorben. Der Streit um ihn ist verstummt, und nach wie vor werden seine Bücher von der Jugend verschlungen, ja, es soll sogar Erwachsene und im öffentlichen Leben Deutschlands nicht unbekannte Männer geben, die heute noch bisweilen zu Karl-May-Bänden greifen, an der blühenden Wildwestromantik dieser Geschichten ihre Freude haben und mit besonderem Behagen die prachtvollen Naturschilderungen lesen.

In besonderer Weise haben es die Verwalter des Karl Mayschen Nachlasses verstanden, das Andenken dieses immerhin ungewöhnlichen Mannes festzuhalten. Dieses Mannes, dessen Schriften in die meisten Kultursprachen übersetzt worden sind. Im Garten des Grundstückes in Radebeul ist ein Blockhaus gebaut worden, das mitten hinein in den Schauplatz der Abenteuer mit Indianern und Trappern versetzt. Und hier wurde jetzt mit einer kleinen Feier ein Karl-May-Museum eröffnet.

Nicht ein Museum im üblichen Sinn, sondern eine wertvolle Sammlung mit teilweise sehr seltenen Stücken aus jener versunkenen und versinkenden Kulturwelt Nordamerikas, die man als Indianertum bezeichnet. Das wenigste davon stammt von Karl May selbst, während das andere, und zwar die wertvollsten Stücke, von Patty Frank, der einst mit dem Zirkus Barnum und Bailey als Artist durch die Erdteile zog, herrühren. Es handelt sich um eine ganz ausgezeichnete Sammlung, die wissenschaftlich und ausstellungsmäßig einwandfrei ist, nur die nordamerikanische Indianerkultur berücksichtigt und bewußt jeden Kitsch und auch sonst alles ausschaltet, was wissenschaftlich auch nur zweifelhaft wäre.

In Vitrinen und Glaskästen ist alles ausgestellt, was zu der Kulturwelt der Indianer gehört: eine Skalpsammlung, getrocknete **[92]** Gesichtshäute erschlagener Feinde, Schädel, Kriegs- und Friedenspfeifen, Lanzen, Pfeile, Bogen, Kriegsbeile aus Stein und Erz, Kriegsschmuck, Kleider aller Arten, Formen und Stoffe, Gegenstände des täglichen Bedarfs, Leggings und lederne Hemden, mit Perlen und Stachelschweinsborsten besetzt, Büffelhäute mit seltsamen Zeichnungen der Indianer und auch jene Gegenstände, an denen der degenerierende Einfluß westlicher Zivilisation erkennbar ist.

Freilich, manch eine Anschauung, manch romantische Auffassung, die immer noch in den Köpfen sitzt, wird durch diese Ausstellung ausgeräumt, aber im großen und ganzen läßt sie das romantische Jugendparadies der Indianerherrlichkeit vom Lederstrumpf bis Karl May lebendig werden. Dazu tragen noch lebensgroße Plastiken von Indianer bei, die nach der Natur modelliert sind: ein Irokesenhäuptling mit dem Wampumgürtel der Kriegserklärung in der Hand, ein junger Apatstche nach dem Feind ausspähend, Köpfe berühmter Häuptlinge und eine Schwarzfußindianerin von eindrucksvoller und berückender Schönheit. Kurzum, eine Ausstellung, die sehr sehenswert ist und den wissenschaftlichen Ernst durchaus betont.

Ein Aufenthalt in der Trapperstube des Blockhauses, die nicht nur durch das flackernde Kaminfeuer ‚echt westmännisch‘ wirkt, beschloß die Feier. In einer Stimmung, die ein Besucher des Blockhauses im Gästebuch mit der Parodie gut getroffen hat:

Stell auf den Tisch die duftenden Reseden,
auch eine Flasche Feuerwasser trag herbei,
und laß uns von Indianern reden,
wie einst Karl May!

[frei nach Hermann von Giln: „Allerseelen“

Stell auf den Tisch die duftenden Reseden,
Die letzten roten Aestern trag herbei
Und laß uns wieder von der Liebe reden
wie einst im Mai.]

Georg Friedel im Regensburger Anzeiger vom 18. Oktober 1928; ferner in: Rheinisch-Nassauische Tages-Zeitung, Oberlahnstein, und Pommersche Tagespost, Stettin.

Dunkelheit brach herein, als ich den großen eisernen Ring dreimal schwer an die wuchtige Tür des Blockhauses fallen ließ. Schwere Schritte vernahm ich im Innern des Hauses, und wenige Sekunden später stand eine wettergebräunte, vierschrotige **[93]** Gestalt vor mir mit einem großen Schlapphut und der üblichen Trapperkleidung angetan. Sie hieß mich in rauhem, aber herzlichem Ton eintreten. Dann führte mich der Trapper durch einen kurzen dunklen Gang des Blockhauses in einen weiten Raum, in dem die Wände von unbehauenen Baumstämmen mit Beutestücken aller Art behängt waren. In Ermangelung eines Stuhles bot mir mein Gegenüber einen Baumstumpf als Sitzgelegenheit an und reichte mir neben Pfeife und Tabak ein Gläschen ‚Feuerwasser‘. Der dunkle Raum war nur spärlich durch das Flammenfeuer, das lustig im Kamin prasselte, beleuchtet. Gespensterhaft bewegten sich die Zweige vor dem Fenster der Blockhütte. Das Rauschen der Baumkronen übertönte unsere Unterhaltung, die anfangs etwas stockend war, denn gewaltig war der Eindruck, den der Raum auf mich und meine Phantasie machte, die durch die verschiedenen Cowboyhüte, Indianerkleider, den Büffelkopf an der Wand, durch die in der Wand steckenden Dolche und die großen Bärenfelle, durch die von der Decke hängenden Skalpe, die sich wie schlafende Fledermäuse ausnahmen, angeregt wurde und allerhand Indianergestalten im halbdunklen Raum zu entdecken glaubte. Links neben dem Kamin führt eine Leiter zum Fellboden, und hier erscheint eine zweite Gestalt, ernst und würdig. Sie verschwindet im Nebenraum. Da: was war das? Ich vernehme eine Stimme. Ein Schatten huscht am Blockhausfenster vorbei. Dann ein leises Knistern. Nun starren mich vom Fenster her aus dem Dunkeln zwei Augen wie glühende Kohlen an. Ich erkenne das Gesicht am Fenster. Es ist ein Kikatsa-Krieger, hinter ihm eine dunkle Gestalt, die sich auf ihn wirft. Sie zückt den Dolch. Ein Schrei...

Plötzlich schreckte mich mein Gastgeber aus meiner Träumerei auf. Na, wie gefällt es Ihnen in meinem Reich, meinte der Bewohner dieses Blockhauses, Patty Frank, der mich eingeladen hatte, seine Villa ‚Bärenfett‘ im Mayschen Park zu besichtigen. Im stillen fragte ich mich, was hat eigentlich dieser Mann hier zu suchen, war Patty Frank eigentlich in irgendwelche Beziehungen zu May gestanden? Und diese Frage muß Patty, ein gebürtiger Wiener,

erwartet haben, weil er mir, ohne abzuwarten, seine Lebensgeschichte und die Geschichte seines Hierseins erzählte. Patty Frank hat ein sehr bewegtes Leben hinter **[94]** sich. Als vierzehnjähriger Junge kam er, wie er erzählte, zu einem Gärtner im Palmengarten zu Frankfurt a. M. in die Lehre. Als seinerzeit Buffalo Bill (Oberst ^[William] Cody) in der Stadt weilte, hatte er sich heimlich zu dessen Wildwestleuten als Pferdejunge gesellt und war erst nach 6 Wochen reuevoll in die Lehre zurückgekehrt. Aber als siebzehnjähriger Bursche hatte er sich wiederum einem Zirkus angeschlossen, landete schließlich als Parterreakrobat bei der bekannten Montrose-Truppe und bereiste mit ihr alle Weltteile. Als Einundzwanzigjähriger gründete er selbst eine Truppe. Verschiedentlich ist er mit seinen Leuten bei großen Unternehmungen aufgetreten, so bei Barnum und Bailey, bei ^[Carl] Hagenbeck und auch ein zweites Mal bei Buffalo Bill, nun als Cowboy *„isto maza“*, das ist Iron-Arm (Eisenarm).

Karl May, dessen begeisterter Leser er war, hatte ihm durch seine Werke die Anregung zu seinem Vorhaben gegeben und in ihm die Liebe zum ‚Roten Mann‘ geweckt. Patty Frank hat mit fast allen bekannten Indianerstämmen zusammen gelebt, ihre Sitten und Gebräuche kennengelernt und studiert. Aus dieser Zeit stammen alle die Dinge, die Patty Frank nunmehr in das Museum einreicht, das noch in diesem Monat in Radebeul der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird. Es ist dies eine der wertvollsten Indianersammlungen, die die Welt besitzt, und die Witwe Karl Mays hat erkannt, daß eine solche Sammlung nach Radebeul gehört in das Heim, in dem ihr Gatte seine einzig dastehende Phantasie spielen ließ und in dem er in seinen Werken für den ‚Roten Mann‘ mit friedlichen Mitteln kämpfte. Frau May hat Patty Frank, der sein erarbeitetes, nicht unbeträchtliches Vermögen in der Kriegs- und Inflationszeit verlor, dieses Blockhaus bauen lassen, und sie sorgt für dessen Lebensabend. Als Gegenleistung hat Patty Frank diese wertvolle Sammlung dem Karl-May-Verlag vertraglich vermacht.

Der Karl-May-Verehrer, der sich in diesem Blockhaus seinen Jugendträumen hingeben kann, findet in einigen großen Räumen ein wissenschaftlich eingerichtetes Indianermuseum mit allen Ausrüstungs- und Bekleidungsstücken, wie sie die verschiedensten Indianerstämme hatten, Beutestücke von seltenem Wert, unter ihnen allein 17 echte Skalpe. Unter der ansehnlichen Sammlung befinden sich auch zwei Paradestücke, die besonders **[95]** hervorgehoben zu werden verdienen. Es ist dies ein Indianersäbel und ein Indianerschädel mit der dazugehörigen Gesichts- und Kopfhaut. Von den Indianerstämmen konnten sich nur die Krähenindianer für die ‚Langmesser‘ (Säbel) der Bleichgesichter begeistern, und sie allein fertigten sich hierfür Scheiden an. Von den wenigen Stücken, die es gibt, besitzt die Patty-Frank-Sammlung eines. Die Scheide besteht aus steifgegerbter Bisonhaut mit eingeschnittenen Verzierungen, ist mit blauem und rotem Tuch gesäumt und mit Lederriemen genäht. Sie hat unten einen länglichen dreieckigen, großen ‚Schuh‘, dessen Vorderseite mit einem entsprechend zugeschnittenen Stück Bisonleder besetzt ist. Dieses ist vollständig mit Perlen in den verschiedensten Abtönungen bestickt. Die beiden Seiten des Dreiecks sind mit Fransen verziert, die an ihren Wurzeln mit Stachelschweinsborsten umwickelt sind. Die ganze Aufmachung des Säbels zeigt, daß dieser Säbel ein Prunkstück war.

Der Schädel ohne Unterkiefer mit der dazugehörigen Gesicht- und Kopfhaut, die sich abheben läßt, rührt vom Kap Mendocino, nördlich von San Franzisko, und stammt von einem sechzigjährigen Mann. Die dabei befindliche getrocknete Hautschale zeigt die ganze Gesichts- und Kehlhaut sowie die größere Hälfte der behaarten Schädelhaut (Skalp) mit linkem Ohr. Augenbrauen, Wimpern, Wangenhaare sind zum Teil gut erhalten. Schriftstücke über diese Beute fehlen.

Dieses Museum wird nicht nur den ‚Old-Shatterhand‘-Verehrern Wildwestromantik vermitteln, es wird auch dem Literarhistoriker und dem Ethnographen, der sich für die Kulturgeschichte der roten Rasse interessiert, reichen Aufschluß geben.

Dann führt mich Patty Frank zum Verwalter des Maysschen Erbes, zu Dr. E. A. Schmid, einem gebürtigen Bamberger, der mich, da Frau May zur Zeit auf Reisen ist, empfängt und mir die Villa Shatterhand zeigt, die durch ihr freundliches Weiß in einer Reihe von Villen in der Kirchstraße in Radebeul auffällt. Beim Eintritt in das Haus glaubt man sich in eine andere Welt versetzt. Die Wände tragen exotische Waffen aller Art, Tücher, Teppiche, und von der Decke herab hängt eine arabische Ampel, die wundervolles Licht verbreitet. Einige Bilder, von Sascha Schneiders Hand gemalt, schmücken den Raum. Wir erblicken Andenken aus aller Herren Länder, **[96]** die May wahllos gesammelt, und betreten die Bibliothek des Dichters, die bis zur Decke von Büchergestellen ausgefüllt ist. Tausende von Bänden in den verschiedensten Sprachen sind von ihm sorgfältig katalogisiert. Ein riesiges Löwenfell liegt vor einem Ruhebett. Neben der Bibliothek in einem kleineren Raum befindet sich das Arbeitszimmer, in dem May ganze Nächte schrieb und das er oft tagelang nicht verließ. Auch in diesem Arbeitszimmer hängen allerlei Raritäten, die in manchem Werk ihre Verewigung gefunden. Dr. Schmid nimmt aus einem Waffenschrank einige Gewehre heraus, läßt mich den ‚Bärentöter‘, der mindestens 20 Pfund wiegt, heben, läßt mich die ‚Silberbüchse‘ in ihrer Silberpracht bewundern und

zeigt mir den so oft genannten ‚Henry-Stutzen‘¹⁰. Man kommt in diesem Haus von der Mayschen Phantasie nicht los. Man ist ständig umgeben von Winnetou, Old Shatterhand, Kara Ben Nemsy und wie sie alle heißen, die Namen, die in Mays Werken so oft wiederkehren.

Befriedigt von dem Gesehenen verlasse ich die Wohn- und Schaffensstätte Mays und nehme die Einladung Dr. Schmidts zu einer Tasse Tee an. In munterer Tischgesellschaft werden Werke Mays besprochen, wird erzählt, wie seine berühmtesten Schriften auf die Jugend und auf einen selbst gewirkt haben. Dabei erzählte der persönliche Freund Mays, Dr. Schmid, von dem Dichter und dem Kampf, den beide gegen seine Feinde auszufechten hatten. Betrübt darüber, daß der nun schon 16 Jahre in der herrlichen Radebeuler Gruft liegende Dichter May den siegreichen Ausgang dieses erbitterten Kampfes nicht mehr hat erleben dürfen, verließ ich den gastlichen Kreis, doch mit der Überzeugung, daß man ihm wenigstens nach seinem Tod Gerechtigkeit widerfahren läßt, das Werk des Toten ehrt und seine Arbeit anerkennt.

Hermann Heine im Hannoverschen Kurier vom 15. Dezember 1928.

Im Park der Villa ‚Shatterhand‘ liegt ein amerikanisches Block- und Trapperhaus. Wir sind heute Gäste von Frau Klara [97] May sowie des Verlagsleiters Dr. E. A. Schmid und versammeln uns in der Villa ‚Bärenfett‘: Museumsdirektoren, Journalisten, Forscher, Sammler; aus allen Gegenden sind sie auf dem Feuerroß herangedampft, um der Eröffnung eines in Deutschland wohl einzigartigen Museums beizuwohnen. Patty Frank, der Bewohner des Blockhauses, empfängt die Besucher in seinem Trapperheim.

Im offenen Kamin knistern und lodern Holzscheite; unruhige Schatten gespenstern durch den Raum. Elchköpfe, Bärenfelle, Flinten, Messer, Lassos, Skalpe, Dolche hängen von Wänden und Decke. Rund um einen roh gezimmerten Tisch Baumstümpfe als Sitzgelegenheit. Sie sind bestimmt nicht so bequem wie ein gepolsterter Klubsessel, doch wer vom ‚Wilden Westen‘ überhaupt Bequemlichkeit verlangt, der soll lieber ganz daheim bleiben! Patty beobachtet die Besucher. Und wenn er, der ganz wie ein Cowboy gekleidet ist, einen ehrwürdigen, weißhaarigen Herrn mit Smoking recht unsicher auf dem wackelnden Klotz sitzen sieht, sagt er hilfsbereit und verständnisinnig:

„Na, da stehen Sie mal auf, Herr Professor, Sie werden mit Ihrem Stuhl nicht fertig, ich will Ihnen wenigstens ein Bärenfell darauf legen!“

Bald sitzen schon mehrere Herren auf Bärenfellen. Daß sie hernach eine behaarte Hinterfront haben, macht hier aber gar nichts aus. Wer sich einmal für eine Stunde als Trapper, Fallensteller oder Scout fühlen will, muß dabei schon einige Härchen nicht lassen, sondern in Kauf nehmen, ohne daß er das Recht hat, sofort nach einer Bürste zu rufen. Frank hat unter den Gästen den Schußwaffensachverständigen Hochschulprofessor Dr. Benno Wandolleck entdeckt. Ihm legt er Flinten und Pistolen vor und hantiert im Eifer des Gesprächs so damit, daß einige Herren recht beklommene Gesichter machen.

Ja, hier ist echt ‚Wildwest‘. Die Großstadt ist nicht mehr vorhanden. Wir sind irgendwo auf der Prärie. Eigentlich wäre ein kleiner Überfall von Rothäuten gar nicht zu verachten. Es wäre doch mal etwas anderes.

Aber damit ist es nichts! Frau May erscheint und begrüßt auf das herzlichste ihre Gäste. Und der May-Verleger Dr. Schmid kommt auf den Zweck unseres Besuches zu sprechen und erzählt uns in launiger Weise, welche Bewandnis es mit [98] dem Museum hat, das wir gleich besichtigen sollen, und wie es entstanden ist.

Karl May hatte von seinen verschiedenen Reisen alle möglichen Seltenheiten mitgebracht, jedoch die Gegenstände keineswegs systematisch gesammelt. Patty Frank war ein begeisterter Leser der Mayschen Reiseerzählungen. Schon als junger Bursch rückte er mit der Buffalo-Bill-Truppe einfach aus und trieb sich während 30 Jahren in der ganzen Welt herum. Immer wieder zog es ihn zu den Rothäuten. Hier legte er auch den Grundstock zu einer indianischen Sammlung und vermehrte sie im Lauf der Jahrzehnte um Hunderte von seltenen und wertvollen Stücken. Diese Sammlung ist nun in den Besitz des Karl-May-Museums übergegangen. Frau May hat Patty Frank dafür ein amerikanisches Blockhaus gebaut und ihm eine lebenslängliche Rente ausgesetzt. Auch das Museum wurde inzwischen neben dem Blockhaus errichtet. Die Sammlungen Karl Mays und Patty Franks sind von dem indianischen Sprachforscher und Ethnologen Hermann Dengler, der seinerzeit den bekannten Forscher Koch-Grünberg auf einer Reise nach dem Amazonasstrom begleitete, bei der Koch den Tod fand, wissenschaftlich geordnet und zusammengestellt. So entstand das größte und reichhaltigste Museum, das vielleicht überhaupt vorhanden ist.

Wir verlassen gespannt und begierig das Blockhaus, um unter der Führung von Hermann Dengler das Museum zu

¹⁰ Inzwischen sind die drei sagemuwobenen Gewehre aus der Villa Shatterhand ins Blockhaus gebracht und dort im Wildwestraum mit aufgestellt worden. Karl-May-Verlag.

besichtigen. Was sich unseren Augen darbietet, entzündet nicht allein die schwärmerische Jugenderinnerung wieder in uns, es begeistert auch den Forscher, den Fachmann.

In langen Glasschränken und großen Wandkästen sind Schätze ausgebreitet, von deren Reichhaltigkeit man überwältigt ist. Hermann Dengler skizziert in kurzen Worten ein Bild des indianischen Volkes, das im allgemeinen in kulturellem Aufschwung begriffen war, als die Europäer in das Land eindringen. Selten findet man eine richtige Vorstellung von den amerikanischen Urbewohnern. Wir denken nur an den Indianer, der auf feurigem Mustang durch die Prärie braust und mit gellendem Kriegsruf sein Skalpmesser schwingt, um dem besiegten Feind die Kopfhaut zu nehmen. Aber das Pferd wurde erst von den Spaniern nach Amerika gebracht, und von den [99] ‚Blaßgesichtern‘ hat der Indianer gelernt, das Tier zu besteigen; ebenso haben erst Stahlmesser und von Weißen ausgesetzte Prämien für Indianerskalpe dem furchtbaren Brauch des Skalpierens einen grauenvollen Umfang verschafft. Unerbittlich vollzog sich die Ausrottung des roten Mannes, der doch nur sein Land verteidigte und den überlegenen Waffen der Weißen schließlich weichen mußte.

Ein Rundgang durch das Museum ist sehr lehrreich.

Da sehen wir die vollständige Ausrüstung eines Prärieindianers: die lange Lanze und die Kriegsmütze mit helmbuschartigem Kopfschmuck aus gefärbten Hirschhaaren und Stachelschweinsborsten, den Schild mit der Schildhülle. Daneben hängt der Köcher, bestehend aus Pfeiltasche, Bogenhülle und Tragband, eine Signalpfeife aus Adlerflügelknochen, die Keule, der Tomahawk.

Ein anderer Schrank gibt uns Einblicke in die Kulturen des nordamerikanischen Indianers und zeigt Stücke, die von einer großen Handfertigkeit und einer hochentwickelten bildnerischen Kunst zeugen: Körbchen aus Zederbast oder aus gefärbtem Gras geflochten, Eßschalen, eine Wiege aus Zederbrettern mit Holzpuppe. Kindersachen sind in großer Anzahl vorhanden, so der bestickte Anzug eines Enkels des berühmten Häuptlings der Ogellallahs ‚Washitshung tashunka‘.

Ein Schrank enthält viele kleine Schmuckgegenstände sowie Kopfschmuckfedern, von denen jede ihre besondere Bedeutung als Schutzzeichen oder Auszeichnung hatte; ein anderer Schrank: eine riesige, teilweise bemalte Bisonhaut, auf der Szenen aus der letzten furchtbaren Indianerschlacht abgebildet sind, die vom 25. bis 27. Juni 1876 am Little Bighorn tobte und in der fünf Kompanien des 7. Kavallerieregiments unter General [George Armstrong] Custer bis auf den letzten Mann vernichtet wurden.

Ein fünfter und sechster Schrank bergen Frauengewänder aus Hirschleder mit Perlenstickerei und feiner Bemalung, Halsketten, Täschchen und Mokassins, auch ein Sattel und Zaumzeug für Frauen sind vorhanden.

Es ist nicht möglich, den systematisch geordneten Inhalt der vielen Schränke hier einzeln aufzuzählen und zu beschreiben.

Erwähnt werden mag darum nur noch die in vier doppelseitig verglasten Kästen untergebrachte Skalpsammlung. Sie [100] ist wohl die größte, die überhaupt existiert, denn sie umfaßt 17 Stück, worunter sich 5 Skalpe von Weißen befinden. Auch eine seltene, grausige Trophäe ist da: ein Schädel mit Kopf- und Gesichtshaut. Die Haut muß in frischem Zustand vom Schädel entfernt und hernach halb getrocknet wieder darüber gestülpt sein.

Sehr lehrreich sind noch zwei Schränke, die Erzeugnisse der Fremdenindustrie enthalten. Man sieht, wie diese Gegenstände nach europäischem Geschmack gemacht sind, bis sie schließlich zu Zerrbildern und Auswüchsen der Indianerkultur entarteten, die aber sammlungshungrigen Reisenden für teures Geld als echt angedreht wurden, ohne von einer Indianerhand je berührt zu sein.

Wir sind am Ende. Es geht zurück zum Blockhaus. – Das offene Holzfeuer hat den Raum angenehm durchwärmt. Ein am Spieß gebratener Bärenschinken ließ sich leider nicht beschaffen, ebenso konnte wohl nirgendwo das zarte Lendenstück einer Bisonkuh aufgetrieben werden. Wir begnügen uns daher mit einigen anderen Leckerbissen. Und bis spät in die Nacht sitzen wir im Wildwestheim in angeregtester Unterhaltung beisammen.

Dr. Otto B a n d m a n n [1886-1944] in der deutschen Zeitung Bohemia, Prag, vom 21. November 1928 und in zahlreichen anderen Tagesblättern.

Just Anfang des Jahres pilgerte eine stattliche Schar Rothäute aus Sarrasanis Dresdner Zirkusunternehmen nach dem nahen Radebeul, um dort den toten weißen Freund der indianischen Rasse, Karl May, an seinem Grabmal durch alte Trauergesänge zu ehren. Die Nachkommen Chingachgooks und Winnetous fanden trauliche Aufnahme im Blockhaus der Villa ‚Shatterhand‘, das – leider nur zu einer Hälfte – im Stil der alten Blockhäuser in Nordamerika erbaut war. Holzscheite im Kamin prasselten in rotem Feuer, an den Wänden hingen Bisonfelle und Büffelhörner, eine Indianerin auf einer Chaiselongue unter dicken Fellen vervollständigte die Verzauberung in eine fremde Welt. Hüter des Hauses

war ein braver Wiener namens Patty Frank, den das Schicksal durch alle fünf Weltteile gejagt hat. Als junger Mensch riß er aus der Lehre aus, um sich Buffalo **[101]** Bill anzuschließen. Er wurde Akrobat, stellte sich eine eigene Truppe zusammen und trat nun bei Barnum und Bailey, bei Hagenbeck, bei Buffalo Bill usw. auf. Die Werke Karl Mays veranlaßten ihn dazu, von früh an alle möglichen Schmuck- und Gebrauchsgegenstände der nordamerikanischen Indianer zu sammeln, ganz absichtslos, je nach Gelegenheit und Geldbeutel. Die Inflation vernichtete auch Patty Franks Ersparnisse, und so sah er sich eines Tages vor der Notwendigkeit, seine Sammlung an ein Museum zu veräußern. Damals tauchte er wieder einmal bei Karl Mays Witwe auf, und ein Gespräch über seine traurige Lage führte dazu, daß Frau May ihm das Blockhaus errichtete und den Bau eines Museums versprach, das seine Schätze, zusammen mit denen Karl Mays, aufnehmen sollte.

Dieses Museum in Radebeul – sicherlich der reizvollste Anziehungspunkt dieses Ortes – wird am 1. Dezember eröffnet werden. Es ist von Hermann Dengler wissenschaftlich geordnet und eingerichtet worden. Vieles aus der alten indianischen Zivilisation ist bereits untergegangen – zusammen mit dem Volk, dessen spärliche Überreste noch eine Zeitlang an die Urbewohner Amerikas erinnern werden – anderes wird von den Rothäuten selbst aufbewahrt oder in amerikanischen Museen ausgestellt, und trotzdem weist das neue Radebeuler Museum vieles auf, was selbst drüben nicht oder nur selten zu sehen ist. Es enthält nicht nur Paradedstücke, wie sie manchmal allein gesammelt wurden, sondern auch Gebrauchsgegenstände aller Art, so daß man einen wirklichen Eindruck ins tägliche Leben der Rothäute erhält. Allerdings beschränkt sich die Sammlung durchaus auf die Indianer Nordamerikas, die ja dem Herzen unserer Jugend und unserer Erinnerung näher stehen als die Stämme Mittel- und Südamerikas ...

Der erste Wandschrank der Sammlung zeigt die vollständige Paradeausrüstung eines Prärieindianers aus ihrer letzten Glanzzeit. Eine große Kriegsmütze beweist durch ihren Schmuck von Adlerstoßfedern, daß sie einem anerkannten Führer gehört hat. Lanze, helmbuschartiger Kopfschmuck, ein Zopfanhänger, vor allem ein Schild mit Hülle fallen auf. Die Indianer waren so brav wie unsere Mütter und Großmütter, die ihre guten Sachen durch Hüllen schützten (aber auch verunzierten), die nur **[102]** bei festlichen Gelegenheiten verschwanden. Der Schild war allerdings auch das Heiligtum des Kriegers, das ihn schützte und das er darum wieder schützte bis zu jener Stunde, da man das Haupt des toten Kriegers darauf bettete. Der Schild besteht aus künstlich verdickter Bisonhaut, die fast immer bemalt ist. Köcher mit Pfeilen fehlen nicht, und vor allem erscheint natürlich der beliebte Tomahawk in allen möglichen Formen, als einfache Keule, als Beil usw. Die Gegenstände stammen teils von den Dakotas, den Cheyennes, teils auch von Schwarzfüßen und Utahs.

In einem andern Schrank sieht man zahlreiche Proben der Handfertigkeit der Indianer: Tanzkronen, Tanzschurze, Pfeifen, Mützen, vor allem schöne Bogen usw. Das Glanzstück dieser Sammlung ist ein Schädel mit dazugehöriger Kopf- und Gesichtshaut. Andre Schränke und Pulte enthalten Kindersachen, Schmuck- und Ausrüstungsgegenstände, eine riesige, teilweise bemalte Bisonhaut mit Szenen aus der Schlacht im Little Bighorn, wo 1876 General Custer mit 5 Kompanien im Kampf gegen die Indianer fiel, ferner Sattel und Zaumzeug und Bogen und Pfeile. Trotz der scheinbaren Schwächlichkeit seiner Waffe war der Indianer imstande, aus nicht allzu großer Entfernung den Pfeil durch einen starken Bison hindurchzuschießen und ein anderes, dicht daneben stehendes Tier tödlich zu verwunden. Nicht uninteressant ist auch ein Überblick über die reiche indianische Fremdenindustrie (nach dem Rezept: *made in Pforzheim oder Gablonz*), in der der wildeste Kitsch zu sehen ist – ganz wie bei uns. Schöner ist die Figur eines jungen Apatschenkriegers, der, in gelb gefärbtes Leder gekleidet, mit allen Waffen seines Stammes ausgerüstet ist und auf dem Ausguck nach dem Feind steht. Ihm gegenüber sieht man eine junge Schwarzfußindianerin, ein nicht übles Kind, gekleidet in ein Gewand aus Bighornleder und verschönt durch allerlei Schmuck. Ein anderer Schrank zeigt uns das Modell eines Kriegshäuptlings der Irokesen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Er ist in dem Augenblick dargestellt, da er in einer Versammlung eine Kriegserklärung von vier Nachbarstämmen erhält.

An den Irokesen schließt sich eine Skalpsammlung an. Im ganzen weist das Museum 17 Skalpe auf, darunter 5 von **[103]** Weißen; es dürfte die größte Sammlung dieser Art sein. Außerdem kann man sich noch an ein paar Skalplocken erfreuen. Andre Schränke enthalten Talismane, Medizinbeutel, Geistertanzfedern usw.

Auf die Jugend, für die die Indianerromantik nicht ausstirbt, wie auch auf die Erwachsenen wird das Museum seine Anziehungskraft nicht verfehlen. Der Geist Old Shatterhands und Winnetous lebt dort ...

American News, Hamburg, vom 8. Dezember 1928.

The 'Wild-West-blockhouse' in the park in which stands the villa 'Shatterhand', where Karl May lived and wrote, has been enlarged and opened as a Karl May-Museum. It contains, among other things of interest, a collection of valuable

exhibits dealing with the North American Indians. Probably no other German author is so much and so eagerly read by the German youth as Karl May, who can be compared with James Fenimore Cooper.

Dr. A. Mandberg in der Neuen Lodzer Zeitung vom 17. Februar 1929.

Kein anderer als Prof. Dr. Ludwig Gurlitt hat das Wollen und Schaffen, das künstlerische und dichterische Werk Karl Mays, wie es sich in seinen weltberühmten Indianererzählungen darstellt, so treffend und klar durch die Feststellung charakterisiert, daß es die Seele des großen indianischen Volkes in Nordamerika war, die Karl May der Nachwelt erhalten und in dichterischer und dennoch wahrheitsgemäßer Darstellung retten wollte, inmitten des fortschreitenden Untergangs, dem die indianische Rasse durch die Vernichtungskriege der ‚Zivilisatoren‘ mehr und mehr verfiel.

Karl May ist in der Tat der Überlieferer und warmherzigste Sachwalter indianischen Wesens geworden; er setzte in seinen Büchern der indianischen Seele ein Denkmal, zu dem Millionen von Lesern ergriffen und in Ehrfurcht wallfahrten, in den vergangenen Jahrzehnten, heute und auch in der Zukunft. Karl Mays Wort ist und bleibt lebendig und mit diesem Wort auch die Seele des Indianers.

[104] Diese Gedanken veranlaßten mich, das unlängst in dem kleinen Städtchen Radebeul bei Dresden eröffnete Karl-May-Museum zu besuchen, und was ich dort sah, übertraf alle meine Erwartungen.

Das Museum befindet sich in einem im Wildweststil erbauten Blockhaus, das in unmittelbarer Nähe der Villa ‚Shatterhand‘ gelegen ist.

Schon beim Eingang in das Blockhaus umweht den Besucher die indianische Seele und spricht in tausendfachen Ausdrucksformen zu ihm. Das Karl May-Museum enthält eine nordamerikanische Indianersammlung von unschätzbar hohem Wert. Zum unvergänglichen Wort Karl Mays tritt mit dieser indianischen Sammlung die bildliche und plastische Veranschaulichung des gewesenen wirklichen Indianertums, die uns gleichfalls in jedem ihrer seltenen Stücke die Seele des Indianers zeigt. Hierin liegt die überragende Bedeutung des Museums, die es zu einem einzigartigen und nirgends wieder anzutreffenden macht.

Da sieht man echte indianische Tomahawks, Kalumets usw. Ganz unmöglich ist es, all die zahlreichen Ausstellungsgegenstände anzuführen und zu beschreiben. In Glasschränken und auf gleichfalls glasbedeckten langen Tischen lassen wir die indianische Kultur vor unseren Augen vorüberziehen. Indianertrachten in den vielseitigsten und seltensten Formen, indianische Gebrauchsgegenstände, indianischer Kriegsschmuck, Lanzen, Bogen, Pfeile, Kriegshauben mit prächtigem Federschmuck, Schilde usw., ferner eine kostbare Sammlung von Pfeifen, Tabakbeuteln, Klappern und Signalpfeifen, verschiedenartige Kultgegenstände und vor allem die Skalpsammlung, die mit insgesamt 17 Exemplaren in ihrem Wert unschätzbar ist, ebenso wie das Glanzstück der Sammlung, ein Schädel mit der dazugehörigen Kopf- und Gesichtshaut, der in der Nähe von Kap Mendocino im Jahre 1860 gefunden wurde.

Das alles ist in den Schränken und Pulten zu sehen, vom einfachsten Gebrauchsgegenstand bis zum wunderbar fein ausgeführten, dem religiösen Kult gewidmeten Gegenstand. Prächtig sind die Figuren von Prof. [Erich] Hösel, die – in Menschengröße – einen jungen Apatschenkrieger in voller Kriegsausrüstung, einen **[105]** Irokesenhäuptling um 1760, eine junge Schwarzfußindianerin in einem Gewand aus Hirschleder u. a. m. zeigen.

Das ganze Museum ist eine lebendige und unübertreffliche Illustration zu Karl Mays Schriften und von einem kulturellen Wert, der auch nicht annähernd zahlenmäßig ausgedrückt werden kann...

The Philadelphia Inquirer vom 16. Mai 1929.

Philadelphia has a population, according to Uncle Sam's counters, of 2.100.000.

Radebeul, a suburb of Dresden, in Germany, has 20.000. Only last autumn they opened there with gala ceremonies the Karl May-Museum of American Indian.

When Karl May who had been a persistent Collector of Indian artifacts, died, did the little Radebeul send his fine museum to Dresden or Berlin, or to London?

Oh, my, no, that is a Philadelphia, not a German, custom. On the contrary, the town, little as it is, at once erected a beautiful home for the May relics, and there they will remain a mecca for students in coming ages.

And those Germans at Radebeul know what's what in other ways. Owing to our Pennsylvania Germans, their cousins in the fatherland wanted some fine specimens from Berks county.

To encourage their zeal Mr. Branegan, who has some prize winners from old Berks, is going to donate one to that Radebeul museum.

Wilhelm Lukas Kristl [1903-1985] in der Münchener Post vom 6./7. Juni 1931.

Zwischen Kötzschenbroda und Dresden liegt Radebeul. Was Kötzschenbroda verbrochen hat, um solch zweifelhafte Feuilletonberühmtheit zu erhalten, ist nicht recht zu ergründen. Wenn aber Radebeul immer mehr ein stehender Begriff wird, hat das seine guten Gründe. Radebeul ist das Mekka der Karl-May-Gemeinde. Mehr noch. Es birgt das Erbe des unsterblichen Winnetou und seiner Rasse, eine indianische Sammlung, [106] um die es die Völkerkundemuseen Europas beneiden: das Karl-May-Museum.

Eine vornehme Villa und rückwärts im Garten ein schlichtes Blockhaus, das mit seinem Palisadenzaun irgendwo im Wilden Westen stehen könnte, erinnerte nicht die Radioantenne auf seinem Giebel an östliche Zivilisation. Vorn, in der Villa ‚Shatterhand‘, wohnt Frau May. Hinten, in der ‚Villa Bärenfett‘, verwaltet der Artist Patty Frank, Globetrotter und Zirkusgefährte des bekannten Büffeljägers und Indianerkämpfers Buffalo Bill, sein Indianermuseum, das er in pietätvollem Gedenken Karl May gewidmet hat.

Neugierig folgen wir der robusten Gestalt in Trapperhut und Pullover und gelangen in einen Raum, in dem Old Shatterhand gehaust haben könnte. Richtig, am offenen Herd flackert noch das Feuer, über dem der weiße Jäger die Grislybären zu braten pflegte, und an der Wand hängt zwischen Hirschen der Kopf eines Büffels; ja Indianerbüffel, die einst so zahlreich waren, daß ihr Gestampfe – wir haben es doch bis in die Schulbank gehört – die Prärie erzittern ließ. Unter dieser Öfunzel haben sie gesessen, Winnetou und sein weißer Bruder mit seiner todbringenden Donnerbüchse. Und nur Manitou, der große Geist, wußte in ihrem Adlerblick zu lesen, welchen Schurken sie in die ewigen Jagdgründe zu schicken gedachten. Draußen knickte ein wüster Sturm die Äste der Urwaldriesen. Ein geheimnisvoller Vogelschrei durchgellte das Geheul des Windes. „Wird mich mein roter Bruder auf diesem gefährlichen Pfad begleiten?...“ brach Old Shatterhand das Schweigen und warf neues Reisig in das Feuer...

Im eigentlichen Ausstellungsraum wirds ernster. Das Museum will ja mehr sein als Illustration zu unserer Knabenphantasie. Es will denen, die weiße Zivilisation mit beispiellosem Eifer vernichtet hat, ein rühmendes Denkmal sein und eine wissenschaftliche Sammlung indianischer Kultur. Patty Frank und der Karl-May-Verlag hatten sich den Indianerforscher Hermann Dengler geholt, der das Material sichtete und wissenschaftlich ordnete.

Eine farbenprächtige Sammlung. Da ist alles, was unser Herz einst sehnsüchtig begehrte: Tomahawks und Friedenspfeifen, Häuptlingsfedern und Mokassins. Der Indianer des [107] Alltags und der auf dem Kriegspfad, der Indianer vor und nach dem Eindringen der Weißen: dargestellt in Kleidungs-, Schmuck- und Gebrauchsgegenständen, in Büsten, Werkzeugen und Waffen und in ergänzenden Erläuterungen. Zeugen einer untergegangenen Kultur, die Opfer des weißen Fortschritts von Feuerwaffen, Alkohol und Glasperlen wurden.

Spielzeug junger Prärieindianer; Kleidung und Gebrauchsgegenstände des Ogellallahhäuptlings Washitshung tashunka 1910, ein Irokesenhäuptling in prächtiger Bemalung, in Wachs nachgebildet, desgleichen ein Apatschenkrieger auf dem Auslug nach dem Feind. Jede Feder, jede Farbe, jeder Elkhorn hatte seine Bedeutung. Das in einem Glasschrank aufgespannte riesige Bisonfell zeigt die primitive Zeichnung eines Kampfes zwischen Rot und Weiß. Wir lesen, daß es sich um eine indianische Darstellung der Schlacht am Little Bighorn handelt, wo am 25. bis 27. Juni 1876 die Indianer einen ihrer letzten großen Siege in ihrem hoffnungslosen Kampf gegen die Weißen errungen haben. Und bei wem wurde das Beil [Fell] gefunden? Eine alte Zehnpfennigserie erwacht, die wir einst heißhungrig verschlangen. Es wurde bei einem Überfall auf das Lager Sitting Bulls, des roten Napoleon, erbeutet.

Eine Vitrine zeigt eine Blütenlese von Reiseandenken, die zum Teil der amerikanische Osten fabriziert und die dann der Cook-Reisende als echt indianisches Sammelstück von seinem Besuch einer Reservation nach Hause trägt. Auch was in den Reservationen selbst angefertigt wird, hat nicht mehr viel mit alter Kunst und altem Geschmack zu tun. Beides verfiel unter dem Einfluß der Zivilisation und übrig blieb nur noch die große Kunstfertigkeit. Der Indianer richtet sich heute nach dem Geschmack der Kunden im Pullmanwagen, denen er nach dem obligaten Kriegstanz natürlich auch was verkaufen will.

Skalps! Gruselnd stehen wir vor diesen Kampftrophäen. Ein rundes Stück Schädelhaut, zwischen einen Holzring gespannt. Kopfhäute mit langen schwarzen Haaren und Kopfhäute mit kurzem blondem Haar. Die ersten stammen von Indianern, die zweiten von Weißen. Da hängen sie hinter Glas, die einst das Wigwam des Springenden Hirsches zierten. Aber auch Weiße beteiligten sich an der Skalp jagd, um die von den Fortkommandanten ausgesetzten Preise einzuheimsen. [108] Dabei konnten sie sich durchaus auf angestammte Sitte berufen, pflegten ja z. B. noch im 9. Jahrhundert n. Chr. unsere Vorfahren, die schon getauften Franken, ihre heidnischen Feinde fein säuberlich zu skalpieren.

Das ist den Wildwestkämpfern beiderlei Hautfarbe auch nicht an der Wiege gesungen worden, daß einst ihre Kopfhaut zum seltenen und kostbaren Schaustück eines Museums würde. Aber widerstehen wir den Versuchungen der Phantasie, die sich an diesen Objekten allzugern entzünden möchte! Draußen, zehn Minuten von hier, liegt der Mann, dessen Phantasie das längst besorgt hat. Ein kleiner griechischer Tempel, zum Teil in weißem Marmor. Ein Blumenkranz liegt auf einer Marmorplatte, und an der Seitenwand befindet sich die Inschrift: ‚Karl May, geb. 25. Febr. 1842, gest. 30. März 1912.‘

Das gewichtige, in Seehundfell gebundene Gästebuch des Museums weist schon eine große Besucherzahl auf, darunter viele Namen von Klang und Ruf. Außerdem besichtigen ständig zahlreiche Schulen und Vereine mit viel Begeisterung die Sehenswürdigkeiten des Karl-May-Museums.

Aus dem Bereich Old Shatterhands

Von Geheimrat Prof. Dr. Alfred Biese †¹¹

Wie ein Kindheitstraum liegen die Stunden hinter mir, die ich kürzlich in der ‚Villa (besser: Wigwam) Shatterhand‘ verlebte! Wer kennt nicht diesen Westmann ohne Furcht und Tadel und den anderen Unvergeßlichen, Winnetou, und die Prachtgestalten aus den orientalischen Erzählungen Karl Mays! – Er, der Millionen von Menschen, alt und jung, hoch und niedrig, berückt und beglückt hat und noch immer – in steigendem Maße – entzückt, hat ein Leben voll erschütternder Tragik (1842 – 1912) durchlebt. Fluch und Segen einer übermäßig wuchernden, abenteuerlichen Phantasie hat er an sich erfahren müssen. Der schwächliche, jahrelang blinde Knabe wuchs in einem ärmlichen Weberhause des Erzgebirges auf, wurde Lehrer und verlor sich in schwer begreifliche Abenteuer, die ihn schließlich in Schuld und Strafe brachten. Dann raffte er sich auf und ließ seine Phantasie in Indianer- und **[110]** Orientschriften aus, und das Wunderbare wurde Wirklichkeit: diese Edelgestalten wurden Millionen Lesern Lebensbegleiter, Wegweiser, Tröster und Retter aus Angst, Not und Sorge, wie nur ganz wenige andere in der Weltliteratur. Davor sollte sich jeder neigen, der auf einen ‚Volksschriftsteller‘ als Kitsch- und Kolportage-Fabrikanten herabsieht. Dem beispiellosen Erfolg schlossen sich in beispielloser Niedertracht der Neid, die Mißgunst, die Verleumdung und der Haß an. Man lese die kleine meisterliche Schrift ‚Eine Lanze für Karl May‘ von Dr. E. A. Schmid (Radebeul 1918, Karl-May-Verlag)! Noch im Frühjahr dieses Jahres bekannte die Frankfurter Zeitung, die einstmalige Gegnerin: „Hier ist Unrecht geschehen. Karl May ist einer der besten deutschen Erzähler, und er wäre vielleicht der beste schlechthin, wäre er eben kein armer, verwirrter Prolet gewesen ... er ist aus dem Geschlecht von Wilhelm Hauff; nur mit mehr Handlung ...!“]

Wer Mays Haus heute betritt, den empfängt inmitten von unzähligen Trophäen, Waffen- und Schmuckstücken Nordamerikas eine rührend bescheidene, demütige Frau, die seine Muse wurde. Was mag durch ihre Seele gezogen sein, als im Januar 1928 echte Indianer (von der Stosch-Sarrasani-Truppe), den Besuch Karl Mays vom Jahre 1908 erwidern, ihm nun am Grabe und in seinem Hause mit Kränzen und Tänzen und Klagegesängen huldigten, ihm, dem besten weißen Bruder der zum Aussterben verurteilten roten Rasse!

In der ‚Villa Shatterhand‘ gibt es viel Seltenes und Seltsames zu sehen, in der Bücherei, im Arbeitszimmer, im Sterbezimmer. Von Sascha Schneider **[111]** hängen große wundersame Bilder da. Doch das Bedeutungsvollste birgt im Garten das Blockhaus mit einem in musterhafter Wissenschaftlichkeit von Hermann Dengler geordneten Museum, das zum größten Teil ein Verehrer Karl Mays, Patty Frank, der einst Mitglied der Buffalo-Bill-Truppe war, zusammengebracht hat. Kenner halten die hier vereinigten Stücke indianischer Kultur (ganze Figuren in Kriegsschmuck, befiederte Mützen, Skalpe, Tomahawks, Pfeifen, Tabaksbeutel, Trachten usw.) für unvergleichlich wertvoll. Im Wildwestraum des Blockhauses umfängt uns ganz echte nordamerikanische Romantik. Mächtige Bisonköpfe, Geweihe, Felle usw. schmücken die Wände, im Kamin prasseln die großen Kloben Holz und sprühen ihre Glut in den dämmerigen Raum. Reden gaben der ganz einzigartigen Stimmung Ausdruck. Wer gesprochen hat, wird mit einem mächtigen Feder-Kopfschmuck geziert. Für das leibliche Wohl wird in angemessen schlichter Form gesorgt – und am Ende löst ein ausgezeichnete Lisztschüler am Flügel in der Villa den Zauber in Musik auf.

Und wen das Auto wieder zurücktrug in die moderne Großstadt, der fühlte sich noch umwoben von seltsamen Gestalten einer untergegangenen fernen, ach so fernen Märchenwelt.

¹¹ Der berühmte Literaturhistoriker, von dem wir in den Jahrbüchern 1926 und 1930 bereits zwei Abhandlungen brachten, hat das Karl-May-Museum im November 1929 – trotz seiner 74 Jahre in voller Frische – besucht. Seine Eindrücke veröffentlichte er im Generalanzeiger für Stettin vom 23. Dezember 1929. Wenige Monate später, am 7. März 1930 [1930], ist er ohne vorherige Krankheit unerwartet verschieden. Ein lebenssprühender Brief von seiner Hand traf zugleich mit der Todesnachricht im Karl-May-Verlag ein.
Die Herausgeber.

[[112]]

Die Jagd nach der Büffelhaut

Von Patty Frank

©

[[117]]

Im Wildwest-Blockhaus

Aus dem Gästebuch des Museums, Weihnachten 1928

Von Hayno F o c k e n

O liebes, fernes Knabenträumen,
versunken, doch vergessen nie,
wie lockst du mich aus diesen Räumen
aufs neu ins Land der Phantasie!

Der Phantasie, die nie veraltet,
geweckt durch eines Zaubrers Hand,
die eine Welt mir einst gestaltet
in Urwald und in Steppenbrand!

Was ich dereinst mit heißen Wangen
verschläng nach echter Jungenart,
hier ist es neu mir aufgegangen,
wird wieder mir zur Gegenwart.

Dies Blockhaus und die Jagdtrophäen,
Wildwest im Flackerfeuerschein,
wie läßt es heiß den Wunsch erstehen:
Ich möcht noch mal ein Junge sein!

Um goldne Äpfel abzuschütteln
vom grünen Baum der Phantasie:
Schulmeister-Weisheit mag dran rütteln,
sie raubt mir diese Früchte nie.

[118]

Sie raubt dem echten deutschen Jungen
die Welt nicht, die ihn hier umspannt,
und nicht den Sang, den der gesungen,
des Geist in diesen Raum gebannt.

So danke ich den Blockhaus-Stunden,
von Scherz und Becherklang umsäumt,
daß ich als Graukopf das empfunden,
was ich als Blondkopf einst geträumt.

Der grausame Dichter

Von Prof. Dr. Eduard Engel

Man sehe sich um in den größten Dichtungen der Völker –: fast alle, die uns von Jugend auf ans Herz gewachsen und untüchtig eingebrannt sind, enden mit Tod und Verderben. Beispiele? Die Ilias, die Bühnenwerke der Griechen, Dante, die ältesten Heldengedichte der Deutschen, der Franzosen, der Angelsachsen. Selbst Don Quijote kommt erst auf dem Sterbebett zur Erkenntnis seines Wahnlebens, und Shakespeare edelste Helden und Heldinnen, die so viel lebenswerter sind als Millionen, erleiden den Tod vor den natürlichen Grenzen ihrer Tage.

Ich spreche in der ersten Zeile unsrer Betrachtungen von den größten Dichtungen, und ich sage überlegt: ‚fast alle.‘ Es gibt große Dichterwerke, in denen der Held sich rettet, und es gibt sehr schöne Schöpfungen, deren Helden glücklich werden; aber man prüfe sorgsam und vergleiche an einem höchsten Maßstab –: Odysseus siegt über die nichtsnutzigen Freier, doch dies war von Anbeginn die Kunstabsicht des Dichters, und – die Erschütterung des Lesers durch die Ilias ist gewaltiger als seine Freude am glücklichen Ausgang der Odyssee. Der Tod des Patroklos, der Tod Hektors greifen stärker an unser Herz, und wir hören in der Ilias die Verkündung des unentrinnbaren Todes des Helden Achilleus. Über die größere oder geringere Schönheit der **[120]** beiden griechischen Heldenlieder braucht nicht gestritten zu werden; größer im Sinne der ewigen Kunst ist die Ilias, – um so viel größer, gewaltiger, herzerwührender, wie der Tod im Vergleich mit dem Leben.

Oder – wenn wir überhaupt einen Streit zulassen wollen über den Rang von Faust, vielmehr Gretchen, und von Hermann und Dorothea, wie muß die Entscheidung fallen? Nach dem Einsatz der Helden in dem Kampfspiel des Menschenlebens: bei Gretchen geht es um das Leben selbst, bei Hermann und Dorothea um ein Gewinnen oder Verzichten, und so schmerzlich das Verzichten sein würde, – ach, wir wissen, daß es noch lange nicht den Tod, meist nicht das Verzichten für immer bedeutet. Hat doch Dorothea schon einmal verzichten müssen und findet nun ein zweites Glück.

Alle große und manche kleine Dichter haben von jeher gewußt, daß der würdigste Stoff der bleibenden Kunst der Tod ist. Nicht jeder Tod, sondern nur der Heldentod, denn nur dieser ist Sieg, und die erhabenste Kunst fordert den Sieg über alle Gewalten, selbst den und vor allem den über den Tod. Oh, die kleinen Dichter oder die Garnichtdichter kennen gar wohl die Allgewalt des Todes über die Herzen der Leser, noch mehr der Zuschauer und Zuhörer, und da, wo ihnen selber der für jeden echten Dichter unentbehrliche Heldensinn mangelt, greifen sie zu dem handlichen Mittel, dem Kniff, einen Menschen auf der Bühne sterben zu lassen. Das Musterbeispiel bietet Gerhard Hauptmann.

*

[121] In der echten Dichtung ist der Tod des Helden Sühne oder Sieg, oft Sühne und Sieg zugleich. Doch zuvor verständigen wir uns über den Begriff des Helden. In der gesamten Dichtung der Völker von den ältesten Zeiten bis ins 18. Jahrhundert hinein war der Held oder die Heldin von fürstlichem Geblüt oder doch aus der höchsten Schicht der menschlichen Gesellschaft. Könige, Königinnen, Königskinder; oder leitende Staatsbeamte, große Heerführer, Hochadelssprossen, – niemals schlichte Bürger. Beispiele aus den Dramen der drei griechischen Bühnendichter sind überflüssig. Bei Shakespeare geht es nur bis in die gräfliche Adelsklasse hinunter: Romeo und Julia. Wohl gemerkt – ich spreche vom Trauerspiel; der Kaufmann von Venedig steht unter den ‚Komödien‘, und selbst in jenem Stück, das heute Schauspiel heißen würde, ist der ‚Held‘, um den sich doch die Handlung bewegt, Bassanio, kein schlichter Bürgersmann, und, obgleich ein Kaufmann, – ein königlicher.

Den Engländern gebührt das Verdienst, den Bereich der dichterischen Heldenwelt wesentlich erweitert zu haben. Seit [George] Lillo und [Richard] Cumberland (zwischen 1693 und 1811) gibt es keine gesellschaftlichen Schranken mehr für die Auswahl der Gesellschaftsklassen zum ernstesten Drama. Die Franzosen folgten mit [Denis] Diderot an der Spitze, und [Gotthold Ephraim] Lessing wandelte in seinen Spuren. Sarah [Sara] Sampson gehört der englischen Zwischenschicht des an den Kleinalden grenzenden Hochbürgertums an, Emilia Galotti ist noch ein Hofdrama. Goethes meiste Bühnenwerke sind ‚klassisch‘ im Sinne der Griechen: er hat kein bürgerliches Trauerspiel geschaffen. Clavigo ist fast **[122]** so sehr von [Pierre-Augustin Caron de] Beaumarchais

wie von Goethe, und der Faust ist eine Schöpfung ihrer eignen Art. Selbst Schillers Karl Moor ist doch noch weit mehr Graf als Räuber, und Luise Millerin war die Braut eines Ministersohnes.

*

Im 19. Jahrhundert wiegt der Held aus dem Bürgerstande vor, und in der erzählenden Dichtung wird er schnell zur Regel. [Friedrich] Hebbels Maria Magdalena und [Gottfried] Kellers Sali und Vrenchen sind die kennzeichnendsten Beispiele. Conrad Ferdinand Meyer hatte eine bewußte Vorliebe für die vornehme Heldenwelt.

Darüber ist heut alle Welt einig, daß das Schicksal eines bettelarmen Kleinleutekindes, wie Hanneles von Hauptmann, oder eines knotigen Fuhrmanns, wie seines Henschel, an sich heldisch sein könnte, selbst wenn die höchsten Kunstmaßstäbe angelegt werden. Ihr Tod brauchte keine gemeine Grausamkeit, kein Sterbefall wie jeder des täglichen Lebens, etwa aus dem Polizeibericht über die Straßenumfälle, zu sein. Held sein im Sinne der hohen Kunst heißt Kämpfer sein, und der Tod des Helden, der bis ans bittere Ende gekämpft hat mit dem Schicksal, und der in diesem Kampf unterliegt, entläßt uns mit dem Gefühl, für das nur die Deutschen ein schönes eignes Wort haben, das sie, wie in unzähligen Fällen, gegen ein gar nichts sagendes fremdes aufgegeben haben: Leidelust gegen Tragik.

Wir empfinden es als eine Grausamkeit, daß die edelsten Menschen den Kampf gegen das Böse, das ihnen zum Schicksal wird, nicht bestehen. Aber wir wissen aus dem eignen, wenngleich noch so unheldischen [123] Leben, daß diese Grausamkeit, diese Erbarmungslosigkeit im Erdendasein keine seltene Ausnahme, sondern beinahe ein Allerweltsschicksal ist. Wie oft hat es uns selbst schon gestreift, geschlagen, aus eigener Schuld, ohne Schuld, und der Unterschied zwischen den Helden der hohen Kunst und uns ist nur einer des Grades des Unglücks: die Helden werden vernichtet, wir leben weiter, aber fragt uns nur nicht, wie?

Wir entsetzen uns nicht über die Grausamkeit in der Kunst, in der dramatischen oder in der erzählenden. Wir wissen: Menschenlos; und wir wissen noch etwas andres: sterben wir, wem sind wir dann gestorben? Leid und Sorgen hinterlassen wir, zuweilen wohl auch echte Trauer um einen Verlust, im äußersten Fall um einen für die Menschheit. Der Held in der Kunst hingegen stirbt nicht sich, er sinkt dahin für eine große Angelegenheit des Menschengeschlechts, für dessen größte: für den Sieg der Edlen auf dieser armen Erde. Für dieses Höchste unterliegt auch der Bösewicht als ‚Heldengestalt‘ in der Kunst. Wie unanzweifelbar ist doch der Grundgedanke aller wahrer, bleibender Kunst: Das Gute siegt! Auch der Untergang des Bösen verkündet den Sieg des Guten über den Tod hinaus.

Wem stirbt Hauptmanns Hannele? Nur sich, – sie stirbt nicht als Siegerin. Sie stirbt an einer Lungenentzündung als einer Folge schändlicher Mißhandlung, – ein Unglücksfall, trotz allem Getue, trotz herbeibemühten drei Engeln im elektrischen Licht nur ein trauriger Unglücksfall. Einen Menschen sterben sehen, ist unter allen Umständen sehr betrübend, und wenn das Hannele stirbt, so stirbt zwar [124] nur die Rolle eines Theaterstückes, aber die Rolle wird von einem richtigen Mädchen gespielt. Ja, es ist betrübend, aber hohe Kunst? Tod, wo ist dein Sieg? – Oder soll es uns erschüttern, daß der Unhold, der das wehrlose Kind gepeinigt hat, sich aus Furcht vor der ihm drohenden Strafe aufhängt?

So prüfe man alle Sterbefälle in Hauptmanns Stücken: schiere Grausamkeit des Alltagslebens, nicht die künstlerisch geadelte der echten Kunst!

*

Die Grausamkeit des Künstlers ist von völlig anderer Art als die des Schicksals, des wirklichen Lebens, des Alltags. Im Leben herrscht die Grausamkeit ringsum, kaum ein Tag ohne ihren Anblick irgendwo, und wenn nicht um uns, dicht bei uns, dann durch die Zeitung, diese Sammlerin von Verbrechen und Schicksalsgrausamkeiten in allen Weltteilen, täglich uns ins Haus getragen. All diese Grausamkeit ist sinnlos, zwecklos, nur zermalmend, zertretend, vernichtend. Die Nachrichten brüllen uns nur zu: Entsetzen, Grauen, Zerstörung! Keine Kunst vermag solchen Greuelthaten des Schicksals oder des Zufalls, der Vernunftlosigkeit beizukommen. Es gibt kein bleibendes Kunstwerk der Dichtung oder der Bilderei, dessen Gegenstand eine der großen Grausamkeiten des Menschengeschlechtes ist. Nicht die Sintflut, nicht das Erdbeben von Lissabon oder Messina oder das Zertreten der Tausende beim Moskauer Krönungsfest von 1894. Die völlige Sinn- und Zwecklosigkeit aller solcher Greuelgeschehnisse, ihre fürchterlich nackte Grausamkeit entfernt jeden Gedanken an die Kunst.

*

[125] Wie töricht ist das überlieferte, immer wieder nachgeplapperte Wort von der Zwecklosigkeit der Kunst, von der Kunst einzig um der Kunst willen! Nachgeplappert, besonders den Franzosen von den Deutschen. Nichts, was für den Menschen bestimmt ist, für einen andern Menschen als den Künstler selbst, kann zwecklos sein. Ja, selbst ein Kunstwerk, das ein Künstler nur für sich selbst schüfe – wenn es ein solches gäbe –, hätte seinen Zweck: das künstlerische Schöpferverlangen eines Menschen zu befriedigen.

Alle Kunstwerke, alle Dichtungen werden für den Menschen geschaffen, und jeder gesunde Künstler denkt beim Schaffen an den gesunden Kunstgenießer, an den gesunden Leser. Dieser lehnt triebmäßig alles Sinnlose ab, also auch die sinnlose Grausamkeit. Er lehnt sie im Leben unbedingt ab, ja er läßt die Grausamkeit überhaupt im Leben nur in zwei Fällen zu: da wo er keinen Einfluß auf sie hat, wo er ihr ohnmächtig gegenübersteht, wo sie durch die allgewaltige Natur begangen wird – vor seinen Augen, an den Nächsten und Liebsten, an ihm selbst – oder in den seltenen Ausnahmefällen, wo um der menschlichen Gerechtigkeit willen Grausamkeit verübt werden muß gegen Feinde der Menschheit oder gegen die Feinde des Vaterlandes.

*

Woher nun trotz dem tiefen natürlichen Abscheu des Menschen gegen Grausamkeit seine Freude am dichterischen Kunstwerk, in dem sich grausame Menschenschicksale mit Unerbittlichkeit vollziehen? Dieses grausame Unglück brauchte ja nicht zu sein, es ist kein unabwendbares Verhängnis der Natur; es ist **[126]** die Schöpfung eines Menschen, der uns einlädt, uns zwingend überredet, Zeugen der von ihm ersonnenen Grausamkeiten des Menschengeschickes zu sein. Und wir lassen uns überreden, wir eilen in Mengen, in den Scharen eines ganzen Volkes, wie einst in Athen, dorthin, wo sich vor unsern Ohren und Augen Grausamkeiten darstellen, von denen wir im voraus wissen, daß sie unsre Herzen im tiefsten erschüttern werden. Warum tun wir dies? Warum suchen wir die Unlust auf, bezahlen sogar dafür, – ist das nicht durch und durch sinnlos? Liegt etwa auf dem Grund unsers Fühlens und Handelns die krankhaft verbrecherische Wollust, die in Entarteten aus der eignen Grausamkeit oder aus der eines andern herauszuckt?

Nein! – nichts Krankhaftes, nichts Verbrecherisches liegt unserm Empfinden und Tun zugrunde, sondern der edelste Naturtrieb, der die Menschheit mit dem höchsten aller Kunstgebilde begnadet hat: mit dem Trauerspiel des hohen Stils. Ich bin ein Mensch, – nichts Menschliches soll mir fremd bleiben. Der Menschheit ganzen Jammer wollen wir in geweihten Stunden mitfühlen, auch da, wo wir selbst nicht von ihm betroffen sind. Ehrfürchtig müssen wir diese herbe Gabe des Schicksals betrachten, die uns zwingt, aus dem Leide der Menschheit Lust zu schöpfen, die *Leid elust*, wie ein wunderschönes altes mittelhochdeutsches Wort dieses erhabene Gefühl benannt hatte. Das wirkliche, lebendige Leid der Menschen, die Grausamkeit der Natur und des vielverschlungenen Schicksals unmittelbar mitzuleiden, das würde über Menschenkräfte gehen; das vermögen nur solche, deren Beruf sie dazu verpflichtet: **[127]** Ärzte, Krankenpfleger, Geistliche, und an denen übt der immer wieder ausgeübte Beruf seine stählende Kraft. Wir andre finden den brüderlichen, schwesterlichen Weg zum Leide der Menschheit nur durch die höchste Kunst.

Diese höchste Kunst ist bitter wahr, bitter ernst, und sie duldet keine Zugeständnisse. Mit den furchtbaren Schicksalen, die den Helden des dichterischen Kunstwerks auferlegt werden, oder die sie selber sich bereiten, darf nicht mitleidvoll gespielt werden. Im Leben läßt sich durch menschliche Hilfe und Güte mehr als einmal ein vernichtender Ausgang abwenden; die Kunst, die nach Goethe darum so heißt, weil sie *nicht* Natur ist, fordert die ungemilderte Grausamkeit. Sie entschädigt uns dafür, indem sie den heldischen Untergang mit dem Siegerkranz krönt.

*

Im Leben siegt der Untergehende fast niemals; in der hohen Kunst muß er Größe zeigen über das gewöhnliche Maß hinaus. Um dieser sich im Kampfe mit dem übermächtigen Schicksal offenbarenden Größe willen ertragen wir die Unlust beim Miterleben der Grausamkeit. Einen Tod schulden wir alle dem Geschick, das wissen wir; wie hohen Gewinn aber ernten die Geschöpfe des Dichters aus dem Einsatz ihres Lebens! Man stelle sich nur die Helden und die Heldinnen des großen Trauerspiels in der Weltliteratur vor und wäge ab die Unsterblichkeit ihres Daseins in der Kunst der Jahrtausende gegen das grausame Leid einer Stunde, einer Minute!

Was unsterblich im Gesang soll leben,
muß im Leben untergehn. [Friedrich Schiller, „Die Götter Griechenlands“]

[128] Wer konnte den Namen Antigone, wer wüßte etwas von jenem still hinlebenden Mädchen, hätte nicht die scheinbare Grausamkeit eines großen Dichters die Tochter des Ödipus zu den Sternen erhoben?

*

Alle größten Dichter waren Edelmenschen, keiner wäre einer Grausamkeit im Leben fähig gewesen. Und sie alle haben sich in ihren Meistergebilden vor keiner Grausamkeit gescheut; ja man darf sagen: manche ihrer Menschen zeigen uns den Dichter als den bewußten Ersinner einer Grausamkeit, die uns über das künstlerische Maß hinauszugehen scheint. Sie scheint nur –: der echte Dichter legt seinen mit dem Schicksal ringenden Menschen nichts Grausameres auf, als was die große Kunst noch zuläßt, und wie weit bleibt in den meisten Fällen der unerbittlichste Dichter hinter der sinnlos grausamen Lebenswirklichkeit zurück.

Die Wirkung der echten Kunst soll die Erschütterung unsrer Seelen sein, – die Erschütterung, nicht die Folter. Darum widerstreitet jede das Maß überschreitende Grausamkeit den Grenzen der Kunst. Man prüfe darauf die uns am tiefsten aufwühlenden Dichtungen, die Bühnen- oder die Erzählungswerke: der Dichter kennt das erlaubte Maß, der Wirkungshascher spielt mit der Grausamkeit und vernichtet sein Werk. Die deutschen Stümper des 17. Jahrhunderts, allen voran [Daniel Casper von] Lohenstein, häuften unsagbare Grausamkeiten übereinander und glaubten, dadurch Bühnenerschütterer zu werden. Ihr bluttriefender Schund ist überhaupt nicht auf die Bühne gelangt, er war unspielbar und wäre unanschaulbar gewesen.

*

[129] Ich wähle als lehrreiche Beispiele das jammervolle Ende Desdemonas und den letzten Akt von [Henrik] Ibsens Gespenstern. Das grausamste Leiden Desdemonas ist nicht ihr schneller Tod von des Gatten Hand, sondern ihr Gram über die ihr von dem grundlos Erzürnten zugefügte Kränkung, die Seelenmarter. So furchtbar das Ende dieses unschuldigen Opfers uns erschüttert, – wir kennen Shakespeare zu gut, um ihm eine sinnlose, gar eine nur auf Bühnenwirkung berechnete Grausamkeit zuzumuten. Desdemona stirbt, sie stirbt schnell, aber ihr Tod ist nicht sinnlos, ist nicht und soll nicht sein marternde Grausamkeit, sondern ein Sieg erhabenster Art: ihre Unschuld kommt sogleich zutage, die menschliche Anmaßung eines Richteramtes im Jähzorn, ohne Prüfung, ohne Zeugen, wird als die vernichtende Schuld eines edlen Mannes offenbart, der schuldvolle Richter richtet sich selbst, und der Teufel in Menschengestalt, der all dies Entsetzliche angestiftet hat, bleibt nicht Sieger.

Shakespeare hatte sich keine enge Sittenlehre zum Ziel seiner Trauerspiele gesetzt; dennoch empfinden wir nach dem Lesen oder Anhören des ‚Othello‘ die Mahnung: Was ist Menschenweisheit, was ist Richtertum? Shakespeare wollte dies nicht lehren, aber jedes große Dichtungswerk lehrt ungewollt eine ewige Wahrheit.

Die leidende Heldin in Ibsens Gespenstern fühlt qualvoll die sieben Schwerter in ihrer Brust; dennoch überschreitet der Dichter nicht die Grenzen des Notwendigen, er ist nicht übers künstlerische Maß hinauf grausam. Die Mutter leidet um den in die geistige Nacht versinkenden Sohn, aber ihre Liebe **[130]** gibt ihr den Mut, sein Elend und ihre Qual aus freier Entschließung zu enden: sie wird den Sohn erlösen, indem sie selbst ihn tötet. Grausam? Ja, aber noch diesseits der Grenzen der Kunst. Die Liebe führt ihre Hand, sie umhegt den unrettbar Hinsiechenden bis zu seinem letzten Hauch mit mütterlicher Liebe; ja erst im Tode erweist sie ihm den höchsten Dienst, den eine Mutter dem Kinde leisten kann. Was auch die Welt, die Gesetze dazu sagen mögen – und selbst die Gesetze sind in solchem Falle nicht grausam –, mit dem Leid und dem Leben dieses Sohnes endet auch das Qualenleid der Mutter: sie hat fortan den Trost, ihr Kind schnell zur Ruhe gebettet zu haben.

*

Nein, die großen Dichter sind nicht grausamer, als ‚die Sache‘ es will. Ich bin überzeugt, daß Homer, Sophokles, Shakespeare, Goethe, Schiller dem Schicksalsweg ihrer Helden und Heldinnen aus dem Erdenleben hinaus nicht mit trocknen Augen gefolgt sind. Von [Heinrich von] Kleist haben wir die beglaubigte Überlieferung, daß ein Freund, der den Dichter nach der Vollendung der Penthesilea besuchte, ihn weinend fand: in Tränen über den Tod seiner Heldin.

Die echten Dichter lieben ihre Kunstgeschöpfe, diese sind ihnen lebendige Menschen. Wären sie das nicht schon ihrem Bildner, wie könnten sie über die Jahrhunderte hinweg ihr Leben, ihr höheres als das der sterblichen Erdenkinder, ihr Leben in der Welt der Kunst behaupten? Seinen geliebtesten Geschöpfen gegenüber kann kein Dichter grausamer sein, als die Kunst zuläßt.

*

[131] Zwischen den Gestalten des Bühnendichters und denen des Erzählers besteht ein greifbarer Unterschied: die Bühne ist der sichtbare Schauplatz, auf dem sich lebendige Menschen als sicht- und hörbare Abbilder der Geschöpfe des Dichters bewegen; das Buch mit der Erzählung ist Papier, und die darin dargestellten Menschenwesen müssen erst durch unsre nachschaffende Einbildungskraft verlebendigt werden. Alle Kunst ist schöner Schein; auch die Gestalten auf der Bühne sind trotz ihrer atmenden, sprechenden, sich bewegenden Lebensgleichheit doch nur Gebilde des schönen Scheins. In Wahrheit sind sie nur scheinbar wirklicher als die hinter den toten Druckbuchstaben des Romans oder der Erzählung gedachten Menschen. Dennoch – dem Erzähler sind viel weitere Grenzen gespannt als dem Bühnendichter. Für alles Menschliche, für alle Freuden und Leiden, darum auch für die künstlerische Grausamkeit.

*

Der Leser weiß, daß die älteste Erzählkunst sprechendes Leben war, nicht geschriebenes oder gar gedrucktes Buch. Homers beide Heldengedichte wurden Jahrhunderte hindurch kaum je gelesen, fast immer nur im Sprechgesang vorgetragen. Man hörte den Sänger, aber man sah die Gestalten nicht lebensbewegt vor sich, – man sah sie nur mit des Geistes Augen. Ähnliches gilt von den großen Heldendichtungen aller Völker: vom angelsächsischen Beowulf, vom altfranzösischen Rolandslied, vom mittelhochdeutschen Nibelungenliede. Es hat vieler Jahrhunderte nach ihrer Abfassung bedurft, ehe sie regelmäßig gelesen wurden; die Zeitgenossen der drei [132] unbekanntem Dichter haben sie nur gehört, dann sind sie ganz verhallt, nur in wenigen Handschriften aufbewahrt worden, und erst ein Geschlecht von mehr gelehrten als unmittelbar kunstfreudigen Genießern hat durch das gedruckte Buch zuerst Kunde, dann Freude von den uralten Gebilden empfangen.

Ein gewisser Unterschied zwischen den Gestalten der Bühne und denen der Erzählung bleibt allezeit, das lehrt uns die Weltliteratur unwidersprechbar. Die Gestalten des Bühnendichters haben mehr sinnhaft wahrnehmbares Leben als die des Erzählers. Dieser Unterschied rührt nicht daher, daß wir die Menschen des Bühnendichters eben von der Bühne her kennen, denn die Gestalten der ältesten Bühnendichter bekommen die meisten Dichtungsfreunde nie auf einer Bühne zu sehen. Vielmehr ist der Unterschied an Lebendigkeit bedingt durch die Verschiedenheit der Form: die Bühnengestalten führen ihr ganzes Leben durch das, was sie sprechen und tun; für die Menschen des Erzählers führt zumeist der Dichter das Wort. Was sie tun, sagt uns der Dichter; auch ihre Beweggründe sagen sie uns nicht selbst, sondern das Buch sagt sie uns. Selbst in ihre Gespräche mischt sich der Dichter, d. h. das Buch. Stimmt mir der Leser nicht zu: Goethes Gretchen ist lebendiger, daher bleibender als seine besten Erzählungsgestalten: Dorothea, Mignon, Philine, ja selbst als Friederike in Dichtung und Wahrheit.

*

Auch für den Erzähler gilt das Gebot: keine überflüssige Grausamkeit; aber ein erzähltes Leid, ein berichtend wiedergegebenes grausames Geschick wirkt [133] weniger schmerzhaft als ein mit Augen geschautes. Man stelle sich vor: Sali und Vrenchen lassen sich am Schluß von Kellers ‚Romeo und Julia auf dem Dorfe‘ von der Höhe des Heukahnes engumschlungen in den dunklen Strom gleiten. Darstellbar wäre das auf der Bühne, aber ein Schauer des Entsetzens würde durch das Haus zucken. Erschüttert lesen wir es im Buch, aber wir bleiben in den Grenzen des Erträglichen.

Der schlechte Dichter Zacharias Werner hat ein Bühnenwerk ‚Die Mutter der Makkabäer‘ geschrieben (1820); darin mutet er uns zu, auf offener Bühne flammende Scheiterhaufen, gräßliche Folterwerkzeuge, Kessel mit siedendem Öl und sonstige Vorbereitungen martervollen Todes zu sehen und das Abhacken von Beinen, das Hinweinschleudern lebender Menschen in den Ölkessel und noch einiges Ähnliche mitzuerleben. Werner hat ernstlich mit der Aufführung auf deutschen Bühnen gerechnet. Das Stück ist nie aufgeführt worden, selbstverständlich; aber welche Vorstellungen hatte Werner vom Wesen des Dramas! In der Erzählung wären solche grausamen Scheußlichkeiten wohl möglich, allerdings könnte nie ein Kunstwerk daraus entstehen.

Ebenso ist die ganze Schreckenszeit der Hexenfolterungen für die echte Erzählkunst unmöglich. Sie war, Gott sei's geklagt, einst volle Wirklichkeit, ein Stück deutschen Lebens; die Kunst aber verhüllt schaudernd ihr Antlitz vor jenen Greueln. Hans Hoffmann in seiner erschütternden Erzählung ‚Der Hexenprediger‘ zeigt, wie solcher Stoff zur Not verwendbar ist: als Hintergrund, nur scheinbar angedeutet, unter ängstlichem Vermeiden der unmittelbaren [134] Berührung mit dem finstern Reiche der wahnwitzigen Grausamkeit.

*

Es lohnt, die bleibende Erzählkunst zu prüfen auf die Kunst, mit der die großen Dichter ihre Freiheit im Gestalten des harten Schicksals ihrer Menschen ausüben. Homer steht in der Ilias offensichtlich auf der Seite der Trojaner. Die Götter jedoch haben aus verhüllten Gründen den Untergang Iliions beschlossen, und Homer beugt sich dem Ratschluß der Olympischen, muß sich ihm beugen, weil ihm die geschichtliche Tatsache des Unterliegens der Trojaner bekannt ist. Er liebt seinen Herzenshelden Hektor und übertrage seine Liebe auf die Hörer seiner Gesänge. Doch er erspart dem Erschlagenen keine der Grausamkeiten des Siegers. Bis zu der Grenze, wo der Dichter mit ewig bewundernswerter Kunst das Mitleid des Siegers Herr werden läßt über die nicht notwendige Grausamkeit: des Achilleus heldisch geadeltes Menschentum verschmäht die Schändung der Leiche des Besiegten und gibt zu Tränen gerührt den toten Sohn dem flehenden Vater zur würdigen Bestattung.

Wie aber steht es mit der Hinschlachtung sämtlicher Freier in der Odyssee? Haben wir es hier nicht mit einer Grausamkeit zu tun, die vielleicht dem Zeitalter entspricht, nicht aber den Geboten der bleibenden Kunst? Die Zeit ist die des ungebrochenen Mannstums: die Menschen denken und handeln gradlinig. Kein Mitleid mit den Verbrechern, den übermütigen Verächtern des Rechts. Wohlweislich hat uns der Dichter der Odyssee zuvor gezeigt, wie die Freier alle Gesetze der Menschheit **[135]** gegen ein schutzloses, wahrscheinlich Witwe gewordenes Weib und ihren des Vaters entbehrenden Sohn mit Füßen treten, kein göttliches noch menschliches Recht achten, sich nach der Räuber Art im fremden Hause jede Schandtat herausnehmen. Sollen wir weichherziges Mitleid mit diesen Frevlern empfinden? Ich erinnere mich sehr deutlich, mit welcher sittlichen und künstlerischen Genugtuung ich als Sekundaner immer wieder die Stelle im Gesang aufschlug, wo der Rächer Odysseus seine Lumpen abwerfend auf die Hochschwelle seines Jahre hindurch geschändeten Hauses springt und den vor Entsetzen erstarrten Missetätern zuschreit: Oh, ihr Hunde!

Nein, kein Mitleid, selbst nicht mit dem Einen, dem der feinwägende Dichter eine gewisse Manneswürde gelassen und der nun mit dem Rächer verhandeln möchte. Alle müssen sie sterben, nach zehn Jahren der Rechtlosigkeit soll volle Gerechtigkeit geübt werden, – so will es nicht nur Odysseus, sondern das ewige Gesetz der Themis: ‚Also verderbe jedweder, der solche Verbrechen begangen!‘ Überflüssige Grausamkeit verüben weder Odysseus noch Telemach noch die wenigen Helfer: vom tödlichen Pfeile durchbohrt, vom spaltenden Schwerte erschlagen, sinken sie alle dahin, an keinem wird gewollt grausames Gericht vollzogen. Nur an dem Ziegenhirten, der nach Sklavenart besonders nichtswürdig gegen die Herrin und ihren Sohn gehandelt, als er sich ungestraft wähnte, wird ein geschärftes Urteil vollzogen, das bei den Zuhörern des Zeitalters Homers kein Mitleid erregte. Ich bekenne auch mich von rührsamem Mitleide frei.

[136] Unbarmherzige, aber nicht unkünstlerische Grausamkeit läßt der Dichter an den Mägden üben, die unter dem Schutz der buhlerischen Freier die heilige Pflicht der Ehrerbietung gegen die Herrin so lange schnöde verletzt haben. Jammernd ziehen sie dahin, wo die Strafe ihnen droht; keine wagt sich zu entschuldigen, zu verteidigen, – alle wissen, daß sie schuldig sind und den Tod verdient haben. Und so zappeln sie alle am Strange wie zappelnde Vögel an der Schnur. Der Dichter empfindet sichtliche Genugtuung, daß auch an diesem Gesindel endlich furchtbare Gerechtigkeit geübt wird.

*

In den jetzt verflossenen dreizehn Jahren nach dem Kriege hatte sich eine gewisse krankhafte Rührseligkeit gegenüber den Verbrechern hier und da in der Presse weinerlich kundgetan. Man erging sich in phrasenhaftem Mitleid mit dem Verbrecher, besonders dem Mörder; von seinem Opfer war keine Rede. Mit dem Geschwafel, angebrachtermaßen fremdwörtelndem, von Psychose, Neurose, Psychoanalyse, Suggestion usw. kam man nahe an den Punkt, wo ein krankhafter Stückeschreiber [Franz Werfel] schon vorher sich gespreizt hatte mit einem Theaterunfug: ‚Nicht der Mörder, – der Ermordete ist der Schuldige.‘ Aus den Eingeweiden des Volkes war diese halbverbrecherische Auffassung nicht entsprungen; sie war eine Nachäffung russischer Verrücktheit. Man faselte von menschenunwürdiger Grausamkeit, vom Rückfall in die Barbarei, wenn es galt, ob ein gnadenloser Mörder begnadigt oder für immer unschädlich gemacht werden sollte. Einem solchen Mörder den Kopf abzuhaue, ist doch bei **[137]** weitem weniger grausam als die Todesart, die von den Mördern in den allermeisten Fällen gewählt wird.

Diese Welle einer falschmitleidigen Auffassung von Grausamkeit ist jetzt verebbt, und das ist auch ein

Gewinn für die Kunst. In ihr herrscht das Gesetz der Gerechtigkeit: des Verbrechers Lohn ist die Strafe, des Mörders der Tod. Die Kunst könnte sich auf die Dauer nicht in Gegensatz stellen zu der Gerechtigkeit des Lebens. Grausamkeit ist Willkür, ist Unmaß, ist Sinnlosigkeit; die Kunst weiß nichts von diesen drei wüsten Erscheinungen menschlicher Roheit. Das Gute soll siegen: so lautet das oberste Gebot aller großer Kunst. Das Gute siegt nicht immer im Leben, ach nein; in der Kunst muß es immer siegen, und da, wo es, äußerlich gesehen, scheinbar unterliegt, da muß aus seinem Unterliegen ein Sieg höherer Art emporsteigen, der gar wohl den Heldentod eines einzelnen Menschen wert ist. So betrachtet, verliert der Tod jedes Helden in der Dichtkunst seinen Stachel, der Hölle bleibt nicht der Sieg.

Ist der Tod der zwei jungen Helden in Kellers herrlicher Erzählung von den liebenden Kindern hassender Väter grausam? Niemals hat ein Leser das Schicksal Salis und Vrenchens so empfunden, wenigstens nicht ihren Tod. Wo aber ist der Sieg dieses Todes? Und über was siegen die in den Tod Sinkenden? Der Sieg ist der größte: sie siegen über das ihnen ohne eigne Schuld bereitete Schicksal. Und sie verkünden im Sterben: Die Liebe ist stärker als der Tod. Mit staunenswertem Kunstfeinsinn hat uns und seinen jungen Helden der **[138]** Dichter gezeigt, welches Schicksal ihrer warte, wenn sei [sie] sich nicht freiwillig darüber erheben: durch den Auftritt der liederlichen Stromergesellschaft, die den zwei ehrbaren Menschlein offenbart, in welchen Abgrund sie versinken müssen, wenn sie keinen heldischen Entschluß fassen. Sie fassen ihn fast jubelnd, denn das elende Leben ist der Güter höchstes nicht; sie gehen frei in den Tod, der viel weniger grausam ist als das ihnen vom Schicksal zugedachte Leben.

*

Es gibt, vereinzelt, grausame Dichter. Sie meinen es nicht arg, aber eine Lücke in ihrem Kunstverstand läßt sie grausam werden. An zwei nicht sehr bekannten Erzählwerken kann dies überzeugend klargemacht werden. Von einem mit Unrecht vergessenen Ludwig Starklof (1789-1850) gibt es eine reizende Erzählung: ‚Sirene‘ (abgedruckt in Paul Heyses Deutschem Novellenschatz). Sie ist reizend, aber – durch ihren Schluß unerträglich grausam. Ein wahrhaft holdseliges Mädchen verschwindet auf einem köstlich geschilderten Tändelwege keuscher Liebe durch den Wald spurlos und hinterläßt den Liebenden in hoffnungsloser Verzweiflung. Man ahnt ein furchtbares Ende des unschuldigen Mädchens, den Sturz in unzugänglichen Abgrund, vielleicht den Tod von Räuberhand, – der Dichter läßt uns in unerhellbar dunklem Grausen. Er hätte ein gutes Ende finden können, müssen, diese Erzählung durfte nicht grausig enden, – der Dichter hatte das nicht begriffen. Was mag er mit seiner völlig sinnlosen Grausamkeit bezweckt haben? Den Leser foltern? – Dann war **[139]** er ein Verbrecher an der reinen Kunst. Oder hatte er seinen furchtbaren Stoff dem Leben entnommen, lag eine wirkliche Begebenheit zugrunde, was wohl denkbar ist? Dann hat er bewiesen, daß er von der Schranke, die Kunst und Leben trennt, nichts gewußt hat. Ich kenne kein zweites Beispiel so jammervoller Zerstörung eines Kunstwerkes von der eignen Hand des Künstlers. – Schon Paul Heyse hat dieselben Bedenken gegen jene Erzählung in seinem Novellenschatz geltend gemacht, sie trotzdem aufgenommen, um über die Grundgesetze der Erzählkunst nachdenken zu machen. Keiner, der Starklofs ‚Sirene‘ gelesen, vergißt sie; aber auch keiner überwindet die kunstwidrige Grausamkeit, mit der die Erzählung endet, denn sie endet eben gar nicht, sondern entläßt uns, wie den Geliebten des Mädchens, mit dem quälenden Schmerz um ein zwecklos zerstörtes Leben. Ja, er läßt sogar der Vermutung namenloser Grausamkeit gegen das verschwundene Mädchen Raum.

Die zweite Beispielgeschichte ist das Werk des heute fast vergessenen Erzählers und Bühnendichters Friedrich Halm (1806-1871), dessen wahrer Name Freiherr von Münch-Bellinghausen war. Sein ‚Sohn der Wildnis‘ und besonders sein ‚Fechter von Ravenna‘ waren bis in meine Jungmannszeit Lieblingsstücke vieler deutscher Bühnen. Weniger durchgedrungen sind seine Erzählungen, unter denen manche gar nicht üble ist. In der ‚Brautnacht‘ behandelt er den fast gleichen Stoff wie in Starklofs ‚Sirene‘: Vom Hochzeitsmahl zieht sich die Braut für einen Augenblick zurück, um an ihrem Gewande etwas zu ordnen, und – kehrt nicht wieder, nie **[140]** wieder, wird nie gefunden. Nach vielen Jahren findet man zufällig in einer mächtigen alten Truhe ihre Leiche: sie hatte den schweren Deckel aufgehoben, um ein Kleid zu suchen, war in die Truhe selbst hineingestiegen, der Deckel war zugeschlagen und hatte sie begraben.

Ich hoffe, der Leser begreift die ganz und gar unkünstlerische Wahl eines solchen Gegenstandes. Wahrscheinlich hat auch Halm die Geschichte irgendwo als eine wahre Begebenheit berichtet gefunden. Er hat sie nacherzählt, ohne zu bedenken, daß solcher Unglücksfall schon in der Wirklichkeit nur grausig ist,

nur Entsetzen erregen kann. Er müßte von den Betroffenen als eine unerklärliche Schicksalsfügung hingenommen werden; sie haben gewiß ihr ganzes Leben darüber verzehrt. Aber mit ihrem Tode ist die grausige Begebenheit ausgetilgt, niemand leidet mehr darunter. Die Menschen in der Dichtung sind zu ewigem Leben bestimmt, darum ist solche sinnlose Grausamkeit eine, ich möchte sagen, verabscheuungswürdige Quälerei, mindestens ein verwerflicher Mißbrauch mit der Himmelsgabe Phantasie, sowohl des Dichters wie der Leser. Geschichten wie Starklofs ‚Sirene‘ und Halms ‚Brautnacht‘ vermehren durch Grausamkeit ohne jedes ausgleichende Gegengewicht nur die Fülle des Leides auf Erden. Ein Erzähler – nun gar ein Dichter! –, der Freude an solchen Schöpfungen hätte, wäre mir verdächtig: ich würde bei ihm Quälerei vermuten. (Oder muß ich durchaus ‚Sadismus‘ schreiben, was von zehn Lesern kaum einer genau versteht, und dieser Eine falsch?)

*

[141] In den Tiefen der menschlichen Seele lebt das Verlangen nach Gerechtigkeit auf Erden. Wir wissen, ein jeder aus eigener Erfahrung, man braucht sich nur im engsten Kreise umzusehen –, daß es im Einzelleben in unzähligen Fällen keine Gerechtigkeit gibt. Diese allgemeine Wahrnehmung ist die Hauptquelle des Glaubens, besser des Wunsches, es müsse ein Jenseits geben, worin die höhere Gerechtigkeit vollzogen wird. Nur dieser Glaube tröstet die Menschheit über die grausame Verteilung von Glück und Unglück auf Erden. Ist ein Dichter, der diese Ungerechtigkeit so darstellt, wie sie uns auf Schritt und Tritt im Leben begegnet, grausam, und ist seine Grausamkeit künstlerisch berechtigt? Lebensecht ist sein Werk; aber ist Lebensechtheit schon Kunst? Mehr als ein Menschenalter hindurch haben es die Künstler, die Erzähler und die Bühnendichter – viele von ihnen – geglaubt. In Deutschland, wie wenn es nie einen Lessing, einen Goethe, einen Schiller gegeben hätte, die uns das Gegenteil durch Lehre und Leistung bewiesen haben. Ohne eine gewisse Lebensechtheit kein bleibendes Kunstwerk; jedoch die bloße Lebensechtheit ist nicht die Kunst, – Goethe und Schiller würden sagen: sie ist das Gegenteil der Kunst. Zur Freude hat die Menschheit sich die Kunst geschaffen; zur Freude gehört das Gefühl der Gerechtigkeit. Im Leben ist die Ungerechtigkeit der Menschenschicksale das Alltägliche, und wir empfinden sie, eben wegen ihrer Alltäglichkeit, nicht als grausam. Die Kunst ist nicht das Leben, sie will, sie darf es nicht sein, – darum muß im Kunstwerk Gerechtigkeit walten. Nicht jene Fabelgerechtigkeit, die [William Makepeace] Thackeray sehr [142] hübsch gekennzeichnet hat: ‚Tom ist ein guter Junge und kriegt Pflaumenkuchen, Peter ein böser und kriegt Prügel‘, aber – immerhin nicht das Gegenteil. Unleugbar ist die Vorliebe der Leserwelt für den glücklichen oder doch glimpflichen Ausgang, vorausgesetzt, daß die Helden der Dichtung ihn verdienen. Je liebevoller der Dichter seine Menschen gestaltet, desto stärker und berechtigter wird der Wunsch der Leser, diesen guten Menschen möge es gut ergehen. Ein berühmtes Beispiel für dieses Verhalten der Leser ist [Friedrich Gottlieb] Klopstocks Messias: Der Dichter hatte den gefallenen Engel Abbadona so liebenswert geschildert, daß die Leser ihn in den späteren Gesängen – der Messias erschien in langfristigen Lieferungen – von der ewigen Verdammnis gerettet sehen wollten. Klopstock wurde mit Bittbriefen, namentlich von seinen Leserinnen, bestürmt: Laß Abbadona begnadigt werden!, und Klopstock – tat ihnen den Willen.

*

Edle Menschen, deren dichterisches Schicksal nicht von vornherein den unglücklichen Ausgang fordert, darf der Dichter nicht dem Untergang weihen. Die Wirklichkeit fragt nicht nach Edel und Unedel, die Kunst soll darnach fragen! Sie handelt mit solchem Tun nicht lebensunwahr, denn das Bereich der Kunst ist ein andres, ein höheres Leben als das des Alltags.

In keinem Fall darf der Dichter das Schicksal seiner Helden willkürlich umbiegen; nicht zum Guten, wo die ganze Anlage den vernichtenden Ausgang fordert; nicht zum Verderben, wo keine Notwendigkeit obwaltet. Jedes Kunstwerk ist eine [143] Notwendigkeit, – die menschliche Willkür darf sich nicht einmischen, sie darf niemals sichtbar werden. Als Klopstock seinen Abbadona zuletzt selig werden ließ, obwohl er ihn der Verdammnis bestimmt hatte, bewies er, daß jene Gestalt ein Willkürgebilde, keine Notwendigkeit gewesen war.

Es gibt Stücke mit zwei ganz verschiedenen Ausgängen: für jedes war die erste Fassung die künstlerisch notwendige, die zweite nur die vom weichherzigen Zuschauer verlangte. Wo es irgend angeht, da ist der Zuschauer der künstlerischen Grausamkeit abhold. Heinrich von Kleist ließ sich durch die Rücksicht auf diese Seelenverfassung des Zuschauers und des Lesers dazu bestimmen, sein Käthchen von Heilbronn zur

unehelichen Kaiserstochter zu machen, auf daß sie ebenbürtig würde und das Stück einen glücklichen Ausgang nähme. Er hat nachmals diese Umbiegung tief bereut; aber wie hätte er sein Werk anders enden lassen können? Unglücklich? Auf solche Grausamkeit waren die Menschen seiner Dichtung nicht angelegt. Aber vielleicht war der schiefe Ausgang nur darum notwendig, weil der Stoff selbst nicht grade war.

Ibsens Nora hat zwei gegensätzliche Ausgänge: den grausamen, den jeder von den Aufführungen in Deutschland her kennt: Nora verläßt ihr ‚Puppenheim‘ (so heißt das Stück im Norwegischen) und kehrt vermutlich nie zurück; und den empfindsamen, den Ibsen für die Wiener Hofburg auf Heinrich Laubes Wunsch anflückte: Nora stürzt nach einigen Sekunden wieder ins Haus und ruft unter Tränen: ‚Meine Kinder!‘ Als das Stück mit diesem rührsamen Schluß in Kopenhagen aufgeführt wurde, [144] lehnten die Zuschauer die milde Fassung einstimmig ab. Sie hatten das richtige Gefühl für das Notwendige der dichterischen Grausamkeit. Ohne diese wäre ja der ganze Aufwand der hochgestellten Reden Noras von den heiligen Pflichten gegen sich selbst nutzlos vertan. Immerhin – die Möglichkeit zweier entgegengesetzter Schlüsse, gar von des Dichters eigener Hand, war ein Beweis, daß das ganze Werk doch von Hause aus mehr zurechtgezimmert, berechnet, auf die Wirkung zugespitzt gewesen war, als aus einer unentrinnbaren Notwendigkeit geflossen. Keins der bleibenden großen Bühnenwerke, auch keine der wahrhaft künstlerischen Erzählungen läßt zwei Schlüsse zu. Gretchens Lebens- und Liebesweg läßt keinen glücklichen Ausgang zu, Hermann und Dorothea müssen erfreulich enden. Dies gilt auch von Beethovens Fidelio: Entsetzen, Verzweiflung, Finsternis ganze Akte hindurch, dann der künstlerisch durchaus notwendige glückstrahlende Ausgang. Jeder andre Schluß wäre nicht nur unerträglich grausam, er wäre auch künstlerisch völlig verfehlt: die Hinrichtung eines Unschuldigen ist kein dichterisch zulässiger Stoff; die Rettung mit Dransetzung des Lebens ist ein erhabener. In Victor Hugos ‚Marion Delorme‘ wird ein Unschuldiger hingerichtet – das empörende Stück ist mit Recht untergegangen.

*

Diese Betrachtungen sind für das Karl-May-Jahrbuch bestimmt, also schließt sich als eine Selbstverständlichkeit die Untersuchung an: Wie steht es mit der unerläßlichen künstlerischen Grausamkeit in Mays Erzählungen? Der Leser weiß, was ich [145] unter künstlerischer Grausamkeit verstehe: das Wort könnte irreführen, aber das darf das nicht. Im Leben ist der Ausüßer der Gerechtigkeit das unerforschliche Schicksal, und wir wissen: es ist in zahllosen Fällen ungerecht, in sehr vielen blind grausam. Karl May war im Leben ein gütiger, milder, versöhnlicher Mensch; er war sicher keiner Grausamkeit gegen Mensch oder Tier fähig. In allen seinen Erzählungen geht er bewußt von dem Grundsatz aus: Es soll Gerechtigkeit auf Erden herrschen. Man bekommt von jeder neuen Mayschen Geschichte, die man anliest, schon nach wenigen Seiten den Eindruck: dem wandernden Erzähler wird eine neue Aufgabe gestellt, die durch ein Verbrechen verletzte Gerechtigkeit zu heilen, indem der Verbrecher aufgespürt und zur Rechenschaft gezogen wird. Gegen den Verbrecher ist May unerbittlich, aber seinem sittlichen Gefühl und seiner Mildherzigkeit widerstrebt es im Grunde, das Urteil selbst zu fällen und zu vollstrecken. Am liebsten und häufigsten überläßt er das Richteramt dem waltenden Schicksal, dem er den Trieb zur Gerechtigkeit unterlegt. Der sittliche Schriftsteller May tritt gern dem gerechten Schicksal das Rächeramt ab. Nur da, wo das Schicksal säumt, oder wo der Verbrecher durch besondere Teufeleien hartnäckig der Weltgerechtigkeit trotzt, da führt er, widerstrebend, selbst das Schwert des Richters.

Man hat Karl May oft vorgeworfen – ich selbst habe das früher getan –, er sei zu milde, zu nachsichtig gegen die Verbrecher, die ihm immer wieder in den Weg kommen. Ich habe an ihm den Mangel künstlerischer Grausamkeit – oder sagen wir: dichterischer [146] Härte gerügt. Er packt nicht zu, wo er möchte; er läßt Schwerverbrecher gar zu leichtherzig entweichen, wo er sie vernichten könnte. Hätte ich mit ihm darüber gesprochen, so hätte er mir wohl lächelnd erwidert: Sie mögen Recht haben, aber – ! Er hätte mir zwei gewichtige Aber entgegenhalten können: ‚Erstens habe ich eine menschliche und zugleich erzählerische Freude daran, den Verbrecher zappeln zu lassen. Beißt denn die Katze die ihr preisgegebene Maus sogleich tot und frißt sie auf? Ich lasse den Verbrecher vorerst entweichen, weil ich weiß, ich, der erzählende Selbstherrscher, werde ihn doch zur rechten Zeit wieder packen, grade wenn er sich am sichersten wähnt, und werde ihm und der Welt der Bösen beweisen, daß die Gerechtigkeit die Lenkerin der Menschengeschicke ist. Dadurch steigere ich die künstlerische, zugleich die sittliche Wirkung meiner Geschichten. Machen es nicht alle größte Erzähler, mit denen ich mich sonst nicht vergleiche, ebenso? Den Reineke Fuchs will ich nicht heranziehen, denn der obsiegt am Schluß über alle seine Ankläger; aber der

Dichter des Reineke läßt ihn siegen, weil seine Ankläger und sogar der Richter an Tugenden nicht reicher sind als Reineke. Aber wie oft läßt der Dichter seinen kleinen listigen Helden selbst da frei ausgehen, wo er auf frischer Schandtät betroffen worden! Auf Homer jedoch wage ich, Karl May, mich zu berufen, denn ein wenig gehören wir beide doch zu derselben Zunft: der des freien Fabulierens. Homer läßt seinen Helden Odysseus Abenteuer auf Abenteuer bestehen, obwohl zwei oder drei auch genügen würden. Und er läßt die verbrecherischen **[147]** Freier sehr lange ungestraft sich vor des lauern den Rächers Augen frech bewegen.'

Aber dann würde mir Karl May vielleicht mit leiserer Stimme noch ein zweites Aber entgegenen. Etwa dies: ‚Wir sind doch beide vom Bau, und Ihnen kann ich es ja sagen, ohne daß sie mir gleich dazwischenfahren: Aha – Mache! Alle ‚Detektiv‘-Geschichten haben einen gewissen Umfang, manche bis zu hundert Seiten und darüber. Die Enthüllung des Verbrechens an sich würde auf wenigen Seiten zu erzählen sein; aber das wäre ein Polizeibericht, keine künstlerische Erzählung. Sie selber haben ja zu meiner nicht geringen Freude einmal drucken lassen: Ein gutes Jugendbuch, ein fesselndes Knabenbuch muß einen tüchtigen Umfang haben. Soll ich nun meine Verbrecher, auf deren Spuren ich stoße, schon nach wenigen Seiten oder Bogen ihr wohlverdientes Ende finden lassen? Dazu freilich müßte ich kalt grausam sein, dürfte ich nicht lange fackeln. Ich glaube, der Erfolg meiner Bücher, in denen die notwendige Grausamkeit durch die gehörige Seitenzahl gemildert wird, hat bewiesen, daß mein Verfahren das richtige ist.‘ – Ich glaube, ich müßte ihm Recht geben.

Geistige Bedürfnislosigkeit¹²

Von Wilhelm Fronemann

Es gibt ganze Industrien, sie zu befriedigen. Auch der Sport fängt sie zu einem erheblichen Teil auf. Lichtspielhäuser, Singspielhallen, Varieté, Juxplätze, Stammtische nehmen sie stark in Anspruch; aber für das seichte gedruckte Wort bleibt immer noch Publikum genug übrig. [Eugenie] John-Marlitt, [Hedwig] Courthsmahler, Karl May, Frank Allan, dazu untergeistiges Schrifttum in Masse – ihr seid die Tröster des Stumpfsinns und der geistigen Flachheit, heil euch! Ich **[149]** nenne euch die Großen im weiten Reiche der geistigen Bedürfnislosigkeit; Scharen von Skribenten der Hintertreppe gehen in euren Spuren. Eure Auflagenziffern wachsen in die Millionen. Welcher Heros im Reiche des Geistes könnte sich dessen rühmen! Ihr verachtet die Dichtung und bannt die Seelen mit dem platten Wort des Alltags; eure bezwingenden Mythen rühren primitive Seelen zu Tränenfluten und erregen den unruhigen Geist der Werdenden zu Begeisterungstürmen.

Karl May, du Heros der Unmündigen des Geistes und der Jahre, erscheine! Als Old Shatterhand oder Kara Ben Nemsî Effendi oder welche Erscheinungsform dir sonst beliebt, du Verwandlungskünstler und Held aller Erdteile und Zonen. Der knatternde Humor [Hieronymus Carl Friedrich von] Münchhausens umwettert dich, und doch wolltest du ernst genommen sein, bitter ernst, wolltest in deinen Geschichten Symbole schaffen für die höchsten Ideen der Menschheit. Eine wahrhaft tragische Figur bist du, tragisch bis zu Lächerlichkeit.

An deinem Grabe halten die Zirkusindianer Sarasanis Gedächtnisreden, elf dicke Jahrbücher, die deinen Namen tragen, verkünden deinen Ruhm als Heros der geistigen Bedürfnislosigkeit unter dem Titel eines ‚Volksschriftstellers‘. Klangvolle Namen aus der deutschen Geisteswelt gliedern dich in den Reigen der geistigen Heroen unserer mitteleuropäischen Kulturepoche ein, aber jeder betont am Schluß seiner geistvollen Ausführungen, daß du doch nur ein Kuli des Geistes seiest, gut genug, um einige Jahrzehnte lang ‚die ewig wechselnden Unterhaltungstrieb der Leser‘ (Eduard Engel) zu befriedigen. Ein tragisches Schicksal fürwahr.

[150] Diese Karl-May-Jahrbücher sind in der Tat wert, daß man eine Weile darin blättert. Jahrgang 1929: ‚Von Odysseus bis Old Shatterhand‘. Alle Achtung vor den Endpunkten dieser Entwicklungsreihe der ‚romantischen Reiseerzählung‘! Schade, daß Frank Allan dem Schmutz- und Schundgesetz zum Opfer gefallen ist, sonst wäre er, als der Modernere, sicher an die Stelle dieser berühmtesten Verkörperung des gefeierten ‚Volksschriftstellers‘ getreten. Übrigens besteht die Verwandtschaft zwischen Odysseus und Old Shatterhand nach dem Verfasser des Aufsatzes, Dr. Franz Cornaro, darin, daß der gute Heraklides Pontikus den Homer allegorisch gedeutet hat (z. B. Ehebruch der Aphrodite mit Mars = Versöhnung der Elemente!) und nicht soll, und May seine Figuren symbolisch genommen wissen will, was ihm seine Freunde ebenfalls verbieten.

Jahrgang 1925: ‚Friedrich Nietzsche – Karl May‘ von Werner v. Krenski. Man erwarte aber beileibe nicht einen sichtbar gemachten schneidenden Gegensatz von Geist und Ungeist, von weltweisem Schöpfertum und die Weiten der Welt durchrasender Kolportage, o nein, ganz ernsthaft werden der ‚Übermensch‘ Nietzsche und der ‚Edelmensch‘ Karl May nach ‚Schreibweise‘, ‚Temperatur der Erde‘, ‚Religiosität‘ miteinander verglichen: „Was Nietzsche erforscht hat, das hat May erträumt.“ Den Herausgebern der Jahrbücher, Professor Dr. Ludwig Gurlitt und Dr. E. A. Schmid, ist es bei diesem neuartigen Produkt der Nietzsche-Forschung nicht ganz wohl gewesen. Sie bezeichnen den Aufsatz als einen ‚Grenzfall‘, als das Äußerste, was sie wagen dürften, lassen aber im Jahrgang 1926 folgende Sätze von **[151]** Thea-Kaiser-

¹² Der Verfasser dieses ‚Beitrags‘ ist Lehrer in Frankfurt a. M.; seine ‚Geistige Bedürfnislosigkeit‘ wurde verbreitet durch den Zeitungsdienst der ‚Vereinigten Deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften, Hamburg‘ (Januar 1931). Die Veröffentlichung ist für den Abdruck freigegeben, und wir machen davon Gebrauch.

Der hämische Angriff wurde in der Folge von einigen wenigen (!) Zeitungen nachgedruckt, darunter auch – in gut sachlichem Wollen – von der ‚Stimme der Freiheit‘ Nr. 1 vom Januar 1931. Diese Zeitschrift wieder ersuchte mich um eine Entgegnung, die ich den obigen Ausführungen unter dem Titel ‚Geistige Überheblichkeit‘ anreihete. Wie man sieht, habe ich meine Antwort nicht etwa an Fronemann gerichtet, sondern an die ‚Hamburger Richtung‘ der arg zersplitterten Prüfungsausschüsse. Die an meinen Aufsatz anschließenden Abhandlungen sind größtenteils aus der mir aufgezwungenen Fehde erwachsen. Diese acht Beiträge, deren Verfasser, mit einer Ausnahme durchweg Lehrer, zum Teil auch Mitglieder von Prüfungsausschüssen für Jugendschriften sind, zeigen deutlich, daß viele (die meisten!) Jugenderzieher mit der Hamburger Richtung nicht übereinstimmen. Dr. E. A. Schmid.

Query unbeanstandet durchgehen: „Zusammengebrochen ist Friedrich Nietzsche unter der Wucht seines gewaltigen Ringens um die letzte Erkenntnis, unter den gefährlichen Segnungen einer unmenschlichen Einsamkeit. Wie – wenn seinen Höhenflug ein Karl May gekreuzt hätte, wenn Karl May ihm seine lebenswarme Phantasie wie ein Ruhekissen unter das müde Denkerhaupt gelegt hätte!“ Ist das nun Blasphemie oder Grotteske? Jedenfalls ist es sehr ernsthaft gemeint, denn im Jahrgang 1924 liest man am Schluß eines lästerlichen Nachrufs auf den toten Ferdinand Avenarius: „Vor der Vergessenheit bleibt Avenarius nun wohl bewahrt, denn ich glaube, man wird auch in späteren Zeiten seinen Namen in der Literaturgeschichte finden, und zwar auf den gleichen Blättern, die dem Andenken Karl Mays gewidmet werden!“ Das schrieb Dr. E. A. Schmid, der Geschäftsführer des Karl-May-Verlags, derselbe Mann, der 1917 den Herausgeber des ‚Biographischen Jahrbuchs‘, Professor Anton Bettelheim, mit Klage nach § 189 RStG., Beschimpfung eines Toten, bedrohte, um die Zurückziehung eines wissenschaftlich einwandfreien Nekrologs auf Karl May in Band 18 des Jahrbuches zu erzwingen.

Elf dicke Karl-May-Bücher liegen vor mir. Über Dante, Shakespeare, Goethe, Bismarck, [Franz] Grillparzer, Richard Wagner sind wertvolle Jahrbücher erschienen, um die Kulturbedeutung dieser Geistesheroen allseitig zu erforschen und der weiten Öffentlichkeit zum Bewußtsein zu bringen. Karl May wird als Heros der geistigen Bedürfnislosigkeit dazugestellt. Warum soll nicht auch die Kulturbedeutung **[152]** der geistigen Flachheit erforscht werden? Die Herausgeber der Karl-May-Jahrbücher können sich auf ihren Helden berufen, der für seinen Grabstein folgenden Vers dichtete:

„Sei uns begrüßt! Wir, deine Erdentaten,
erwarteten dich hier am Himmelstor,
du bist die Ernte deiner eignen Saaten,
und steigst mit uns nun – zu dir selbst empor.“

*

Anmerkung der Herausgeber: Franz de Paula Rost, der verantwortliche Schriftleiter der ‚Stimme der Freiheit‘, hat an Fronemanns obige Äußerung seinerzeit noch einige Bemerkungen angeknüpft. Wir bringen auch diese zum Abdruck, soweit sie mit seinem weiter unten folgenden Aufsatz ‚Geistige Waffen‘ zusammenhängen:

„Dies finden wir in ‚Buch der Jugend‘, 6. Jahrgang, Nr. 1, dem ‚Zeitungsdienst der Vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse‘. Daß wir die Volksliteratur anders beurteilen als diese Herrschaften, ist bekannt. Über die Karl-May-Jahrbücher und die jetzigen May-Bände, die die Zahl 55 erreicht haben, können wir nicht urteilen. Der Karl-May-Verlag ist nämlich zu vornehm, uns zu informieren. Immerhin: Karl May und – Nietzsche, ein bißchen reichlich, nicht wahr, Herr Euchar Schmid?

Der obige Artikel bleibt freilich bissig genug, auch wenn man das gegnerische Material nicht zur Hand hat.‘

Geistige Überheblichkeit

Offener Brief nach Hamburg

Von Dr. E. A. Schmid

Leiter des Karl-May-Verlags

Der vorangehende Aufsatz ‚Geistige Bedürfnislosigkeit‘ ist verfaßt von Lehrer Wilhelm Fronemann, Frankfurt a. Main, demselben, mit dem sich mein Mitherausgeber Ludwig Gurlitt schon im Jahrgang 1926 auseinandersetzte. Im vorliegenden Fall wende ich mich aber nicht nach Frankfurt, sondern vielmehr nach Hamburg, an den Gerechtigkeitswillen derjenigen Herren, die obige Abhandlung mit ihrem Namen deckten.

Ich werde das, was ich zu antworten habe, in sachlicher und leidenschaftsloser Art sagen. Möglicherweise gewinne ich dadurch die Anwartschaft, daß man mich anhört und daß man meine Erklärungen vorurteilsfrei nachprüft.

Daß den May-Lesern, von denen ein großer Teil den Angreifer an Bildung, Können und Erfolg wesentlich überragt, die Eigenschaften des Stumpfsinns und der geistigen Flachheit angehängt werden, zeugt so offensichtlich von Überheblichkeit, daß ich darüber hinweggehen kann. Wichtig aber ist das Bekenntnis, daß der Radebeuler Erzähler ‚ernst, bitter ernst, genommen sein wollte‘ und daß er ‚in seinen Geschichten Symbole zu schaffen suchte für die höchsten Ideen der Menschheit‘. Früher, zu Lebzeiten **[154]** des in den Tod gehetzten Mannes (der nun schon zwanzig Jahre unter der Erde ruht) und auch noch viel später wurde ihm von den Kreisen um Fronemann jeglicher gute Wille, jeder Glaube an das Schöne, Große, Edle abgesprochen, und er wurde hartnäckig hingestellt als ein abgefeimter Zeilenschreiber, der dem Mammon nachjagte. Die berühmten von Ferdinand Avenarius erfundenen Millionenmärchen sind allerdings verstummt, seit ich in meiner ‚Lanze für Karl May‘ (1918) deren Haltlosigkeit und Sinnlosigkeit nachwies.

Fronemann gesteht nun dem Toten sogar zu, er sei eine ‚tragische Figur‘ gewesen. Ganz meine Ansicht, ganz die Ansicht der meisten oder sogar aller Jahrbuch-Mitarbeiter. Aber Fronemann, der ja nicht urteilen, sonder verurteilen will, kann es sich nicht versagen, die Tragik mit der Lächerlichkeit zu verknüpfen! ... Wieso lächerlich? Ist es lächerlich, wenn ein Mensch, der aus der Tiefe kam und sich zur Höhe emporarbeitete, Gutes schaffen wollte? Selbst wenn es nur beim Willen geblieben wäre: ist das lächerlich? Lacht man am Grab? Ich meinerseits habe noch nie an einem Grab gelacht, auch nicht an dem meines Gegners Avenarius.

‚Die Karl-May-Jahrbücher sind wert, daß man eine Weile darin blättert.‘ Dann ist ja ihr Zweck erreicht, denn man soll wahrhaftig darin blättern, vielleicht sogar lesen. Diese Jahrbücher entstanden aus dem Bestreben, den vielen May-Freunden und May-Verehrern, die mit den bitterbösen Angriffen auf ihn nicht einverstanden waren, ein Sprachrohr zu schaffen. Jeder darf darin seine Meinung äußern, und zwar, wie ersichtlich, weitgehend, mit gerechter **[155]** Kritik, ja auch mit Tadel. Fronemann macht uns geradezu einen Vorwurf daraus, daß wir den Erzähler, dessen Andenken wir pflegen, nicht verhimmeln, sondern *sine ira et studio* schildern und deuten.

Warum soll Karl May nicht mit Friedrich Nietzsche verglichen werden dürfen? Wenn Nietzsche einen Übermenschen schuf und May (wie von Fronemann zugestanden: mit Überzeugungskraft) einen Edelmenschen, so liegt ein Vergleich nahe. Gewiß war der Nietzsche-Aufsatz ein ‚Grenzfall‘, doch haben wir dieses Wort anders gemeint, als Fronemann es auslegt. Wir suchen vielmehr die Jahrbücher freizuhalten von religiösen (ebenso von parteipolitischen) Erörterungen, und der erwähnte Aufsatz überschreitet an mehreren Stellen die Bannmeile.

Und nun komme ich zu den wichtigsten Feststellungen, die ich zu machen habe und um deren Nachprüfung ich die Jugendschriften-Prüfungsausschüsse besonders ersuche.

Nicht, wie von Fronemann behauptet, nach dem Ableben des Avenarius, sondern schon zu dessen Lebzeiten habe ich den Satz geprägt: ‚Vor der Vergessenheit bleibt Avenarius nun wohl bewahrt, denn ich glaube, man wird auch in späteren Zeiten seinen Namen in der Literaturgeschichte finden, und zwar auf den gleichen Blättern, die dem Andenken Karl Mays gewidmet werden!‘ Dieser Satz wurde bereits in der ersten Auflage meiner ‚Lanze für Karl May‘ auf Seite 81 gedruckt, im Jahr 1918, fünf Jahre, bevor Avenarius starb. Und der Kunstwartleiter wagte von diesem Zeitpunkt an nie wieder ein Wort gegen Karl May zu schreiben. In dem Nachruf, den ich 1924 veröffentlichte, ist der Satz **[156]** nur zitiert, und zwar mit Fug und Recht, denn

schon damals galt, was heute noch viel mehr gilt: Wer aus der großen Masse weiß heute noch etwas von Ferdinand Avenarius, außer daß er den Untergang Karl Mays herbeiführte? Welche Bücher hat er veröffentlicht? Wie heißen die Titel? Wird auch nur ein einziges Stück davon noch gelesen oder gekauft oder gar neu gedruckt? Ansehn und Auflagenziffer des ‚Kunstwart‘ sanken schon während der letzten Jahre des Gründers immer weiter abwärts, und bald nach seinem Ableben glitt das Unternehmen vollständig aus den Händen seiner Familie. Ich war seinerzeit der Ansicht, der Name Avenarius würde sich wenigstens als eine Art [Johann Christoph] Gottsched in der Literaturgeschichte weiter vererben. Allein selbst das trifft nicht zu, und beispielsweise ist er schon in Eduard Engels umfangreichem Literaturwerk ‚Was bleibt?‘ (1928) überhaupt nicht mehr erwähnt. Aus den Karl-May-Jahrbüchern und aus den Lebensbeschreibungen Karl Mays aber wird der Name Avenarius nicht ganz verschwinden können.

Fronemann behauptet ferner, der Karl-May-Aufsatz, den Anton Bettelheim im ‚Deutschen Nekrolog‘ abdruckte und dessen Beseitigung ich erzwang, sei ‚wissenschaftlich einwandfrei‘ gewesen. Man findet jenen unerhörten Schmähartikel ebenfalls in meiner ‚Lanze‘ abgedruckt, und man findet dort ferner klipp und klar dargelegt, daß er nicht nur mit groben Beschimpfungen des toten Karl May, sondern auch mit glatten, frei erfundenen Unwahrheiten arbeitete.

Was aber nun den Nachruf betrifft, den ich selber Ferdinand Avenarius im Jahrbuch 1924 widmete, **[157]** so weise ich mit aller Entschiedenheit den Anwurf von mir, ich hätte meinen verstorbenen Gegner ‚gelästert‘. Durch meinen Nachruf klingt vielmehr Rührung, Ritterlichkeit und Ehrfurcht vor der Wehrlosigkeit des Toten. Mögen Sie, meine Hamburger Herren, das selber nachlesen und Ihr Urteil fällen! Zwei Sätze aus meiner Würdigung des Heimgegangenen seien hier wiederholt:

Nicht will ich dem verstorbenen Feind alles Gute und Große absprechen. Nicht will ich ihm das gleiche antun, was er mit seinem Nekrolog meinem toten Freund Karl May angetan hat...

Da Fronemann von der Tragik im Leben Karl Mays spricht, möchte ich noch auf eine besonders tragische Erkenntnis hinweisen. Wer hat den Radebeuler Erzähler hauptsächlich bekämpft? Volksschullehrer! Sind Sie sich, meine Herren, niemals der Tatsache bewußt geworden, daß Karl May selber einer aus Ihren Reihen war, ein Volksschullehrer?...

Geistige Waffen

Von Franz de Paula Rost

Unter der Überschrift ‚Geistige Bedürfnislosigkeit‘ hatte der Zeitungsdienst der Vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften, Hamburg, in Nr. 1 seines Mitteilungsblattes ‚Buch und Jugend‘ (6. Jahrgang, 1931) den an anderer Stelle dieses Buches abgedruckten Aufsatz gebracht. Das war der Angriff. Er kam von Wilhelm Fronemann, seines Zeichens Volksschullehrer in Frankfurt a. M., rühriger Jugendschriftsteller und Buchbesprecher, grimmiger Anfeinder aller ‚primitiven‘ Erzählkunst. (Wobei zu untersuchen bleibt, wieweit primitiv gleichzusetzen ist mit naiv – vgl. Schiller! –, wurzelnd im Volk, gemäß dem gesunden Empfinden des Volkes.)

Das Organ der Aktionsgemeinschaft für geistige Freiheit (AgF), Sitz Berlin, ‚Die Stimme der Freiheit‘ (Verlag für Volksrechte, Berlin-Karow), hatte diesen Aufsatz in Nr. 1 des Jahrgangs 1931 unter Abweisung seiner gehässigen Tendenz gebracht. In der folgenden Nummer brachte ‚Die Stimme der Freiheit‘ eine Entgegnung Dr. E. A. Schmid, die man oben unter dem Titel ‚Geistige Überheblichkeit‘ abgedruckt findet. Sie genügte und ... genügte nicht – nach meinem eigenen lebendigen Empfinden. Darum griff ich selber zur geistigen Waffe. Nachdem ich mir vom Karl-May-Verlag entsprechende Unterlagen erbeten hatte, fügte ich dieser Entgegnung ein Nachwort an, worin ich die böartigen **[159]** Angriffe gegen die Karl-May-Schriften unter Hinweis auf die bekannten namhaften Anhänger Mays und unter Zitierung der Urteile von [Ernst von] Wolzogen, [Carl] Zuckmayer (beide abgedruckt im Jahrbuch 1930) und [Wolfgang von] Weisl (Jahrbuch 1929) mit folgenden Worten verurteilte:

... dann muß ich mich nicht wenig wundern über die noch immer nicht verstummenden gehässigen Angriffe gegen die Karl-May-Schriften von einer einzigen Stelle aus: der Hamburger Volksschullehrerschaft.

Über zwei Jahrzehnte liegt die Zeit zurück, in der ich selbst die May-Schriften verschlungen habe. Die einfache Ethik, die May in seine spannungsreiche Darstellung hineingeschlungen hat, ist nicht ohne tiefe Wirkung auf mich geblieben. Gepackt wurde ich von dem unerhört Abenteuerlichen, das ethische Beiwerk hat mich sehr günstig beeinflusst. Nur das seitenlange Religionsphilosophieren war und ist mir bei May unangenehm. Vor allem waren es die oft und stark betonte Wahrheitsliebe und der Überzeugungsmut, die die in mir liegenden Neigungen hierzu außerordentlich stärkten und vertieften. Die Angriffe von Ferdinand Avenarius und Paul Schumann (zwei Artikel im ‚Dresdner Anzeiger‘), die in jene Zeit fielen, habe ich als ungeheuer schmutzig empfunden, weil sie aus abgeübter Vergangenheit Schmutz aufwühlten und sich auf Unbewiesenes stützten. Sie wollten das Werk durch den Mann zu Fall bringen, das ist ungemein gesinnungsniedrig. In der Tat ist Avenarius heute schon fast vergessen, und von Paul Schumann weiß niemand mehr. Dagegen steht Karl May sogar auf der Liste der Bücher, die in französischen Staatsschulen als Preise verteilt werden dürfen und ist in Deutschland in 5 ¼ Millionen Bänden im Volke. Auf Grund dieser Tatsache braucht man gewiß nicht in den Fehler zu verfallen, übertriebene Vergleiche anzustellen; aber wenn ein Mann seine Jugendtorheiten durch Manneswerk abbüßte, so ist das Karl May, und seine zähen Feinde beschmutzen mit ihrem Haß das eigene Nest ...

Am 26. März 1931 schrieb mir darauf Herr Fronemann den nachstehenden Brief, von dem Teile in **[160]** der ‚Jugendschriften-Warte‘ (36. Jahrgang, Nr. 6, S. 52 ‚Karl May‘) abgedruckt wurden. Ich fühle mich genötigt, diesen Brief und den anschließenden Briefwechsel der Öffentlichkeit zu übergeben, da Fronemann es für gut hält, mich in dem oben bezeichneten Artikel der ‚Jugendschriften-Warte‘ mit folgenden Ausführungen anzugreifen:

Der Satz der vorstehenden erweiterten Besprechung, worin an das nächste Karl-May-Jahrbuch erinnert wird, findet eine überraschende negative Bestätigung in einer Erwiderung, die Dr. Schmid, der Geschäftsführer des Karl-May-Verlags in Radebeul, in Nr. 2/3, 1931 der ‚Stimme der Freiheit‘ meiner ironischen Glosse ‚Geistige Bedürfnislosigkeit‘ aus Nr. 1, 1931 von ‚Buch und Jugend‘ angedeihen läßt. Die ‚Stimme der Freiheit‘ ist das Organ der ‚Aktionsgemeinschaft für geistige Freiheit‘ und hat sich aus nicht immer ganz durchsichtigen Gründen zum Verteidiger der Schundliteratur, die dort ‚Volksliteratur‘ genannt wird, aufgeworfen und seit 1926 einen mehr heftigen und entschiedenen, als geschickten Kampf gegen das Schund- und Schmutzgesetz unterhalten.

Ich habe von diesem Angriff erst sehr spät und auf Umwegen erfahren, denn Fronemann besaß nicht die Offenheit und den Mut, mich davon durch das übliche Belegstück in Kenntnis zu setzen. Fronemann

offenbart mit seinem Anwurf nur, daß ihm, obwohl er Mitglied der ‚Aktionsgemeinschaft für geistige Freiheit‘ war, der Sinn für wahre geistige Freiheit noch immer verschlossen ist. Die AgF führt ihren parteipolitisch und konfessionell streng neutralen Kampf ganz allgemein gegen alle Beschränkungen und Bedrohungen der geistigen Freiheit. Daß sie im Rahmen dieses Programms auch für das Recht des Volkes an der ihm genehmen Literatur eintritt, wird in obiger Notiz Fronemanns so dargestellt, daß Uneingeweihte annehmen müssen, **[161]** die AgF sei die Interessenvertretung von Schund und Schmutz. Es bleibt dem unbefangenen Leser überlassen, hieraus die nötigen Rückschlüsse zu ziehen. Die AgF ist frei in ihrem Wirken gegen und für jedermann und auch stets gewesen und bar jeder wirtschaftlichen Abhängigkeit oder finanziellen Dienstbarkeit; dies sei klar und offen ausgesprochen angesichts der wohl kaum mißverständlichen niederträchtigen Einflechtung Fronemanns: ‚aus nicht immer ganz durchsichtigen Gründen.‘

Nun der Briefwechsel!

Wilhelm Fronemann Frankfurt a. M.-Ginnheim
Fernspr.: Norden 9239 Höhenblick 42

26. März 1931.

An die Schriftleitung der ‚Stimme der Freiheit‘, Berlin Karow.

Sehr geehrter Herr Rost,

Ihr Verhalten in der Sache Karl May befremdet mich. Sie schrieben mir vor nicht langer Zeit und baten um einen gelegentlichen Beitrag. Ich habe Ihnen daraufhin, weil mir eben die neue Biographie von Karl May, die Dr. Otto Forst-Battaglia im Amalthea-Verlag herausgibt, vorlag, vorgeschlagen, ich wolle eine Parallele Karl May als Volksschriftsteller und Frank Allan ziehen. Ich habe diesen Aufsatz in Angriff genommen, aber infolge anderer drängender Arbeiten den Entwurf noch nicht überarbeiten können. Es war ja auch kein Termin gesetzt worden, und ich hatte keinen genannt. In diese Lage platzt nun Ihre Veröffentlichung ‚Offener Brief‘ hinein. Ich kann mir wohl denken, daß ein Teil Ihrer Leser keineswegs erfreut war, meine Glosse ‚Geistige Bedürfnislosigkeit‘ in Ihrem Blatt zu finden. Aber ich muß feststellen, daß die Tendenz meiner Glosse Ihre ausdrückliche Zustimmung gefunden hat. Außerdem habe ich mich sofort nach der Veröffentlichung als der Verfasser vorgestellt. Wie soll ich mir nunmehr den Widerspruch zwischen dieser Zustimmung und Ihrem Schlußwort zu Dr. Schmid ‚Offenem Brief‘ erklären? **[162]** Ich verstehe einfach nicht, laut welcher journalistischen Gepflogenheit Sie mir die Tür vor der Nase zuschlagen, ehe ich sie überhaupt durchschritten hatte¹³. Außerdem treten Sie in einer Weise für Karl May ein, die sachlich gänzlich unhaltbar ist. Wie können Sie die Angriffe von Avenarius und Schumann als ‚ungeheuer schmutzig‘ bezeichnen und feststellen, daß sich beide auf ‚Unbewiesenes‘ stützten? Wie können Sie beiden Männer als ‚ungemein gesinnungsniedrig‘ bezeichnen, die auch heute noch die Hochachtung der ganzen deutschen Kulturwelt genießen?¹⁴ Wie können Sie der Lehrerschaft vorwerfen, sie beschmutze mit zähen Angriffen ihr eigenes Nest? Meines Wissens hat es Karl May immer ängstlich vermieden zu bekennen, daß er Volksschullehrer gewesen war¹⁵. Er wußte, warum, denn er war in diesem Berufe durch eigene Schuld elend gescheitert. Und ich erinnere mich nicht, daß die Volksschullehrer jemals Wert darauf gelegt haben, selbst nicht in der Zeit seines größten Ruhms, Karl May als einen der ihren zu bezeichnen. Mit diesem Argument werden Sie also nur allgemeinem Schütteln des Kopfes begegnen, und zur Sache hätten Sie am besten vorher Forst-Battaglias Biographie gelesen, denn deren Feststellungen widerlegen Ihre sämtlichen sachlichen Angaben über Karl May schlagend. Auch Otto Forst-Battaglia hat Karl May als Charakter und Schriftsteller nicht retten können. Er beschränkt sich deshalb auf die Verteidigung des ‚Volksschriftstellers‘. Wenn ich dann aber versuche, diese ‚Volksliteratur‘ sozial-psychologisch einzugliedern, dann beschimpft mich Dr. Schmid als ‚anmaßend‘. Er hält mich anscheinend für wehrlos, wird sich darin aber schwer getäuscht sehen.

Auch heute noch steht Ihnen mein Aufsatz zur Verfügung, **[163]** aber Sie erhalten ihn nur, wenn Sie ihn ohne redaktionelle Bemerkung abdrucken. Ich bitte um Ihre Entschließung.

Der Widerlegung Dr. Schmid fehlt fast jede Substanz. Sein Gejammer kann man nicht ohne Mitleid lesen. Es berührt mich außerordentlich sympathisch, daß Dr. Schmid

¹³ Oho, Herr Fronemann! Haben Sie schon mal einem Besucher die Tür vor der Nase zugeschlagen, nachdem er hindurchgegangen war und bei Ihnen im Zimmer stand? Rost

¹⁴ Ist ja gar nicht geschehen. Nur ihr Verhalten in diesem besonderen Fall wurde so genannt. Rost

¹⁵ Ihr ‚Wissen‘ trügt Sie, Herr Fronemann! Sie hätten Karl Mays Selbstbiographie ‚Ich‘, die allein in deutscher Sprache schon eine Auflage von 50 Tausend erreicht hat, aufmerksamer lesen sollen. Dann hätten Sie sich aus dem Abschnitt ‚Seminar und Lehrzeit‘ besser unterrichtet. Rost

einen Mann verteidigen will, den er verfehmt glaubt.¹⁶ Aber diese seine Einstellung berührt nach allem, was heute über Karl May allgemein bekannt ist, fast wie eine fixe Idee. Wer sind denn die ‚mitleidlosen Feinde‘ Karl Mays? Es hat sie niemals gegeben, und heute hat die Welt wirklich anderes zu tun, als sich über die Radebeuler Massenschriftstellerei und ihren Erzeuger zu ärgern. Dr. Schmid hat in zwölf dicken Jahrbüchern das Werk Karl Mays in die ‚Volksliteratur‘ einordnen lassen. Dort gehört es hin, niemand hat etwas gegen diese Rangordnung. Wenn aber Dr. Schmid seine selbstgesetzten Grenzen überschreitet und etwa Karl May neben Nietzsche stellt, dann muß er sich nicht wundern, wenn ihm schmerzhaft auf die Finger geklopft wird.

Sachlich ist zur Erwidern Dr. Schmid wenig zu sagen¹⁷. Seine Adresse ist völlig verfehlt, denn meine Glosse ‚Geistige Bedürfnislosigkeit‘ war eine bestellte Arbeit der Hamburger Redaktion von ‚Buch und Jugend‘. Sie hat äußeren Zusammenhang mit einer lebhaften Kontroverse über Karl May in der ‚Hamburger Lehrerzeitung‘. Es wirkt belustigend, daß Dr. Schmid die Hamburger Lehrer gegen mich aufruft und ihnen kurz nachher vorwirft, daß sie Karl May seit jeher in gemeiner Weise angegriffen hätten¹⁸. Und das Argument, Karl May verdiene als ehemaliger Volksschullehrer die besondere Schonung der Lehrerschaft, dürfte nirgends ganz ernst genommen werden. Die Gründe habe ich Ihnen oben bereits gesagt.

Dr. Schmid war nicht gut beraten, als er mir die Gegenfrage **[164]** stellte, warum man denn Karl May nicht mit Friedrich Nietzsche vergleichen solle. Nietzsche habe doch den Übermenschen geschaffen und Karl May – den Edelmenschen! Was es sachlich mit dem Edelmenschen Mays auf sich hat, das bitte ich in Otto Forst-Battaglias May-Biographie nachzulesen. Aber ganz davon abgesehen, Dr. Schmid geistige Maßstäbe sind so außergewöhnlich, daß sie in der ganzen deutschen Kulturwelt mit ungläubigem Staunen zur Kenntnis genommen werden dürften. Anscheinend hat Dr. Schmid Nietzsches Werke kürzlich nicht wieder gelesen, sonst wären ihm in den ‚Gedichten‘ folgende Verse aufgefallen:

Darwin neben Goethe setzen
heißt: die Majestät verletzen –
majestatem genii! [Friedrich Nietzsche, Gedichte und Fragmente 28(45) „An die deutschen Esel“]
Heil euch, brave Karrenschieber,
stets ‚je länger, desto lieber‘ ... [Nietzsche, „Unter Freunden / Ein Nachspiel (2)“]

Was hätte Nietzsche gesagt, hätte er geahnt, daß man ihn selbst einmal neben Karl May setzen würde? Er hätte die Peitsche der Ironie weggeworfen und mit den Skorpionen des Zornes gezüchtigt. Nein, für die Majestät des Genius hat Dr. Schmid in seinem Eifer um den Volksschriftsteller May das Gefühl verloren. Dasselbe geringe Augenmaß für geistige Dinge offenbart er auch sonst. Ich wies schon darauf hin, daß Karl May von Radebeul aus als ‚Volksschriftsteller‘ propagiert wird, sein Werk also in die Reihe der ‚Volksliteratur‘ von Rinaldo Rinaldini bis Frank Allan eingegliedert wird. Ich hatte deshalb, entsprechend meiner Theorie der untergeistigen Literatur, die Ihnen und den Lesern der ‚Stimme der Freiheit‘ bekannt ist, die Konsumenten von Karl Mays Werken der geistigen Unterschicht zugewiesen, die ja hier und da mit bestimmten Stadien der jugendlichen Entwicklung zusammentrifft. Dr. Schmid wirft mir deshalb ‚Anmaßung‘ vor und sucht den größten Teil der May-Leser in geistigen Kreisen. Vermutlich wird er also demnächst May mit Goethe vergleichen lassen. Ich werde dann jedenfalls die Anmaßung besessen haben und Karl Mays Werk neben Frank Allan hingestellt haben. Karl May selbst aber wäre nach Otto Forst-Battaglias Vorschlag mit dem Hauptmann von Köpenick zu vergleichen. Die Verwandtschaft ist in beiden Fällen verblüffend.

[165] Ferner: Dr. Schmid suche meinen Vorwurf abzuwehren, er habe in seinem Nachruf auf Ferdinand Avenarius diesen großen Volkserzieher und Dichter durch den Ausspruch gelästert, Avenarius werde nur als Gegner Karl Mays in die Unsterblichkeit eingehen. Diese lästerliche Bemerkung sei nur ein Selbstzitat aus der ‚Lanze für Karl May‘ gewesen. Ist das eine Entschuldigung? Außerdem fügt er hinzu, daß Avenarius, sein Werk, seine Dichtungen, völlig vergessen seien und nirgends mehr gefunden würden. Haß macht blind: ‚Wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten.‘ [Schiller, „Wallensteins Lager“]

Zum Schluß noch eine kleine, aber nicht unwesentliche Richtigstellung. Ich hatte in meiner Glosse beiläufig erwähnt, daß Dr. Schmid den Herausgeber des ‚Biographischen Jahrbuchs‘, Professor A. Bettelheim, mit Klage bedroht habe, um die Rückziehung eines ‚wissenschaftlich einwandfreien Nekrologes‘ auf Karl May zu erzwingen. Jener Nachruf ist

¹⁶ Von mir gesperrt!

Rost

¹⁷ Ihr Mangel an Sachlichkeit stimmt, Herr Fronemann! Weshalb reden Sie aber dann soviel darüber?

Rost

¹⁸ Eine Entstellung der Tatsachen! Wie man oben nachprüfen kann, wies Dr. Schmid die Hamburger Richtung der Jugendschriftenausschüsse lediglich auf den tragischen Umstand hin, daß gerade Volksschullehrer es waren, die ihren Berufsgenossen Karl May hauptsächlich bekämpften.

Rost

seinerzeit über den Kopf Bettelheims weg von dem Verleger des Jahrbuchs, Dr. de Gruyter, fallengelassen worden, und Bettelheim ist deshalb von der Herausgabe des Jahrbuchs zurückgetreten. Vergleichen Sie den ‚Kunstwart‘ vom 15. Juni 1918, wo sich der von Prof. Dr. A. Kleinberg verfaßte Nachruf fast wörtlich, und Bettelheims Abwehrschrift ‚Eine Abrechnung mit dem Karl-May-Verlag‘ (Hesse&Becker, Leipzig 1918), wo er sich wörtlich findet. Dr. Schmid nennt Bettelheims verhinderten Nekrolog einen ‚unerhörten Schmähartikel‘, der nicht nur mit ‚groben Beschimpfungen des toten Karl May, sondern auch mit glatten, frei erfundenen Unwahrheiten arbeitete‘. Es scheint Dr. Schmid entgangen zu sein, daß Otto Forst-Battaglia, zu dessen Buch der Karl-May-Verlag das Bildermaterial geliefert hat, in allen wesentlichen Stücken zu genau den gleichen Feststellungen wie jener Nekrolog kommt, diesen in Einzelheiten sogar noch verschärft. Wird Dr. Schmid auch Otto Forst-Battaglia so gröblich beschimpfen?

Beim Überlesen sehe ich, daß aus diesem Brief eine regelrechte Abwehr Dr. Schmid¹⁹ geworden ist. Ich darf deshalb **[166]** wohl die Bitte aussprechen, daß Sie ihn in seinen wesentlichen Stücken in der nächsten Nummer Ihres Blattes abdrucken. Ich habe Ihnen rot bezeichnet, welche Stücke ich für wesentlich halte. Einer anderen Auswahl muß ich allerdings von vornherein begegnen. Ich bitte also, den Brief nur in dem von mir bezeichneten Ausschnitt oder gar nicht zu drucken.

Mit den besten Grüßen

Ihr
Wilhelm Fronemann

*

10. April 1931.

Herrn Lehrer Wilhelm Fronemann,
Frankfurt a. M.-Ginnheim.

Sehr geehrter Herr Fronemann!

Ihr Schreiben vom 26. v. M. habe ich erhalten. Leider kann ich Ihnen diesmal in keiner Weise beipflichten. Ich habe die Biographie von Dr. Otto Forst-Battaglia sehr wohl gelesen und wundere mich nicht wenig, wie Sie diese sachliche und überaus feinsinnige, der tragischen Persönlichkeit Karl Mays gerecht werdende Studie mit der gehässigen Biographie Dr. Bettelheims, ihren Beschimpfungen und Unwahrheiten auf eine Stufe stellen können.

Den Vorwurf, daß ich Ihnen keine Zeit gelassen habe zu Ihrem Vergleich, muß ich zurückweisen. Ich habe Sie vielmehr zweimal dringend zur Einsendung aufgefordert. Mehr kann ich nicht tun. Da Sie mir auch schon früher verschiedentlich Versprechungen gemacht haben, die Sie nicht einhielten, mußte ich endlich auf Ihre Einsendung in dieser Angelegenheit verzichten. Im übrigen glaube ich, daß Sie Ihren Vergleich, der übrigens nach meinem Dafürhalten durchaus verfehlt ist, ja bereits in dem Hohnartikel ‚Geistige Bedürfnislosigkeit‘ gezogen haben. Wieso Sie aus meinem Nachwort zu diesem Aufsatz in Nr. 1 ‚Die Stimme der Freiheit‘ eine Zustimmung herauslesen wollen, ist mir unerklärlich. Daß Sie sich mir als der Verfasser der Glosse seinerzeit vorgestellt hätten, ist mir **[167]** völlig unbekannt. Im übrigen halte ich das in dem Nachwort in Nr. 2/3 der ‚Stimme der Freiheit‘ Gesagte in vollem Umfang aufrecht. Insbesondere betone ich nochmals, daß man es als ungeheuer schmutzig bezeichnen muß, wenn das Werk eines Mannes von gehässigen Gegnern dadurch vernichtet werden soll, daß man mit dem Finger auf dunkle Perioden seines Lebens und unerfreuliche Seiten seines Charakters hinstochert und die Öffentlichkeit wider ihn hetzt. Was gehen Sie und die Hamburger Volksschullehrerschaft, in Ihrem Bestreben um gute Jugendlektüre, Karl Mays Charakter und seine Verfehlungen in jungen Jahren überhaupt an? Das zu erörtern ist Aufgabe der Biographen, und Forst-Battaglia hat diese Aufgabe in vorbildlicher Weise gelöst. Ich habe in meinem Blatt immer nur auf das Werk Karl Mays hingewiesen. Lediglich dieses geht uns etwas an. Die Kontroverse mit Dr. Schmid haben Sie mit Ihrem Artikel ‚Geistige Bedürfnislosigkeit‘ herausgefordert. Eine Entgegnung konnte ich ihm aus Billigkeitsgründen nicht verwehren. Hiermit muß ich aber dieser Kontroverse ein Ziel setzen. Bezeichnend ist übrigens, daß Sie die Anerkenntnisse von Karl Mays Werk, die ich in meinem Nachwort anführe, vollkommen mit Stillschweigen übergehen, und was sagen Sie denn zu den Worten von Forst-Battaglia (Seite 78 seines Buches):

‚Lieber ein gutes Buch eines Bösewichts, als ein schlechtes eines Tugendbolds‘ –

Warum bringen denn die zahlreichen Tugendbolde der Volksschullehrerschaft nun schon seit Jahrzehnten kein einziges ‚gutes‘ hervor, das von der Jugend auch nur im entferntesten mit ähnlicher Begeisterung aufgenommen wird

¹⁹ Sie schreiben zu viel und zu schnell, Herr Fronemann! Wie Sie (aus Versehen) richtig sagen, befindet sich Dr. Schmid in der Abwehr. – Ihre Bitte um Abdruck wird hiermit erfüllt, doch kann ich mich nicht nur mit der Wiedergabe des Ihnen genehmen Teils begnügen. Die Öffentlichkeit hat vielmehr ein Recht darauf, restlos Einblick in Ihre merkwürdigen Gedankengänge zu nehmen. Rost

wie die Karl-May-Bände? Und dabei ist Karl May bestimmt nicht der Bösewicht gewesen, als der er uns von Ihnen immer wieder hingestellt wird, und seine Bücher sind bei weitem nicht so minderwertig, wie Sie es in das Bewußtsein unseres Volkes hineinhämmern möchten. Das Werk Karl Mays steht zu einem guten Teile turmhoch über den Schriften, die unsere ‚guten‘ Familienblätter abdrucken. Auf derselben Seite sagte Forst-Battaglia weiter:

‚Wäre May auch das Scheusal, zu dem ihn seine Feinde stempeln wollten, an der erzieherischen Rolle seiner Werke vermöchte das nichts zu ändern.‘

[168] Und ferner Seite 76:

‚Ihre bleibende Bedeutung wurzelt jedoch in ihrer erzieherischen Funktion‘.

und diese erzieherische Funktion wird auf Seite 77 durch die Hinweise auf die durch Mays Schriften geförderten Charaktereigenschaften belegt: Mut, Edelmut, Männerstolz, Nationalgefühl, Duldsamkeit, friedfertige Gesinnung, Demut, Stärke, Religiosität, Humor, Gemüt, Phantasie.

Forst-Battaglia fährt fort:

‚Die Reiseerzählungen fördern geographisches Wissen ... so segensreich ist die vielseitige Wirkung von Karl Mays Schriften.‘

Was sagen Sie ferner dazu, wenn Forst-Battaglia auf Seite 79 schreibt:

‚Und groß ist hernach das Verdienst, das dem gebührt, der über das vierfache Verhängnis seiner Herkunft, seiner Umwelt, seiner Epoche und seines Schicksals sich emporraffte.‘

und daß Forst-Battaglia seine Biographie in die Worte ausklingen läßt:

‚Der unübertroffene Volksschriftsteller Karl May‘?

Sie und Ihre Freunde haben an Karl May kein gutes Haar gelassen und sein Werk immer wieder als wertloses Zeug ausposaunt, vor dem man um Gottes willen unsere Jugend schützen solle. In Ihren Verzeichnissen und literaturwissenschaftlichen Werken über Volks- und Jugendliteratur ist das Werk Karl Mays nicht zu finden. Sein Name wird mit verächtlichen Worten abgetan. Forst-Battaglia nennt aber eine Episode aus dem ‚Trapper Geierschnabel‘ ‚eine der besten Humoresken der deutschen Literatur und bis zur Heldenzeit des ‚Simplizissimus‘ die beste Satire auf das preußische Säbelregiment‘. Wenn Sie nun in Ihrem langen Schreiben an mich Karl May auf einmal auch in die Volksliteratur einordnen wollen, so stimmt etwas nicht. Nämlich in die Reihe der Volksliteratur, die Sie meinen, zwischen ‚Rinaldo Rinaldini‘ und ‚Frank Allan‘, in diese Reihe gehört Karl May bestimmt nicht. Da Sie Forst-Battaglia so aufmerksam gelesen haben, brauche ich ja nur auf dessen **[169]** Vergleiche hinzuweisen. Mays Schriften stehen an Wert bestimmt nicht unter denen von Christoph von Schmid, [Heinrich] Hansjakob, [Berthold] Auerbach, [Alexandre] Dumas usw., in nicht wenigen Fällen sogar über ihnen.

Hiermit muß es für diesmal genug sein. Ihre Entgegnung bedauere ich also nicht abdrucken zu können. Im übrigen
mit besten Grüßen

Verlag für Volksrechte

Rost

*

13. April 1931.

Herrn Franz de Paula Rost,

Verlag für Volksrechte, Berlin-Karow, Malchower Weg 86.

Ihr Schreiben vom 10. d. M. hat mich aufs äußerste befremdet. Ich begreife nicht, woher Sie das Recht nehmen, mich und die ‚Hamburger Volksschullehrerschaft‘ (wer ist das?) wegen der Ablehnung der Mayschen Kolportage in einer derartig gehässigen und schulmeisterlichen Weise anzugreifen. Und mit Ihrem beschimpfenden Urteil über Prof. Bettelheim und Avenarius haben Sie sich in der Öffentlichkeit selbst gerichtet. Über die historischen Tatsachen des Kampfes um Karl Mays Person und Werk sind Sie sehr ungenau und zum allergrößten Teil falsch unterrichtet. Zum Beispiel: Eine Biographie Mays von Prof. Bettelheim gibt es nicht, und wenn Sie den verhinderten Nekrolog Kleinbergs im 18. Band des Biographischen Jahrbuchs meinen, dann haben Sie von dessen Inhalt offenbar keine Ahnung. Ich bitte Sie, mich von der Mitgliederliste der Aktionsgemeinschaft für geistige Freiheit zu streichen. Einerseits hat sich erwiesen, daß diese Vereinigung die Freiheit des Ungeistes meint, andererseits will ich keine Arbeitsgruppe unterstützen, deren Organ selbstverständliche journalistische Gepflogenheiten mißachtet.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Wilhelm Fronemann.

[170] Ich muß Herrn Fronemann betrüben: ich habe recht gute Ahnung von all den fraglichen Dingen und Vorgängen. Das Schreiben Fronemanns vom 13. April 1931 geht, wie ich annehmen muß, absichtlich, an meinen Ausführungen vorbei. Fronemann kann sie nicht widerlegen, und so macht er es, wie es Gegner, denen die Argumente ausgehen, immer machen: er schimpft und verdächtigt. Ich habe mich in meinem Schreiben vom 10. April 1931 dagegen gewandt und wende mich nun nochmals in der Öffentlichkeit mit aller Schärfe gegen die in Deutschland eingerissene abscheuliche und niederträchtige Art, das Werk des aus irgendwelchen unsachlichen Gründen mißliebig gewordenen Gegners durch Angriffe auf sein privates Leben und Handeln in den Dreck zu ziehen. Daß ich als literarisch und ästhetisch – Sie gestatten, Herr Fronemann! – gebildeter Mensch die Mängel und Schwächen der Mayschen Werke auch ohne die Brille Fronemanns bemerke, brauche ich wohl nicht besonders zu unterstreichen. Hiervon ist aber in der Auseinandersetzung mit Fronemann nicht die Rede. Ich weise in meinem Schreiben vom 10. April 1931 Fronemann nach, daß er, der sich zur Stützung seiner ewigen Angriffe gegen May und sein Werk auf Dr. Forst-Battaglia beruft, wesentliche Feststellungen über den Mann Karl May und sein Werk einfach unterdrückt. Auf diese und andere nicht minder peinliche Hinweise weiß Fronemann nichts anderes zu erwidern als sein Schreiben vom 13. April 1931! Wo aber stehen in meinem Briefe Gehässigkeiten? Wo werde ich ‚schulmeisterlich‘? Ich verstehe, der Vergleich liegt Herrn Fronemann nahe, [171] ist hier aber nicht am Platz. Humoristisch berührt es, wenn ein Außenseiter einen Journalisten über journalistische Gepflogenheiten belehren will. ‚Die Stimme der Freiheit‘ kann sich nicht mit unfruchtbarem Gezänk über genügend geklärte Angelegenheiten belasten. Zeit und Gelegenheit zu einer Entgegnung waren Herrn Fronemann hinreichend eingeräumt worden.

Der Austritt Fronemanns aus der AgF ist kein Verlust für sie. Er hat sich seine Mitarbeit in ihrem Organ recht brav bezahlen lassen, und wir haben ihm niemals den Vorwurf gemacht, daß er dies ‚aus Erwerbsrücksichten‘ getan habe, wie er das ‚den ebenso federfertigen wie verantwortungslosen Angehörigen der oberen Bildungsschicht‘ bezüglich der Volksliteratur vorwirft (siehe ‚Buch und Jugend‘, 6. Jahrgang, Nr. 4, ‚Volksliteratur‘). Wenn Fronemann an der gleichen Stelle von ‚einem volkspädagogischen Winkelschrifttum‘ spricht, in dem die Volksliteratur, die er als solche nicht anerkennt, ‚mit zähem Eifer verteidigt und empfohlen wird‘, so nehme ich nicht an, daß er ‚Die Stimme der Freiheit‘ oder die AgF damit meint. Wir verteidigen nur das Recht und haben die Volksschriften, gleich welcher Gattung, niemals als Literatur empfohlen.

Die Situation ist geklärt: Fronemann ist kein Freund echter Geistesfreiheit, er will aber als solcher gelten. Für mich ist er durch sein hier wohl genügend gekennzeichnetes Verhalten von nun an ein Gegner, den ich nicht einmal sonderlich werten kann, weder als Pädagogen, noch als Kritiker. Wer wesentliche Feststellungen eines Biographen so leichtfertig beiseite schiebt und das Werk eines [172] Mannes lediglich durch die Haßbrille des Sittenrichters betrachtet, schaltet sich als ernsthafter Pädagoge und Kritiker aus.

In einem freilich muß ich Herrn Fronemann recht geben: Die AgF meint tatsächlich ‚die Freiheit des Ungeistes‘: Soweit diese sich nämlich wie hier bei Fronemann offenbart, gilt ihr und allen ihren Haß- und Schimpfäußerungen unser rücksichtsloser Kampf!

*

Anmerkung des Verlagsleiters. Wie man aus Fronemanns Briefen ersieht, bemüht er sich krampfhaft, das Buch von Prof. Dr. Otto Forst-Battaglia in eine gegen Karl May gerichtete Schmähchrift umzuwerten; er verwendet dabei den alten Trick, Bruchstücke der Darlegungen Dr. Forsts aus dem Zusammenhang zu reißen. Daß es mit dem Werk ‚Karl May – ein Leben, ein Traum‘ eine ganz andre Bewandnis hat, kann man ersehen aus der ausführlichen Würdigung, die mein Mitherausgeber im Jahrbuch 1930 (Das gelöste ‚Karl-May-Problem‘) brachte, und ferner aus folgenden Sätzen, die ich der Einleitung von Forsts Buch entnehme:

‚Die Zeit für eine leidenschaftslose Würdigung des viel umstrittenen Mannes und seines Werks ist gekommen. Nicht umsonst haben sich die Anschauungen gewandelt, in deren Namen Karl May einst geächtet oder verherrlicht wurde. Wir können und wir wollen nicht an der Tatsache vorüber, daß die Nachwelt den Erfolg bestätigte, den die Mitlebenden dem Liebling zweier Generationen erst bereitet, dann geneidet hatten. Das Problem Karl May ist wieder aktuell. Ich will es in seinem ganzen Umfang erörtern. Daß ich dies vermag, verdanke ich der stets bereiten und uneigennütigen Hilfe des Karl-May-Verlags und seines Leiters Dr. Euchar Schmid, der in wahrhaft großzügiger Weise mir mit Informationen zur Verfügung stand, ohne den leisesten Einfluß dort zu versuchen, wo das Ergebnis meiner Forschung sich gegen den von ihm hochverehrten Autor kehrte.

[173] Vom Karl-May-Verlag stammt das wertvolle Bildmaterial, das diesem Buch beigegeben werden durfte.'

Der Aufsatz ‚Friedrich Nietzsche – Karl May‘ von Werner von Krenski, auf dem Fronemann hauptsächlich herumreitet, erschien schon vor sechs Jahren, nämlich im Karl-May-Jahrbuch 1925! Ich bitte die Leser, sich zu überzeugen, daß es sich dabei um eine reizvolle, wohlüberlegte, von jeder Übertreibung freie Ausführung handelt.

Fronemanns ‚Anregung‘, in den Karl-May-Jahrbüchern Goethe zum Vergleich heranzuziehen, befolge ich im heurigen Jahrgang.

Dr. E. A. Schmid.

Sie irren sich, Herr Kollege!

Eine Entgegnung

Von Lehrer Albert Hasenbein

Mitglied des Jugendschriften-Prüfungsausschusses Kiel

Vor mir liegt die Jugendschriftenwarte Nr. 6 vom Juni 1931, worin Wilhelm Fronemann sich zu dem Buch von Dr. Otto Forst-Battaglia äußert. Ich möchte zuerst einen Satz herausgreifen: ‚Und wenn man weiterhin die Jugend als Konsumenten dieses dichterisch wertlosen Geschreibes beanspruchen will, dann wehren die Jugenderzieher ebenso belustigt wie energisch ab.‘ Ich glaube, Herr Fronemann, Sie sind da ganz gewaltig im Irrtum. Sie und Ihre Genossen vertreten noch lange nicht alle Jugenderzieher. Es gibt genug Lehrer, die für May eintreten und noch eintreten werden und die von sich behaupten können, ein ebenso gesundes Urteil zu besitzen wie Sie. Dann schreibt Fronemann: ‚Zur Befriedigung des Abenteuerdranges, des Strebens in die Weite, der Heldenverehrung der Vorreife- und der Reifezeit haben wir echte Abenteuerdichtung und Sachbücher mehr als übergenug.‘ Herr Fronemann, das stimmt eben nicht. Sie geben ja selbst zu, daß damals, im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, die Abenteuerlektüre fehlte und daß dadurch die deutsche Jugend in Mays Bann gezogen wurde. Der Rückschluß ist ganz einfach: auch heute fehlen gleichwertige oder gar bessere [175] Abenteuerbücher, deshalb wurde May in meiner Jugend und deshalb wird er auch jetzt noch so leidenschaftlich, ja noch mehr gelesen. Sie behaupten, daß der heutigen Jugend Karl May gleichgültig zu werden beginnt. Da bin ich ganz entgegengesetzter Meinung. Ich habe im letzten Jahr, weil das May-Problem in unserm Jugendschriftenausschuß zur Debatte stand, zahlreiche Erhebungen angestellt. Danach stimmt Ihre Behauptung nicht. May wird von der heutigen Jugend mit ebensoviel Begeisterung gelesen, wie wir es getan haben. Auch in meinem großen Bekanntenkreise machte ich die Erfahrung und mache sie auch jetzt noch, daß ältere belesene Männer und Frauen, die wahrhaftig nicht zu ‚jener untergeistigen Schicht der geistig Bedürfnislosen‘ gehören, zu seinen Anhängern zählen oder ihr Urteil revidieren, wenn sie bis dahin Gegner Mays waren. Auch sie können dann nicht verstehen, daß May so maßlos angegriffen wurde. Gewiß, sie verkennen nicht die Mängel, die Mays Werken anhaften, und das tun wir May-Freunde alle nicht. Der Unterschied in der Beurteilung seiner Schriften besteht eben nur darin: Wir lesen sie nicht nur, um die Mängel zu entdecken (alles Menschenwerk hat Mängel) sondern wir versuchen vielmehr, das Gute herauszufinden. Und wir bekennen es offen, auch auf die Gefahr hin, damit zur ‚geistigen Unterschicht‘ des Volkes gerechnet zu werden. Dann wehren wir belustigt ab, wie Sie ja auch in Ihrem Aufsatz taten, Herr Fronemann! Sie sind uns nicht maßgebend, das machen wir mit unserm eignen Gewissen ab. Aber das Lächeln erstirbt bald, dazu ist u n s die Sache viel zu ernst. [176] Was wollen Sie der Jugend denn bieten? Etwa nur Kunst? Dann handeln alle Jugendschriftenausschüsse inkonsequent. Blättert man die Jugendschriftenverzeichnisse durch, so findet man manches, was mit Kunst ganz und gar nichts zu tun hat.

Der [Heinrich] Wolgastsche Standpunkt ist in der Praxis schon längst verlassen, wenn er in der Theorie auch noch besteht. Und dieser Meinung bin ich nicht allein in unserm Jugendschriftenausschuß. Aber ich halte das für keinen Rückschritt, nein, ich begrüße es sogar. So manches Buch, das künstlerisch nicht auf der Höhe steht, kann doch hohe erziehlische Werte haben. Aber man soll dann keine Unterschiede machen. Einmal drückt man ein Auge zu, ein andres Mal wird sogar eine Lupe vor die Augen genommen. Nach meiner Meinung wird zu oft vergessen, daß unsrer Jugend auch andre Nahrung nottut. Sie will nicht nur Kunst, sie will auch leichtere Kost. Sie will nicht immer erzogen sein, sie will nicht immer vorgeschrieben haben: das und das sollst du lesen, das ist Gift für dich! Nein, durch unser ewiges ‚Erziehen‘ und Vorschreiben verlieren wir den Anschluß an unsre Jugend immer mehr. Lassen wir ihr also die Bücher in der Hand, durch die sie keinen Schaden hat, wenn sie künstlerisch auch nicht auf voller Höhe sind! Die schädlichen Folgen, die das May-Lesen nach der Behauptung der Gegenseite angeblich haben soll, leben ja nur in der Einbildung allzu zünftiger Pädagogen. An dieses Schreckmittel glaubt heute kein Mensch mehr, denn wenn tatsächlich mal einer ausgekniffen ist, er hätte es auch getan, wenn er May nicht gelesen hätte. In Mays Werken treten der [177] Jugend Gestalten entgegen, die sie miterleben, an denen sie sich begeistern kann. Ihr alten Nörgler, schafft der Jugend doch selber etwas Besseres: Bücher, die dieselben

Ideale aufweisen, die spannend und unterhaltend sind und so viele Beispiele reiner Menschlichkeit bringen, die das Deutschtum verherrlichen und zur Völkerversöhnung erziehen! Sind sie dann auch noch künstlerisch wertvoll, so will ich von ganzem Herzen zustimmen.

Es kommt noch eins hinzu. Meiner Ansicht nach sind die Jugendschriftenausschüsse vollkommen überaltert. Ich mit meinen 37 Jahren gehöre mit zu den Jüngsten in unserm Jugendschriftenausschuß, ja, es sind sogar noch alte, pensionierte Lehrer darin, die die Fühlung mit der Jugend doch sicher nicht mehr in vollem Maße besitzen. Und die Jungen sitzen teilweise auf dem Land oder sind zum Teil noch nicht im Amt. Ich glaube, daß wir, die Mays ‚göttergleichen Sturz‘ nicht miterlebten, gerechter urteilen, weil wir Person und Werk besser trennen können. Ob es sich bei May um die Darstellung von Selbsterlebtem handelt, ist meiner Ansicht nach eine müßige Frage, denn man hat die Werke anderer Schriftsteller auch nicht daraufhin untersucht.

Aber, Herr Fronemann, um May verstehen zu können, muß man selber jung gewesen sein. Haben Sie in Ihrer Jugend Indianer gespielt? Sind Sie mit heißen, roten Wangen durch Feld und Wald gestreift? Haben Sie in Ihrer Jugend May gelesen? Ich durfte ihn sogar meinem Vater vorlesen, obgleich er Lehrer ist; und ich danke ihm noch heute, daß er sich durch die May-Hetze nicht **[178]** hat beeinflussen lassen, daß er kein kleinlicher Spießler war. Und ich kenne auch heute Persönlichkeiten, neben Pädagogen auch solche anderer Stände, die sich nicht gefallen lassen würden, zu den ‚geistig Bedürfnislosen‘ gerechnet zu werden, die mit ruhigem Gewissen ihrem Jungen Karl May in die Hand geben. Das hat mit ‚sentimentalen Jugenderinnerungen‘ nichts zu tun, Herr Fronemann.

Ich mußte beim Lesen Ihres Aufsatzes oft den Kopf schütteln. Sie tun gerade so, als ob alle May-Freunde Holzköpfe wären, eine urteilslose Masse; und überall wittern Sie Geschäft und Geschäftsreklame. Diese Kampfweise ist unfair, Herr Fronemann! Sie stellen sich damit auf eine Stufe mit jenen Leuten im politischen Leben, die ihren Gegnern alle Ideale absprechen und alles in den Dreck ziehen. Denn anders kann ich es nicht auslegen, wenn Sie andauernd von ‚geistiger Unterschicht und geistig Bedürfnislosen‘ reden. Denn Sie rechnen uns, Ihre Berufsgenossen, doch auch dazu, die wir May gelesen haben und noch ab und zu lesen.

Da Sie überall Geschäftsreklame wittern, will ich Ihnen nur mitteilen, daß ich vom Karl-May-Verlag und von Herrn Dr. Schmid in keiner Weise beeinflußt worden bin, für May einzutreten. Als ich mich im Dezember vorigen Jahres entschloß, einen längeren Vortrag über Karl May zu halten, für ihn einzutreten, wußte ich noch nichts von Herrn Dr. Schmid und hatte noch kein Karl-May-Jahrbuch gelesen. Durch Zufall entdeckte ich einige Tage vorher bei einem älteren Freund meines Vaters, daß er ein begeisterter May-Anhänger war und einige May-Bände besaß. Seit meiner Jugendzeit **[179]** war es das erstemal, daß ich mich mit May beschäftigte; nur im Felde las ich inzwischen einige Bände, die dort allgemein Anklang fanden. Ich verpflichtete mich deshalb, da mir nun genügend Material zur Verfügung stand, in drei Monaten je einen Vortrag über May zu halten. Erst nachdem ich den Vortrag übernommen hatte, wandte ich mich um weiteres Material an den Karl-May-Verlag. Herr Dr. Schmid ist dem bereitwillig nachgekommen. Er hat auch nicht mit einer Zeile versucht, mich in irgendeiner Weise zu beeinflussen. Ich bin nur höflich gebeten worden, dem Verlag von dem Ergebnis Mitteilung zu machen. Ich möchte hiermit nur beweisen, daß man mit seinen Behauptungen vorsichtig sein muß; denn Sie schreiben doch im Anfang Ihrer Abhandlung: ‚Ist die heutige Kulturwelt so instinktos, daß sie nicht die Geschäftsreklame sieht, die hinter all dem Trara um Radebeul ganz offen sichtbar ist?‘

Dann schreiben Sie weiter: ‚Warum knallt kein homerisches Gelächter auf, wenn in umfangreichen Karl-May-Jahrbüchern der Verfasser unzähliger, dichterisch vollkommen wertloser Geschichten mit den ersten Geistesgrößen des mitteleuropäischen Kulturkreises verglichen wird?‘

Herr Fronemann, Sie beweisen damit, daß Sie diese Aufsätze und Abhandlungen in den Jahrbüchern überhaupt nicht verstanden haben, obwohl Sie sich zur ‚geistigen Oberschicht‘ des Volkes rechnen. Es ist nur ein Glück, daß Ihr Aufsatz ‚das S c h u ß w o r t zu einer unfruchtbaren Erörterung‘ darstellt. Denn dieser Aufsatz zeugt von einer Gehässigkeit, Anmaßung und Überheblichkeit, wie **[180]** man sie sich schlimmer nicht vorstellen kann. Außerdem ist es eine falsche Darstellung, wenn Sie am Anfang schreiben, alle Welt wüßte seit vier Jahrzehnten, daß Karl May nach Charakter und geistigem Rang nicht die geringste Eignung zum Volks- und Jugenderzieher habe. Wenn das der Fall wäre, hätten Sie sich Ihre Ergüsse in der Jugendschriftenwarte ja sparen können. Sie scheinen davon also doch nicht ganz überzeugt zu sein. Nein,

Herr Fronemann, der Kreis der May-Anhänger wird immer größer, und wenn Sie noch so sehr dagegen wettern. Und wenn die Jugendschriftenausschüsse May auch ablehnen, so liegt es, Gott sei Dank, nicht in ihrer Macht, die Jugend vom May-Lesen abzubringen.

Denn schließlich gehen Jugend und Volk doch ihren eignen Weg. Sie lesen das, worin Spannung und Handlung und der Wille zum Guten vorhanden ist, und ich freue mich über einen jeden Jungen, der May liest. Er kommt dann nicht in die Versuchung, Schundliteratur in die Hand zu nehmen. Die Kritik stellt sich bei ihm von selbst ein. Nach meiner Erfahrung kommt früher oder später immer der Augenblick, wenn die Sturm- und Drangperiode vorüber ist, wo die Jugend von sich aus nach schwererer Kost Verlangen trägt; und das ist es schließlich, was wir anstreben und anstreben müssen.

[[181]]

Sachlichkeit tut not
Von Lehrer Max B a u m a n n

©

Dürft ihr Karl May lesen, Jungens?²¹

Von Lehrer W. Otterpohl

Vorsitzender des Jugendschriften-Prüfungsausschusses Hamm

Du schämst dich, mein Junge, einzugestehen, daß du heimlich und versteckt ‚Winnetou‘ liest? Und ihr jungen Burschen wollt es auch nicht wahr haben, daß eure vielen freien Stunden damit ausgenutzt werden, Karl Mays Phantasie in den fernen Orient nach Persien und Kurdistan zu folgen?

Ihr braucht euch nicht zu schämen! Es gibt große Leute genug, die gern und oft zu den bekannten grünen Bänden greifen. Was sagt ihr, wenn ich euch verrate, daß Peter Rosegger, also ein Dichter von Bedeutung, auch ein begeisterter Freund von Karl Mays Schriften war. Die Reihe von ‚Großen‘ ließe sich beliebig verlängern, für die eine Reise ins ‚Reich des silbernen Löwen‘ oder eine Wanderung ‚Durch die Wüste‘ eine willkommene Ablenkung von geistiger Arbeit bedeutet.

Wir, das heißt, die wir nun bald alt sind, wurden allerdings in dem Sinn erzogen, daß wir Karl May als „Schund“ mit einem geringschätzigen Lächeln abtun zu müssen glaubten. Seit fast zwei Jahrzehnten führt man den Kampf gegen die ‚Schundliteratur‘ [189] und zählt dazu an erster Stelle Karl May. Die moderne Bibliothekswissenschaft lehnt ihn nicht nur ab, sondern versucht weitergehend, ihn mit allen Mitteln zu bekämpfen. Er sei Gift für die Jugend! Nun ja, man hat schon manches in Grund und Boden verdammt, was nachher doch berechnete Anerkennung fand. Derlei Urteile sind mit Vorsicht zu genießen. Was wendet man nun sachlich gegen ihn ein? Von den rein persönlichen Verunglimpfungen, die der Schriftsteller über seine Lebzeiten hinaus hat ertragen müssen, wollen wir hier einmal absehen.

Karl May ist nicht an den Orten gewesen, die in seinen Reisebeschreibungen vorkommen, so heißt der erste Einwand. Wir haben es deshalb mit reinen Phantasiegebilden zu tun, denen jeder reale Untergrund fehlt. Schön! Zugegeben, daß er vielerorts nicht gewesen ist. Nachweislich ist er in Amerika und Ägypten gewesen, aber erst nachträglich, nachdem seine Bücher über diese Erdstriche längst reißenden Absatz und helle Begeisterung erfahren hatten. Schiller war nie in der Schweiz und schildert trotzdem im ‚Wilhelm Tell‘ die Alpenwelt so trefflich.

Mich persönlich hat's auch nie so vornehmlich beschäftigt. Ich wandere heute noch gern mit May ‚Von Bagdad nach Stambul‘, ohne Betrachtungen anzustellen, ob er dort war oder nicht. Sagt, gibt's etwas Schöneres als die Beschreibung der ruinenreichen Steinwüsten zwischen Euphrat und Tigris?

Gelehrte von Ruf sind vor gar nicht langer Zeit auf den Spuren Karl Mays gewandelt, sowohl in Amerika als auch im Orient. Wer ihre Berichte liest, wird erstaunt feststellen, wie treffsicher und [190] wahrheitsgetreu Karl May entlegenste Einöden zu schildern verstand.

Aber man hat noch einen Pfeil im Köcher, einen Hauptpfeil, der bestimmt treffen wird: Karl Mays Schriften sind nicht ‚künstlerisch wertvoll‘, will heißen, daß sie nicht die Prüfung und Kritik aushalten, die sachverständige Leute an seine Jugendschriften legen. Also ist's doch nichts mit Karl May?

Gemach, junger Freund! Auch hier ist nicht das letzte Wort gesprochen. Es hat schon manches auf dem Index gestanden, was nachher doch noch Allgemeingeltung erlangt hat. Es mehren sich zum Glück in letzter Zeit Stimmen, auch anerkannte, die die Engherzigkeit, die hier bei der Formung des Begriffes ‚künstlerisch‘ eine Rolle spielte, beiseite schieben und euch aufmunternd zurufen: Nicht so ängstlich, greift nur herzhaft zu! Laßt euch begeistern von Winnetou und dem Kampf der roten Rasse! Reitet mit ‚Durch die Schluchten des Balkan‘ oder ‚Durchs wilde Kurdistan‘! Oft ist das Urteil eurer unbeeinflussten Jugend wertvoller, weil natürlicher, als das erwachsener Kunstkritiker. Und auch die lassen sich noch gern von dieser ‚Schundliteratur‘ begeistern. Glaubt mir's nur!

²¹ Dieser Aufsatz erschien zuerst in der Zeitung ‚Der Hammer‘, Hamm i. W., vom 3. Oktober 1931.

[[191]]

Das Ergebnis einer Nachprüfung²²

Von Bezirksoberschulrat Max Brethfeld

... Noch eine zweite Erfahrung hat mich gegenüber der hergebrachten Schundliteraturbekämpfung kritisch gemacht. Obwohl ich keinem Jugendschriftenausschuß angehört und mich auf meine eigene Weise praktisch und literarisch in der Jugendschriftenbewegung betätigt habe (besonders in enger Fühlung mit den verstorbenen Publizisten Dr. Ferdinand Avenarius und Professor Dr. Paul Schumann in Dresden, dem Vorsitzenden und dem Schriftführer des Dürerbundes), habe auch ich mich an den früheren Formen der Schundbekämpfung beteiligt, auch an der gegen Karl May. Mich machte aber die Tatsache stutzig, daß Leute meines Bekanntenkreises, zu deren Bildung, literarischem Urteil und gesundem Menschenverstand ich das größte Zutrauen haben mußte, diese Verurteilung Karl Mays nicht billigten, selbst ab und zu Bücher dieses Schriftstellers mit Anteilnahme lasen und auch mich zur Nachprüfung meines Urteils ermunterten. Das ist nach der nochmaligen Lektüre einer Anzahl von Karl-May-Schriften geschehen. Heute bin auch ich der Meinung, daß wir früher mit der heftigen Karl-May-Bekämpfung weit übers Ziel hinausgeschossen haben. Ich verstehe es heute, wenn Franz Hirtler in seiner Preisarbeit in dankbarer Erinnerung schreibt: ‚Karl May vermittelte mir als 12jährigem Leser eine lebendige Vorstellung des Begriffes der Humanität. Er ist gewiß als Dichter nicht zu werten, als Jugendschriftsteller aber sollte man ihn und seinesgleichen gelten lassen‘ ...

²² Abdruck aus ‚Neue Bahnen‘, Illustrierte Monatshefte für Erziehung und Unterricht (Dürr'sche Buchhandlung, Leipzig) Heft Nr. 10, Oktober 1930, M. Brethfeld: ‚Zur Theorie und Praxis der Jugendschriftenbewegung‘. Vorsorglich sei bemerkt, daß der Verfasser ebenso wie die Zeitschrift uns vorher unbekannt waren. Durch einen May-Leser darauf hingewiesen, erbat und erhielten wir die Abdrucksgenehmigung.
Die Herausgeber.

[[193]]

Schutzwall gegen Sinnlichkeit

Ein Brief an den Karl-May-Verlag

Von Lehrer Alfons Kind

©

,Winnetou‘ im Schulzimmer²⁵

Von Lehrer Hans Küchler

„Herr Lehrer, lesen Sie heute wieder Karl May...?“, so bettelte einer meiner Jungen bei Beginn der Rechtschreibstunde. „Ach ja, bitte, bitte!“ stimmten die Mädchen lebhaft bei. – „Tja, das hängt davon ab, wie eure Sätze ausgefallen sind, nehmt sie mal herauf!“ Und man kam dem Wunsche nach, im Vollgefühl, seine Sache zur Zufriedenheit des Lehrers gemacht zu haben. Und tatsächlich, ich war geschlagen: sogar der Ultimus, ein gutmütiger Phlegmatiker, hatte einmal eine Feder gehabt, die ‚besser schreiben tat‘. Aber so rasch gab ich nicht nach. Die Stunde nahm ihren Fortgang, und die häuslichen Rechenaufgaben waren die drohende Klippe, an der für diesen Tag leicht noch alle frohen Hoffnungen scheitern konnten. Doch auch diese Klippe erwies sich als harmlos, und erwartungsvoll glänzten zwanzig Augenpaare, als dann in der letzten Stunde das dickleibige Buch mit dem bekannten ockerfarbenen Einband aus dem Kathederschränkchen zum Vorschein kam. Nun lauschte alles atemverhalten, und sogar die stattlichen Eichen draußen im Schulhofe lispelten nur und wagten nicht zu rauschen ...

[198] Wenn ich damals schon geahnt hätte, daß Karl Mays Bücher in Pariser Schulen als Preise für gute Leistungen vergeben werden, so hätte ich weit weniger verstohlen den ‚Winnetou‘ mit ins Schulzimmer genommen; denn ich sage mir, was für französische Kinder wertvoll ist, das kann für deutsche unmöglich Gift sein. Nun, ich wußte es nicht; aber das am grünen Tisch gefällte Urteil über May, daß er der Jugend schade, ja, daß er auf den Schundschriftenindex gehöre, widersprach meinen freundschaftlichen Gefühlen für Karl May. So konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, den erzieherischen Wert seiner Schriften zu erproben. Dazu bewog mich besonders folgender Umstand: Daß meine Jungen – dem Zeitgeist folgend – ausschließlich für Technisches, Fußballsport und Kino Teilnahme zeigten, sonst aber ganz vergaßen, daß über Wipfeln Wolken ziehen und daß Heldentum und Freundestreue erhabener Dinge sind als das gutgezielte Tor eines ‚zackigen‘ Mittelstürmers, das bekümmerte mich und ließ in mir den Wunsch rege werden, an der Jungen Gemüt mit etwas Greifbarem zu rütteln.

Und der Erfolg? Sieg Karl Mays auf der ganzen Linie! Ich war überrascht, daß ‚Winnetou‘ alle, Jungen wie Mädchen, so an der Seele packte. Und pädagogische Nachteile habe ich nicht wahrgenommen, im Gegenteil! Über wie viele Unliebsamkeiten und schulische Mißlichkeiten hat uns Karl May hinweggeholfen! Da wurden die Schularbeiten mit doppelter Sorgfalt gemacht, da war man im Unterricht aufmerksam und in der Zwischenpause die Wohlerzogenheit selber, da zogen sich Außenseiter **[199]** die bitterste Gegnerschaft der andern zu, auf Wandertagen war man gesittet und im übrigen dem Lehrer gegenüber allzeit zuvorkommend. Freilich ging das nur ganz allmählich. Je mehr man sich auf die baldige Ergreifung irgendeines Unholds durch Shatterhand freute, um so mehr nahmen diese Tugenden zu, und ich wußte allmählich nur zu genau, welche ein gewaltiger verborgener Miterzieher in Karl May mit im Schulzimmer saß und welch machtvoller Zauber von dem Buch mit dem ockerfarbenen Umschlag ausging; ein Zauber, der mehr erreichte, als jede gesetzeswidrige Übertretung des §28 des sächsischen Schulbedarfsgesetzes (Züchtigungsrecht!). Ich war mir dieses Zaubers wohl bewußt und wandte ihn im Notfall an. Nur leicht sollte der Genuß nicht sein, und Winnetous Gunst wollte erst im Schweiß erworben werden.

Aber dann, wenn das Buch einmal aufgeschlagen war, dann gab’s kein Zurück! Da versank die übrige Welt, da wurde Klingelzeichen, Mittagsläuten, alles überhört; mochte doch die Mutter daheim zusehen, wie sie für ihren Liebling die ‚Klitscher‘ (lies: Quarkkeulchen) saftig erhielt! Hier stand Wichtigeres auf dem Spiel! Da wurde mit viel mehr Appetit eine feiste Büffellende verspeist, da mußte erst der Grizzlybär erlegt werden, da plauderte es sich gerade so nett mit Señora Eulalia und Don Fernando de Molynares y Gajalpa e Venango y Rostredo de Colonna, da steckte doch just beim Klingelzeichen der Nigger Bob im hohlen Baumstamm ... kein Mensch hätte seine ‚Klitscher‘ gegessen, ohne vorher zu wissen, wie der arme Kerl da wieder herausgekommen ist. Bald wuchsen wir gemeinsam mit unsern **[200]** neuen Freunden zusammen, gingen für sie durchs Feuer und haßten ihre Feinde ingrimmig. Ihre Feinde waren unsere Feinde. Manch bösen Namen mußte sich da Tangua oder Santer gefallen lassen. Manch unparlamentarischer Ausruf schwirrte da

²⁵ Dieser Beitrag ist erwachsen aus dem Brief, den der Verfasser unterm 1. Januar 1930 an den Karl-May-Verlag richtete und den wir im vorigen Jahrgang abdruckten. Die Herausgeber.

durch den Raum. Aber auch Beifallsstürme erdröhnten. Wie herzlich wurde über Sam Hawkens gelacht! Wie rasch senkte Trauer ihre Fittiche über die Köpfe! Und lang verhaltene, fieberhaft genährte Glut der Spannung machte sich endlich bei Ergreifung des Feindes in einem feurigen Uff! Uff! Uff! Luft und in einem gar nicht bewußten Händeklatschen. Wir waren eben mitten drin, litten alles mit, siegten mit, rasten mit durch die Prärie, gerieten mit in Gefangenschaft und bangten um Schatterhand und Winnetou. Ich war ja überhaupt nicht am Katheder: Karl May saß dort und las selbst vor. Und Karl May wieder war ja gar nicht mit uns in einer sächsischen Schulstube, sondern draußen, irgendwo in der Savanne oder am Lagerfeuer. Hier waren keine Schüler, sondern lauter Westläufer, die ihre Mustangs anhobbelten und mit gleichem Schneid Lasso und Henrystutzen handhabten wie der große Scharlieh.

Als wir im Sommer eine mehrtägige Wanderung nach Hohnstein in der Sächsischen Schweiz machten und uns in der waldumrauschten Jugendburg einquartierten (wo übrigens jeder richtige Westmann gewesen sein muß, wenn er kein Greenhorn genannt werden wollte), da wurde ich mehrfach ängstlich daran erinnert, nur ja den Karl May nicht zu vergessen. Und im Polenztal befühlten einige Überängstliche meinen Rucksack, um nach dem Band zu forschen. **[201]** Natürlich war er mit, und es gab ja auf diesem Fleckchen Erde Plätze genug, die für die echte May-Romantik wie geschaffen waren, besonders abends. Auch an wiederholtem Indianerspiel fehlte es da nicht, wozu uns die Napoleonsschanze als der geeignetste Ort erschien. Dort wurden Spuren gemacht und verwischt, Bäume erklettert, zwischen Apatschen und Komantschen das Kalumet des Friedens geraucht und ähnliche Dinge mehr. Als es dann heimging und das Feuerroß uns von Rathen wieder nach der großen Stadt der Bleichgesichter brachte, freute sich jeder, daß wir Winnetou nicht zurückzulassen brauchten: er wanderte ja gleichfalls mit zurück.

Es ist einleuchtend, daß die Lektüre dreier Bände über die Indsmen und das damit verbundene Hineinwachsen in Karl Mays Phantasie- und Vorstellungswelt sprachlich auf die Umgangsformen der Kinder abfärbte und dadurch den Stimmungsgehalt ihrer Redeweise ebenso drollig wie farbenfreudig erhöhte. Daß ich dabei selbst mitmachte, war ein kleiner Grund mehr, das kameradschaftliche Band, das unsere gemeinsame Liebe zu Winnetou geflochten hatte, noch inniger zu knüpfen. In diesem Zusammenhang sei nur folgende zarte Blütenlese angeführt: „Jetzt werde ich aber meinen Mustang ausgreifen lassen“, sagte ein Junge in der Turnstunde, als er beim ersten Anlauf nicht über den Bock kam, während sie einem andern, der recht unbeholfen auf dem Pferd saß, zuriefen: „Er sitzt wie Sam auf seiner Stute.“ Daß irgendwann und irgendwo auf Wanderungen schnell mal einer ‚ausgelöscht‘ werden sollte (und richtige Jungen fahren **[202]** sich mal an die Skalplocke), war nur zu natürlich. Wenn ich dann etwa sagte: „Kommt, Mesch’schurs, laßt euern weißen Bruder, er soll noch viele Sonnen leben“, so hatte ich die Lacher auf meiner Seite, und das Kriegsbeil war begraben. Wer im Unterricht nichts leistete, konnte ‚nie ein tüchtiger Westmann‘ werden, und ‚Greenhorns‘ gab’s natürlich die Fülle; ich muß gestehen, daß ich es lieber sah, sie warfen sich diesen Titel gegenseitig an den Kopf, als eine Flut zoologischer Größen oder das widerliche ‚Mensch!‘. ‚*The devil*‘ war der Ausruf bei allem, was Verwunderung erregte, und ‚Ich habe gesprochen. Howgh!‘ der Schluß jeder unumstößlichen Feststellung. Unter den Mädchen gab es schnell mal eine ‚weiße Squaw‘, und die leichtfüßige Klassenerste, die sich beim Spiel schwer fangen ließ, hatte von den Jungen bald – allerdings in Anlehnung an die ‚Skipetaren‘ – den Spitznamen ‚unser Rih‘ eingeheimst.

Trotzalledem: ein großer Schmerz blieb uns nicht erspart, und das war Winnetous Tod. Wenn ich mehrfach betonte, daß meine Kinder den Freund Old Shatterhands ins Herz geschlossen hatten, so ist zu ergänzen, daß ich darüber erst feste Gewißheit hatte, als ich die seelischen Auswirkungen von Winnetous Tod beobachten konnte. Erst da merkte ich, daß und wie sie ihn geliebt hatten. Auf eine traurige Vorlesestunde war ich gefaßt, aber daß ich sie abrechnen mußte, weil der Schmerz gleichmäßig Schüler und Lehrer übermannte, das hatte ich mir nicht träumen lassen. Ich war immer der Meinung gewesen, ein Knabenherz kann der Verlust eines Freundes nicht allzusehr außer Fassung bringen, **[203]** zumal heutigentags die Freundschaft nicht höher im Kurs zu stehen scheint als der Wert eines Schraubchens von einem Stabilbaukasten: hier jedoch und noch dazu bei einem imaginären Freunde, der ja gar nicht ‚wirklich tot‘ sein kann, da merkte ich plötzlich, daß es doch immer noch etwas gibt, was die Herzen der Jugend rühren kann und sie begeistern, mehr als DKW und NSU, als ^[Max] Schmeling und ^[Johann Christoph] Gutmuths, das ist das Lied von der Treue, von Heldentum und Kampfeslust eines guten Menschen. Wie herzlich haben sie doch alle geweint! Also so lieb haben sie den Winnetou gehabt! Sie hörten ja gar nicht mehr drauf, als ich weiterlesen wollte. Winnetou war tot! Das beherrschte jetzt alles, was kümmerte sie jetzt alles Weitere! Also

vertagte ich die Jagd auf Santer. Ganz still gingen wir nach Hause ... Eine Parallele taucht da in meiner Erinnerung auf: Unsere Oberklassen waren mit der Nibelungensage bekannt gemacht worden. Eines Tages besuchten sie Thea v. Harbous Nibelungenfilm. Da war es Siegfried, der sie begeisterte und den sie liebten. Und als der grimme Hagen zum todbringenden Wurf ausholte, da riefen etliche laut jammernd: „Nicht schießen! Nicht schießen!“ Weinend verließen viele das Theater: ihr Siegfried war tot!

Winnetou war Karl Mays Siegfriedideal. Und ein Mann, der, aus den Niederungen alles Menschlichen sich emporkämpfend, ein solches Ideal mit soviel Inbrunst gezeichnet hat, ist ein wahrhaft guter Mensch gewesen, der turmhoch über seinen, ach so kleinen Widersachern stand. Was kann die Flamme dafür, wenn an ihren leuchtenden Strahlen die **[204]** Schmießfliegen fürwitzig sich die Flügel verbrennen? Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen ...

Hier, Herr Fronemann, ist des Pudels Kern zu suchen. Am Gefühl fehlt es Ihnen! Wer nicht mit warmem Herzen und Gemüt an Karl May herantritt, sondern mit der Zensurfeder und dem Rohrstock eines schulmeisterlich entrüsteten Verstandesmenschen, der kann das große Raunen seiner Seele nie entdecken. Sie dürfen nicht erwarten, daß deshalb andere auf eine Wanderung durch den Wald verzichten, weil S i e bei der Bedürfnislosigkeit Ihres Gemütes das Raunen seiner Wipfel nicht hören ... Und wo ist denn I h r e Siegfriedgestalt? Zeigen Sie sie doch! Dann werden wir ja sehen, wer alles Schlechte besser trifft, ob die Nadelstiche Ihres ‚Siegfried‘ oder der Tomahawk unsres Winnetou. Howgh!

Gimpel
 Direktor der
 Kreis- und Volksschule
 Eggenberg
 A. Venturini, Jungschullehrer.
 Schwaner
 Volksschullehrer
 August Buchner
 Jungschullehrer
 Sawatzki, sein
 Jungschullehrer.
 Jean Jost
 Jungschullehrer
 Retzky, stud.
 Jungschullehrer
 Stefania Pigisch
 Lehrerin

Feldmann, Biograph,
 Buchhändler.

Mathilde Watsch, Lehrerin

Dora Schmallegger,
 Lehrerin.

Maria Stilling, Jungschullehrerin

Kar. Schuppinger "

St. Rapa "

Maria Schöpfer "

Gertrud Schuster "

Madarauer, G. M. "

Petle J. "

Leopold, Volksschullehrer

Gertrud " "

Marisel, Obl. f. Koch.

Antonin Told, Obl.

Dir. Franz Guggenbichler, stud.

Alois Blaha, Lehrerin

Erna Blaha, Lehrerin

Maria Birkel, Jungschullehrerin.

Karl Jellinek, Hauptlehrer

Dir. Josef Protschky

Franz Grillinger, J. L.

Alois Fuchsler, Jungschullehrer?

A. Edelmann, Hauptlehrer in
 Eggenberg.

~~Antonin Told~~

~~Karl Jellinek~~

Rauch, Volksschullehrerin

Alpenrath "

Karl Rapp, Hauptlehrer

Obl. Franz Lütz, 20. Jhr.

Alois Oberegler, J. L.

Friedrich Scharrer,
 Jungschullehrer

Maria Pichler

Volksschullehrerin.

Otto Thieringer

Zatonutblaiten, Lehrerin
 in L. Oberkammerbacher Postenbez.

Stephanie Kieberger, Aufst.
 staatl. zesp. Musikpädagogin.

Josef Schwinz

Lehrer an d. h. Volkssch.

in Eggenberg

Franz Baumgartner

Volksschullehrer

Dem Gekochten sind fernerregende
Ängste gekommen, die in ihrer freien Zeit
sich gerne mit My befaßten.

med. D. Josef Knytel,
Gunglspital.

Kauschauer Josef
Gunglspital.

Ludwig Hechling
Hilfsarzt 2. R.
Gunglspital.

Leopold Oberbauer, Wirt.
Gunglspital.

Th. Schütz, Gunglspital.

Reg. Rat Felix Mack, Wirt.

Georg August Oberbauer.
Leopold Oberbauer, Oberarzt.
Mack Handl "

Joh. Neubauer

Hilfsdirektor

Leop. Stöckl, Hauptlehrer
und Lehrmittel in Hartberg.

Paul Jäger, Oberlehrer.

Karl Haas, Oberlehrer

Leop. Oberbauer, Oberlehrer

Leop. Jäger, Oberlehrer

Leop. Jäger, Oberlehrer

Leop. Jäger, Oberlehrer

Leop. Jäger, Oberlehrer

Leop. Jäger, Oberlehrer

Leop. Jäger, Oberlehrer

Mitwelt tadelt, Nachwelt adelt

Drei ‚Kritiken‘ aus alten Zeitungen

Schiller

Vossische Zeitung. 1784. N. 87. „Kabale und Liebe“, ein bürgerliches Trauerspiel in 5 Aufzügen, von Fr. Schiller. In Wahrheit wieder einmal ein Produkt, das unseren Zeiten Schande macht! Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen, und wie muß es in dessen Kopf und Herz aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann! – Doch wir wollen nicht deklamieren. Wer 167 Seiten ekelhafter Wiederholungen gotteslästerlicher Ausdrücke, wo ein Geck um ein dummes affektiertes Mädchen mit der Vorsicht rechtet, und voll krassen pöbelhaften Witzes oder unanständigen Galimathias durchlesen kann und mag – der prüfe selbst. So schreiben heißt Geschmack und gesunde Kritik mit Füßen treten, und darin hat dann der Verfasser diesmal sich selbst übertroffen. Aus einigen Szenen hätte was werden können, aber alles, was dieser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blase, zu Schillerschem Schmutz. – Kostet in der Vossischen Buchhandlung allhier 10 Groschen.

Beethoven

... wenn einige unserer neuesten Musiktalente, besonders Beethoven, ihren Weg fortgehen, so werden sie wohl nie auf der Bühne glänzen. Vor **[210]** kurzem wurde die Ouvertüre zu seiner Oper Fidelio, die man nur einige Male aufgeführt hatte, im Augarten gegeben, und alle parteilosen Musikkenner und –freunde waren darüber vollkommen einig, daß so etwas Unzusammenhängendes, Grelles, Verworrenes, das Ohr Empörende schlechterdings noch nie in der Musik geschrieben worden sei. Die schneidendsten Modulationen folgen aufeinander in wirklich gräßlicher Harmonie, und einige kleinliche Ideen, welche auch jeden Schein von Ehrbarkeit daraus entfernen, worunter z. B. ein Posthornsolo gehört, das vermutlich die Ankunft des Gouverneurs ankündigen soll!! vollenden den unangenehmen, betäubenden Eindruck ...

Kotzebue: Der Freimütige. 1806.

Goethe

... Hinter allen Helden der Goetheschen Dichtung, Werther, Wilhelm Meister, Faust, Egmont, Weilingen, Ferdinand in der Stella, Clavigo, Tasso usw., steckt nicht anderes als ein gemeiner, nur sentimentaler Don Juan, der in unerlaubter Weiberliebe den Kitzel nicht nur das Fleisches, sondern insbesondere der Eitelkeit zu befriedigen sucht und dabei den Leidenden, von Gott und der Welt Unbefriedigten spielt und sich für etwas Kostbares gehalten wissen will, daß die Welt eigentlich seiner nicht wert sey. All diese Helden sind Schwächlinge, die nur groß thun, und ihre Einführung in die Poesie war nur in Deutschlands niederträchtigster Zeit möglich.

Wolfgang Menzel, 1859.

Probier' Er's nur und sterb' Er einmal! ...

Goethe an einen Kritikaster

Er meint, die Welt könnt' nicht bestehen,
wenn Er nicht tät drauf herumergehen;
bild't sich ein wunderliche Streich
von seinem himmlisch geist'gen Reich;
meint, Er wolle die Welt verbessern
ihre Glückseligkeit vergrößern,
und lebt ein jedes doch fortan,
so übel und so gut es kann.
Er denkt, Er trägt die Welt auf'm Rücken;
fäng' Er uns nur einmal die Mücken!
Aber da ist nichts recht und gut,
als was Herr Nörgler selber tut.
Tät gerne eine Stadt abbrennen,
weil Er sie nicht hat bauen können;
find't's verflucht, daß, ohn' Ihn zu fragen,
die Sonn' sich auf und ab kann wagen.
Doch Herr! damit Er uns beweist,
daß ohne Ihn die Erde reißt,
zusammenstürzen Berg und Tal,
probier' Er's nur und sterb' Er einmal;
und wenn davon auf der ganzen Welt
ein Schweinestall nur zusammenfällt,
so erklär' ich Ihn für einen Propheten,
will Ihn mit all meinem Haus anbeten.

[aus: Johann Wolfgang von Goethe: Ein Fastnachtsspiel vom Pater Brey dem falschen Propheten. Dort „Pater“ statt „Nörgler“.]

Karl Mays Bücherei

Aufgezeichnet von Franz Kandolf und Adalbert Stütz.

Nachgeprüft und ergänzt von Max Baumann

Sage mir, mit wem du umgehst,
so sage ich dir, wer du bist!

Goethe

Das nachstehende Verzeichnis stammt schon aus dem Jahr 1923, doch mußte die Wiedergabe im Karl-May-Jahrbuch wegen Raummangels immer wieder vertagt werden. Eine Abbildung der Bücherei brachten wir bereits im Jahrgang 1921. Man vergleiche ferner Kandolfs Skizze ‚Spuk in der Villa Shatterhand‘ im Jahrbuch 1929!



Teil von Karl Mays Bücherei in der Villa Shatterhand mit Durchblick in sein Arbeitszimmer

Daß der Dichter nicht nur erd- und völkerkundliche sowie sprachwissenschaftliche Schriften bevorzugte, sondern sich auch viel mit Religion, Philosophie usw. befaßte, wird keinen Kenner der May-Schriften verwundern. Ganz auffällig aber ist die Tatsache, daß die Bücherei verhältnismäßig nur sehr wenige Romane und dergleichen enthält. Soweit man Abenteuerliteratur darunter findet, handelt es sich meist um Geschenke, so z. B. bei den Werken von Rider Haggard, Rudyard Kipling, Jack London, Louis Stevenson und Lewis Wallace, die bei Karl Mays früherem Verleger, Friedrich Ernst Fehsenfeld-Freiburg, erschienen sind.

[Gabriel] Ferrys ‚Waldläufer‘ ist zwar vorhanden, merkwürdigerweise aber nicht in der von Karl May selber vor 50 Jahren bearbeiteten, längst vergriffenen Ausgabe. Dagegen fehlen vollständig Karl Mays übrige Vorläufer: [Daniel] Defoe, [James Fenimore] Cooper, [Robert Montgomery] Bird, [Otto] Ruppius, [Charles] Sealsfield [= Carl Anton Postl], [Alexandre] Dumas, [Friedrich] Gerstäcker, [Sir John] Retcliffe [= Hermann Goedsche], [Gustave] Aimard, [Thomas] Mayne Reid, [Frdéric] Armand [Strubberg], Maurus Jókai.

Übersicht

	Seite		Seite
1. Erd- und Völkerkunde		4. Rechtswesen	250
A. Allgemeines und Gesamtdarstellungen	215	5. Religion	
B. Europa	217	A. Allgemeines und Religionsphilosophie	252
I. Deutsches Reich und Österreich		B. Religionen der Naturvölker und des Orients	254
II. Übriges Europa		C. Das Christentum und seine Entstehung	255
C. Der Orient und Afrika	219	D. Der Katholizismus	256
I. Der Orient im allgemeinen		E. Missionswesen	257
II. Asien		6. Philosophie, Seelenkunde und Erziehung	
a) Palästina und Syrien		A. Philosophie	258
b) Mesopotamien und Kurdistan		B. Psychologie	261
c) Kleinasien, Armenien und das Türkische Reich		C. Erziehungslehre	261
d) Arabien		7. Geheimlehre	262
e) Persien		8. Kunst	
f) Indien		A. Allgemeines	265
g) Nord- und Zentralasien		B. Bildende Kunst	266
h) Ostasien		C. Musik	267
III. Ozeanien und Australien		D. Literaturwissenschaft	268
IV. Afrika		I. Poetik und Theaterwissenschaft	
a) Ägypten und die Nilländer		II. Literarische Zeit- und Streitfragen	
b) Nordafrika und die Sahara		III. Zeitschriften, Jahrbücher und Nachschlagewerke	
c) Mittel- und Südafrika		IV. Literaturgeschichte	
D. Amerika	231	a) Gesamtdarstellungen	
I. Nordamerika		b) Antike Literatur	
II. Mittel- und Südamerika		c) Deutsche Klassik	
2. Sprachen		d) Nachklassische deutsche Literatur	
A. Allgemeines	235	e) Englische Literatur	
B. Europäische Sprachen	236	f) Zur Literatur der übrigen europäischen Völker	
a) Deutsch		9. Schöne Literatur	
b) Englisch		A. Zeitschriften und Sammelwerke	273
c) Französisch		B. Klassiker und Gesamtausgaben	273
d) Italienisch		C. Einzelwerke	275
e) Spanisch und Portugiesisch		I. Neuere deutsche Literatur	
f) Sonstige europäische Sprachen		II. Französische Literatur	
g) Alte Sprachen		III. Angelsächsische Literatur	
C. Orientalische Sprachen	240	IV. Sonstige Werke	
a) Arabisch		10. Naturkunde	
b) Türkisch		A. Allgemeines	284
c) Persisch und Afghanisch		B. Physik, Chemie und Technik	284
d) Altorientalische Sprachen		C. Menschenkunde	285
e) Indisch		D. Pflanzenkunde	287
f) Armenisch und Syrisch		E. Tierkunde	287
g) Chinesisch und Japanisch		11. Sport und Verschiedenes	288
h) Malaiisch und Sprachen von Neu-Guinea		12. Zeitschriften, Sammel- und Nachschlagewerke	290
i) Afrikanische Sprachen			
D. Indianische Sprachen	245		
3. Geschichte und Politik			
A. Politik, Gesellschaftswissenschaft, Allgemeines	245		
B. Geschichte der Urzeit und des Altertums	246		
C. Deutsche und neuere Geschichte	248		

1. Erd- und Völkerkunde

[215]

A. Allgemeines und Gesamtdarstellungen

Andree: Allgemeiner Handatlas. 3. Aufl. Bielefeld 1896

Atlas. Zusammengestellt aus Petermanns Geographischen Mitteilungen. Gotha 1869

Aus allen Weltteilen. 1., 2., 4. bis 6. und 9. Jahrg. (1870, 1871, 1873, 1874, 1875, 1878). Leipzig

Das **Ausland.** 54. Jahrg. (1881). Stuttgart

Barry, Richard Ritter von: Zwei Fahrten in das Nördliche Eismeer nach Spitzbergen und Novaja Zemlja in den Jahren 1891-1892. Pola 1894

Buchholz, Georg: Aus der Weser in den Hudson. Berlin 1888

Callot, Eduard Freiherr von: Der Orient und Europa. 10 Bde. Leipzig 1854-1855

Der **Continent.** Deutsch-französische Monatsschrift. 1. Jahrg. (1907), Heft 7/8. Berlin

Geographen-Kalender. 1903-1907, 1911. Gotha

Globus. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. 1872, 1876, 1877, 1881, 1882. Braunschweig

Guenther, Konrad: Gerhard Rohlfs. Lebensbild eines Afrikaforschers. Freiburg i. Br. 1912

Hesse-Wartegg, Ernst von: Die Wunder der Welt. 2 Bde. Stuttgart

Internationaler Amerikanisten-Kongreß. 14. Tagung, Stuttgart 1904. 3 Bde. Stuttgart 1906

Jahrbuch der Weltreisen und geographischen Forschungen. 8. Jahrg. 1909. Leipzig

Lewald, August: Atlas zur Kunde fremder Weltteile. 4 Bde. Leipzig 1836

Meyer, A. B., und M. **Uhle:** Königliches ethnographisches Museum zu Dresden. Bd. V. Seltene Waffen aus Afrika, Asien und Amerika. Leipzig 1885

Nansen, Fridtjof: Nebelheim. 2 Bde. Leipzig 1911

Neueste Länder- und Völkerkunde. 19 Bde. Weimar 1806-1818

Petermann, A.: Mitteilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt. 1855-1861, 1869, 1872, 1873, 1875, sowie einzelne Hefte aus den Jahrgängen 1863, 1865, 1870, 1874, 1879. Gotha

Platzmann, Julius: Amerikanisch-asiatische Etymologien *via* Behring Straße *from the East to the West*'. Leipzig 1871

Pococke, Richard: Beschreibung des Morgenlandes und einiger anderer Länder. 5 Bde. Erlangen 1791-1792

Report of the Eighth International Geographic Congress held in the United States 1904. Washington 1905

Reyhongs: Aus allen Weltteilen. 1. Bd. Leipzig 1870

Rüppell, Eduard: 8 Kupfer und 4 Karten zu Rüppells Reise 1825/26

Schweitzer, Georg: Eine Reise um die Welt. Berlin 1899

Seydlitz, E. von: Kleine Schulgeographie. Breslau 1886

Sohr-Berghaus: Vollständiger Handatlas der neueren Erdbeschreibung über alle Teile der Erde. 5. Aufl. Glogau 1859

– Hand-Atlas über alle Teile der Erde in 100 Blättern. 6. Aufl. Glogau 1874

Thiergarten, Ferdinand: Von Karlsruhe nach Chicago. Reiseskizzen und Plaudereien von der Weltausstellung. Karlsruhe 1894

Vierkandt, Alfred: Naturvölker und Kulturvölker. Leipzig 1896

Vogel, Hermann W.: Vom indischen Ocean bis zum Goldlande. Berlin 1877

Welt-Gemälde-Galerie oder Geschichte und Beschreibung aller Länder und Völker. 5 Bde. Stuttgart 1836-1840

Wirth, Albrecht: Der Weltverkehr. Frankfurt a. M. 1906

Wundt, Wilhelm: Probleme der Völkerpsychologie. Leipzig 1911

– Völkerpsychologie. 6 Bde. Leipzig 1904-1908

[217]

B. Europa

I. Deutsches Reich und Österreich

Baedekers Reisehandbücher. Nordwest-Deutschland. 26. Aufl. Leipzig 1899

– Die Rheinlande. 28. Aufl. Leipzig 1899

– Südbayern, Tirol und Salzburg usw. 25. Aufl. Leipzig 1892

Cornelius, Wilhelm, und Theodor von **Kobbe:** Ost- und Nordsee. 2. Aufl. Leipzig

Griebens Reisebücher. Tirol. 23. Aufl. Berlin 1902/03

Günther, A., und O. **Schneider:** Heimat- und Landeskunde des Herzogtums Anhalt. Dessau 1893

Hartmann, Otto: Im Zillertal. Regensburg

– Vom Brenner ins Zillertal. Regensburg 1909

Jorde, Fritz: Bilder aus dem alten Elberfeld. Elberfeld 1900

Königstein als Mittelpunkt der Sächsischen Schweiz und seine Umgebung in Wort und Bild. Königstein

Landsee, Charles: *Innsbruck and its Environs.* Innsbruck

Leske, Nathanael Gotfried: Reise durch Sachsen in Rücksicht der Naturgeschichte und Ökonomie. Leipzig 1780

Meyers Reisebücher. Deutsche Alpen. 1. Bd. 7. Aufl. Leipzig 1901
– Thüringen. 14. Aufl. Leipzig 1898
Schwandt, Wilhelm: Marienburg. Schluß und Stadt in Preußen. 4. Aufl. Danzig 1912
Weymann, August: Führer durch das böhmische Erzgebirge, das Mittelgebirge und die angrenzenden Gebiete. Karlsbad
Widmann, Willy: Wanderung durch Stuttgart und Umgebung in Wort und Bild. Neue Ausg. Stuttgart
Woerls Reisehandbücher. Kleiner Rheinführer. 9. Aufl. Leipzig

II. Übriges Europa

Alexis, Willibald: Herbstreise durch Scandinavien. 1. Bd. Berlin 1828
Baedekers Reisehandbücher. Griechenland. 2. Aufl. Leipzig 1888
– Italien. 1. Bd.: Ober-Italien. 15. Aufl. Leipzig 1898
– Italien. 3. Bd.: Unter-Italien. 12. Aufl. Leipzig 1899
– Italien von den Alpen bis Neapel. 2. Aufl. Leipzig 1892
– London und Umgebung. 15. Aufl. Leipzig 1905
– Paris und Umgebungen. 14. Aufl. Leipzig 1896
– Die Riviera, das südöstliche Frankreich, Korsika und die Kurorte an den oberitalienischen Seen. Leipzig 1898
– Schweden und Norwegen nebst den wichtigsten Reiserouten durch Dänemark. 3. Aufl. Leipzig 1885
– Die Schweiz. 29. Aufl. Leipzig 1901
Boas, Eduard: In Scandinavien. Leipzig 1845
Busch, Moritz: Griechenland. Reisehandbuch. Triest 1859
Förster, Ernst: Handbuch für Reisende in Italien. 4. Aufl. München 1848
Frank, J. F.: Eine kurze Beschreibung von Bologna. Bologna 1899
Ichircoff, A.: *Étude ethnographique sur les Slaves de Macédoine*. Paris 1908
Irving, Washington: Die Alhambra oder das neue Skizzenbuch. Stuttgart
Klein, Ernst Ferdinand: Russische Reisetage. Potsdam 1909
Krauß, Friedrich S.: Slavische Volksforschungen. Leipzig 1908
Kuntze, Max: Die Siedlung Madonna di Campiglio und ihre Umgebung. Reichenberg i. B. 1902
Kuzyanko, Grigorij: Nascha Rodina (Unser Vaterland). 1897
Lux, A. E.: Die Balkanhalbinsel (mit Ausschluß von Griechenland). Freiburg i. B. 1887
Meyer von Waldeck, Friedrich: Rußland. 2 Bde. Leipzig 1884 und 1886
Meyers Reisebücher: Griechenland und Kleinasien. 4. Aufl. Leipzig 1892
– Türkei und Griechenland, untere Donauländer und Kleinasien. 2. Aufl. Leipzig 1888
– Türkei, Rumänien, Serbien, Bulgarien. 5. Aufl. Leipzig 1898
Pancritius, Albrecht: Hägringar. Reise durch Schweden, Lappland, Norwegen und Dänemark im Jahre 1850. Königsberg
Richter, T. F. M.: Beschreibung der Stadt Messina und Schilderung ihrer Einwohner. Dresden 1831
– Bemerkungen über Sizilien, Reise von Messina nach Ägypten und Rückkehr nach jener Stadt. Dresden 1831
Robert, Cyprien: Die Slawen der Türkei. 6 Bde. Stuttgart 1844
Schmidt, Ferdinand: Völkerbild aus der Alten Welt. Band ‚Hellas‘. Hamburg 1868
Schwarz, Bernhard: Montenegro. Leipzig 1883
Spanien in Wort und Bild. Würzburg 1894
Stark, K. B.: Nach dem griechischen Orient. Heidelberg 1874
Wachenhusen, Hans: Von Widdin nach Stambul. Leipzig 1855
Wagner, Moritz: Der Kaukasus und das Land der Kosaken in den Jahren 1843-1846. 2. Ausg. Leipzig 1850
Weyr, Marie: Frühling in Abbazia. Breslau 1898

[219] C. Der Orient und Afrika

I. Der Orient im allgemeinen

Der **Alte Orient**. 1. Jahrg. (1900). Leipzig
Andree, Karl: Burton's Reisen nach Medina und Mekka und in das Somaliland nach Härrär in Ost-Afrika. Leipzig 1861
Asiatisches Magazin. 1. bis 3. Band (1806-1811) Leipzig
Braun, Julius: Gemälde der mohammedanischen Welt. Leipzig 1870
Burckhard, Johann Ludwig: Reisen in Nubien und Arabien. Jena 1820
Didier, Charles: Ein Aufenthalt bei dem Groß-Scherif von Mekka. Leipzig 1862
Ehrhard, Albert: Die orientalische Kirchenfrage und Österreichs Beruf in ihrer Lösung. Wien 1899
Eyriès, J. B.: Malerische Reise in Asien und Afrika. Leipzig 1841

- Fäßler**, Johann Georg: Des Sergeanten Johann Georg Fäßler von Oberuzwyl Militär-Schicksale und Reise nach Griechenland, Ägypten und dem Gelobten Land. St. Gallen 1840
- Frank**, Herman: Das Abendland und das Morgenland. Leipzig 1901
- Graul**, K.: Reise nach Ostindien über Palästina und Egypten von Juli 1849 bis April 1853. 5 Bde. Leipzig 1854/56
- Hager**, O., und A. **Tetzlaff**: Im Orient. Magdeburg-Neustadt
- Himmel**, H. von: Eine Orient-Reise. 4. Aufl. Stuttgart 1901
- Junghuhn**, Franz: Rückreise von Java nach Europa mit der sogenannten englischen Überlandpost im September und Oktober 1848. Leipzig 1852
- Lepsius**, Johannes: *Ex oriente lux*. Jahrbuch der Deutschen Orient-Mission. Berlin 1903
- Naumann**, Edmund: Vom Goldenen Horn zu den Quellen des Euphrat. München 1893
- Nolde**, Baron Eduard: Reise nach Innerarabien, Kurdistan und Armenien 1892. Braunschweig 1895
- Onomander**: Altes und Neues aus den Ländern des Ostens. 2 Bde. Hamburg 1859
- Oppenheim**, Max Freiherr von: Vom Mittelmeer zum Persischen Golf durch den Haurān, die Syrische Wüste und Mesopotamien. 2 Bde. Berlin 1899/1900
- Petermann**, H.: Reisen im Orient. 2. Ausg. 2 Bde. Leipzig 1865
- Reeck**, Doris: Im Reiche des Islam. Berlin
- Rohrbach**, Paul: Die Bagdadbahn. Berlin 1902
- Im vorderen Asien. Berlin 1901
- Rüppell**, Eduard: Reisen in Nubien, Kordofan und den peträischen Arabien. Frankfurt a. M. 1829
- Russegger**, Joseph: Reise in Griechenland, Unteregypten, im nördlichen Syrien und südöstlichen Kleinasien im Jahre 1836. Stuttgart 1843
- Schurtz**, Heinrich: Das Bazarwesen als Wirtschaftsform. Berlin 1901
- Schweiger-Lerchenfeld**, Amand von: Der Orient. Wien 1882
- Seetzen**, Ulrich Jasper: Reisen durch Syrien, Palästina, Phönizien, die Transjordan-Länder, Arabia Petraea und Unter-Ägypten. 2 Bde. Berlin 1854
- Storch**, Ludwig: Des Wagnersgesellen E. Ch. Döbel Wanderungen im Morgenlande. 2 Bde. 3. Aufl. Gotha 1843
- Strahlheim**, C.: Asien. 24 Hefte. Frankfurt a. M. 1837/40
- Urquhart**, D.: Der Geist des Orients erläutert in einem Tagebuchs über Reisen durch Rumili während einer ereignisreichen Zeit. 2 Bde. Stuttgart 1839
- Vincenti**, Karl von: Mumienhandel. Berlin
- Wellsted**, J. R.: Reisen nach der Stadt der Kalifen, die Ufer des Persischen Meerbusens und des Mittelländischen Meeres entlang. Pforzheim 1841
- Wutzer**, C. W.: Reise in der Orient Europas und einen Teil Westasiens. 2 Bde. Elberfeld 1860 und 1861
- II. Asien
- a) Palästina und Syrien
- Arnold**, Fr.: Palästina. Halle 1845
- Baedekers** Reisehandbücher. Palästina und Syrien. 4. Aufl. Leipzig 1897
- Meyers** Reisebücher. Palästina und Syrien. 3. Aufl. Leipzig 1895
- Neumann**, W. A.: Über das Volk der Drusen und den Emir Fachreddin. Wien 1878
- Palmer**, E. H.: Der Schauplatz der vierzigjährigen Wüstenwanderung Israels. Gotha 1876
- Sieber**, F. W.: Reise von Cairo nach Jerusalem und wieder zurück. Prag 1823
- Vademecum**. Ein Begleit- und Erinnerungsbuch an die allgemeine österreichische Pilgerfahrt ins Heilige Land. Wien 1898
- b) Mesopotamien und Kurdistan
- Breiteneicher**, Michael: Ninive und Nahun. München 1861
- British Museum**. *A Guide to the Babylonian and Assyrian Antiquities*. 2. Aufl. London 1908
- Delitzsch**, Friedrich: Im Lande des einstigen Paradieses. 11. bis 15. Tausend. Stuttgart 1903
- Hilprecht**, H. V.: Die Ausgrabungen der Universität von Pennsylvania im Bêl-Tempel zu Nippur. Leipzig 1903
- Kaulen**, Fr.: Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen. 4. Aufl. Freiburg i. Br. 1891
- Layard**, Austin Henry: Niniveh und seine Überreste. Leipzig 1854
- Lerch**, Peter: Forschungen über die Kurden und die iranischen Nordchaldäer. St. Petersburg 1857
- Meißner**, Bruno: Neuarabische Geschichten aus dem Iraq. Leipzig 1903
- Rich**, Claudius James: Reise nach Kurdistan und dem alten Ninive. II. Abt. Stuttgart 1837

Sachau, Eduard: Am Euphrat und Tigris. Leipzig 1900

Spiegel, Friedrich: Erân. Das Land zwischen dem Indus und Tigris. Berlin 1863

Streck, Maximilian: Die alte Landschaft Babylonien nach den arabischen Geographen. 2 Bde. Leiden 1900 und 1901

c) Kleinasien, Armenien und das Türkische Reich

Busch, Moritz: Die Türkei. Reisehandbuch. Triest 1860

Fliegner, Ferdinand: Bilder aus Konstantinopel. Breslau 1853

Harven: Türkische Harems und Circassische Heimat. Leipzig 1872

Heinzelmann, Friedrich: Reisen in den Ländern der asiatischen Türkei und des Kaukasus. Leipzig 1854

Jäck, Joachim Heinrich: Taschen-Bibliothek der wichtigsten und interessantesten Reisen in die Türkei. 3 Bde. Nürnberg 1828-1829

Koch, Karl: Die Kaukasischen Länder und Armenien in Reiseschilderungen von Curzon, K. Koch, Macintosh, Spencer und Wilbraham. Leipzig 1855

Der **Kurdenarschak**. Aus dem Leben eines armenischen Knaben. Großlichterfelde 1905

Molbech, Chr., F. R. **Chesney** und Edw. H. **Michelsen**: Das Türkische Reich in historisch-statistischen Schilderungen. Leipzig 1854

Stücker, C.: Sitten und Charakterbilder aus der Türkei und Tscherkessien. Berlin 1862

Tchihatchef, P. de: Klein-Asien. Leipzig 1887

White, Charles: Häusliches Leben und Sitten der Türken. 2 Bde. Berlin 1844-1845

d) Arabien

Güßfeldt, Paul: Die Arabische Wüste und ihre Klöster. Berlin 1878

Hurgronje, C. Snouck: Mekkanische Sprichwörter und Redensarten. Haag 1886

– Bilderatlas zu Mekka. Haag 1888

– Mekka. 2 Bde. Haag 1888/89

– Bilder aus Mekka

Maltzan, Heinrich Frh. von: Adolph von Wrede's Reise in Hadhramaut, Beled Beny 'Yssà und Beled el Hadschar. Braunschweig 1873

– Reise nach Südarabien und geographische Forschungen im und über den südwestlichen Teil Arabiens. Braunschweig 1873

Müller, David Heinrich: Die Burgen und Schlösser Süd-Arabiens. 2 Hefte. Wien 1879 und 1881

– Die Burgen und Schlösser Süd-Arabiens nach dem Ikfîl des Hamdâni. Wien 1881

Niebuhr, Carsten: Beschreibung von Arabien. Kopenhagen 1772

Wüstenfeld, Ferdinand: Die Straße von Basra nach Mekka mit der Landschaft Dharîja. Göttingen 1871

e) Persien

Aus Persien. Aufzeichnungen eines Österreichers, der 40 Monate im Reiche der Sonne gelebt und gewirkt hat. Wien 1882

Bleibtreu, J.: Persien. Freiburg i. Br. 1894

Brugsch, Heinrich: Reise der k. preußischen Gesandtschaft nach Persien 1860 und 1861. 2 Bde. Leipzig 1862

– Im Lande der Sonne. Wanderungen in Persien. 2. Aufl. Berlin 1886

Fraser, James B.: Historische und beschreibende Darstellung von Persien. 2 Bde. Leipzig 1836

Geiger, Wilhelm: Ostiranische Kultur im Altertum. Erlangen 1882

Jäck, Joachim Heinrich: Taschen-Bibliothek der wichtigsten und interessantesten Reisen durch Persien. 3 Bde. Nürnberg 1828-1831

Leben und Sitte in Persien. 1. Teil. Dresden 1828

Olivier, G. A.: Reise durch Persien und Klein-Asien. 2 Bde. Leipzig 1808

Polak, Jakob Eduard: Persien. Das Land und seine Bewohner. 2 Bde. Leipzig 1865

– Persien. Ausstellungsbericht der Weltausstellung 1873. Wien 1873

Prellberg, Karl: Persien eine historische Landschaft. Leipzig 1891

Spiegel, Friedrich: Eranische Altertumskunde. 3 Bde. Leipzig 1871-1878

Vámbéry, Hermann: Meine Wanderungen und Erlebnisse in Persien. Pest 1867

Wagner, Moritz: Reise nach Persien und dem Lande der Kurden. 2 Bde. Leipzig 1852

f) Indien

Brenner, Joachim Frh. von: Besuch bei den Kannibalen Sumatras. Würzburg 1894

Burrows, S. M.: *The Visitor's Guide to Kandy and Nuwara Eliya*. Colombo 1899

– *The Buried Cities of Ceylon*. Colombo 1899

Ehlers, Otto E.: Im Sattel durch Indochina. 2 Bde. Berlin 1894

– An indischen Fürstenhöfen. 2 Bde. 2. Aufl. Berlin 1894

Englisch-Ostindien. Nach den besten Quellen geschildert von einem Vereine Gelehrter. Karlsruhe 1858
Guenther, Konrad: Einführung in die Tropenwelt. Erlebnisse, Beobachtungen und Betrachtungen eines Naturforschers auf Ceylon. Leipzig 1911
Meyer, A. B.: Die Minahassa auf Celebes. Berlin 1876
Sammlung asiatischer Original-Schriften: Indische Schriften. 1. Bd. Zürich 1791
Schlagintweit-Sakünlünski, Hermann von: Reisen in Indien und Hochasien (in den Jahren 1854-1858). 3 Bde. Jena 1869-1872
Schmidt, Emil: Reise nach Südindien. Leipzig 1894
Skeen, George J. A.: *Guide to Colombo*. Colombo 1894
Varges, Alexander: Ein Ritt durch Indien. Klam bei Grein (Ob.-Öst.) 1892

g) Nord- und Zentralasien

Burnes, Alexander: Kabul. Schilderung einer Reise nach dieser Stadt und des Aufenthaltes daselbst, in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Leipzig 1843
Cottrell, Charles Herbert: Sibirien. 2 Bde. Dresden 1846
Goeje, M. J. de: Das alte Bett des Oxus Amû-Darja. Leiden 1875
Hansteen, Christoph: Reise-Erinnerungen aus Sibirien. Leipzig 1854
Helmersen, Gr. von: Reise nach dem Ural und der Kirgisensteppe in den Jahren 1833 und 1835. 2 Bde. Petersburg 1841 und 1843
Huc und **Gabet**: Wanderungen durch die Mongolei nach Tibet zur Hauptstadt des Tale Lama. Leipzig 1855
Kohn, Albin, und Richard **Andree**: Sibirien und das Amurgebiet. 2 Bde. 2. Aufl. Leipzig 1876
Proskowetz, Max von: Vom Newastrand nach Samarkand. Wien 1889
Tamai, Kisak: Karawanen-Reise in Sibirien. Berlin 1898

h) Ostasien

Bloch, Johann von: Zur gegenwärtigen Lage in China. Berlin 1900
Bondegger, Harry: ‚Buschido‘, die Geheimwissenschaft Japans. Berlin
Brandt, M. von: Ostasiatische Fragen. China, Japan und Korea. Berlin 1857
– Die chinesische Philosophie und der Staats-Confucianismus. Stuttgart 1898
– Sittenbilder aus China. Mädchen und Frauen. Stuttgart 1900
Briefe eines Japaners aus Deutschland. Hrsg. V. Dr. H. Haas. Bremen 1904
Coucheron-Aamot, W.: Die Chinesen und die christliche Mission. Leipzig
Davis, J. F.: China oder allgemeine Beschreibung der Sitten und Gebräuche usw. 2. Ausg. 2 Bde. Magdeburg 1843
Dukes, E. J., und A. **Fielde**: Alltagsleben in China. Basel 1892
Die **Expedition** in die Seen von China, Japan und Ochotsk im Auftrag der Regierung der Vereinigten Staaten 1853/56. 3 Bde. Leipzig 1858
Flad, J.: China in Wort und Bild. Basel 1901
Goto, Shimpei: *Formosa. Its present Financial and Economic Position*. London 1902
Gußmann, G.: Auf chinesischen Missionspfaden. 2. Aufl. Basel 1901
Gützlaff, Karl: Leben des Kaisers Taokuang. Leipzig 1852
Harnisch, Wilhelm: Amherst’s Gesandtschaftsreise nach und durch China, Macartney’s Reise von Peking nach der Tartarei, die Reisen eines Kaufmannes durch Hainan und Südchina, und Hall’s Reise nach Korea und den Lutschu-Inseln. Leipzig 1824
Hérisson, Graf Maurice von: Tagebuch eines Dolmetschers in China. Augsburg 1886
Hesse-Wartegg, Ernst von: Eine Sommerreise nach dem Lande der Morgenruhe 1894. Dresden 1895
– China und Japan. 2. Aufl. Leipzig 1900
Hozumi, Nobushige: Der Einfluß des Ahnenkultus auf das japanische Recht. Berlin 1901
Kreyher, J.: Die preußische Expedition nach Ostasien in den Jahren 1859-1862. Hamburg 1863
Kürschner, Joseph: China. Schilderungen aus Leben und Geschichte, Krieg und Sieg. Leipzig 1901
Larsen, Karl: Japan im Kampf. Frankfurt a. M. 1911
Leroy-Beaulieu, Pierre: Die chinesische Frage. Leipzig 1900
Marshal, W.: Die Tierwelt Chinas. Stuttgart 1900
Monitor: Der Weltkrieg um China. Berlin 1900
Müller, A. von: Die Wirren in China. 2 Bde. Berlin 1900 und 1901
Navarra, B.: China und die Chinesen. 2 Bde. Bremen 1901
Neumann, Carl Friedrich: Lehrsaal des Mittelreiches. München 1836
Nitobé, Inazo: Bushido. Die Seele Japans. Tokio 1901

Omura, Jintaro: Die deutsche Sprache in Japan. Berlin 1902
Ost-Asien. Monatsschrift für Handel, Industrie, Politik, Wissenschaft, Kunst usw. 7. Bd.: 1904/05. Berlin
Piton, C.: Freund und Leid im chinesischen Kinderleben. Basel 1901
Preiswerk, W.: Bilder aus dem Leben des chinesischen Volkes. 3. Aufl. Basel
The Red Cross Society of Japan: The Articles of Association. 1904
Rein, J. J.: Japan. 2. Bd.: Land- und Forstwirtschaft, Industrie und Handel. Leipzig 1886
Schi-King oder des Confucius gesammelte chinesische Lieder. Hrsg. von J. Cramer. Crefeld 1844
Schultze, O.: Im Reich der Mitte. Die Basler Mission in China. 2. Aufl. Basel 1900
Schütz, Ludwig Harald: Die hohe Lehre des Confucius oder: Die Kunst, weise zu regieren. Frankfurt a. M. 1909
Selenka, Emil und Leonore: Sonnige Welten. Ostasiatische Reiseskizzen. Wiesbaden 1896
Siebold, Alexander Frh. von: Der Eintritt Japans in das europäische Völkerrecht. Berlin 1900
Steiner, P.: Tage der Drangsal in China. Basel 1904
Suyematsu, Baron: Rußland und Japan. London 1904
Tscheng Ki Tong: China und die Chinesen. Leipzig 1885
Wilfert, J.: Die Chinesen wie sie sind. Crefeld 1844
Wolf, Eugen: Meine Wanderungen. 1. Bd.: Im Innern Chinas. Stuttgart 1901

III. Ozeanien und Australien

Christmann, Fr.: Australien. Geschichte der Entdeckung und Kolonisation. 2. Aufl. Leipzig 1880
Seelhorst, Georg: Australien in seinen Weltausstellungsjahren 1879-1881. Augsburg 1882
Zimmermann, W. F. A.: Die Inseln des indischen und stillen Meeres. 1. Bd.: Berlin 1863. 2.u.3. Bd: Leipzig. Neue Ausg.

IV. Afrika

a) Ägypten und die Nilländer

Aus Mehemed Ali's Reich. 3 Bde. Stuttgart 1844
Baedekers Reisehandbücher. Ägypten. 4. Aufl. Leipzig 1897
Brugsch, Heinrich: Aus dem Morgenlande. Altes und Neues. Leipzig
– Die ägyptische Gräberwelt. Leipzig 1868
– Die Sage von der geflügelten Sonnenscheibe nach altägyptischen Quellen. Göttingen 1870
– Wanderung nach den Natronklöstern in Ägypten. Berlin 1855
Buchta, Richard: Der Sudan und der Mahdi. Stuttgart 1884
Busch, Moritz: Ägypten. Reisehandbuch. Triest 1858
Curtis, G. W.: Nil-Skizzen eines Howadji; oder der Amerikaner in Ägypten. Hannover 1887
Denham, **Clapperton** und **Oudney**: Beschreibung der Reisen und Entdeckungen im nördlichen und mittleren Afrika in den Jahren 1822 bis 1824. Weimar 1827
Dieterici, Fr.: Reisebilder aus dem Morgenlande. 1. Teil: Egypten. Berlin 1853
Ebeling, Adolf: Bilder aus Kairo. 2 Bde. Stuttgart 1878
Ebers, Georg: Der geschnitzte Holzsaarg des Hatbastru im ägyptologischen Apparat der Universität zu Leipzig. Leipzig 1884
Erman, Adolf: Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum. Tübingen 1885
d'Escayrac de Lauture, Graf: Die afrikanische Wüste und das Land der Schwarzen am obern Nil. Leipzig 1855
Gonzenbach, C. von: Nilfahrt. Stuttgart 1890
Hertzogen, Christian: *Mumiographia medica*: oder Bericht von Egyptischen Mumien, an den Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Hn. Friederichen, Hertzogen zu Sachsen usw. Gotha 1716
Heuglin, M. Th. von: Reise in Nordost-Afrika. 2 Bde. Braunschweig 1877
Junker, Wilh.: Im Sudan. Reisen 1875-1878. Leipzig
König, Beschreibung einer Mumie. Ratibor 1863
Lane, Edward William: Sitten und Gebräuche der heutigen Egypter. 3 Bde. Leipzig 1852
Marno, Ernst: Reisen im Gebiete des Blauen und Weißen Nil, im ägyptischen Sudan und den angrenzenden Negerländern, in den Jahren 1869 und 1873. Wien 1874
Meyers Reisebücher. Ägypten. 3. Aufl. Leipzig 1895
Murray, John: *A Handbook for Travellers in Egypt*. 4. Aufl. London 1873
Reil, W.: Ägypten als Winteraufenthalt für Kranke. Braunschweig 1859
Maximilian, Herzog in Bayern: Wanderung nach dem Orient im Jahre 1838. München 1839
Müller, Max: In ägyptischen Diensten. Erlebnisse eines ehemaligen preußischen Husarenoffiziers. Leipzig 1888
Shepherds Hotel: Kairo und Ägypten. Ein praktisches Handbuch für die Besucher des Pharaonenlandes. 2. Aufl. Kairo
Slatin Pascha, Rudolph: Feuer und Schwert im Sudan. Leipzig 1896
Thomson, James: Über das Gewebe an den ägyptischen Mumien. 1. Teil.

Werther, C. Waldemar: Zum Victoria Nyanza. Berlin 1894
Woenig, Franz: Am Nil. Bilder aus der Kulturgeschichte des alten Ägyptens 3000 - 1000 v. Chr. 2 Bde. Leipzig
Wüstenfeld, F.: El-Macrizi's Abhandlung über die in Ägypten eingewanderten arabischen Stämme. Göttingen 1847

b) Nordafrika und die Sahara

Algier, wie es ist. (Reisen und Länderbeschreibungen II.) Stuttgart 1835
Blätter aus dem africanischen Reise-Tagebuch einer Dame 2 Bde. Braunschweig 1849
Chavanne, Josef: Die Sahara oder Von Oase zu Oase. Wien 1879
Diercks, Gustav: Marokko. Berlin 1894
Eckardt, J. T. von: Von Carthago nach Kairuan. Berlin 1894
Fitzau, August: Die Nordwestküste Afrikas von Agadir bis St. Louis. Leipzig 1888
Fitzner, G.: Die Regentschaft Tunis. 2. Aufl. Berlin 1895
Hennig, G.: Die Araber des Sahels. Erlebnisse und Abenteuer des Capitäns der ‚Spahis‘ Emile Tissot. 2 Bde. Breslau 1865
Hirsch, Max: Reise in das Innere von Algerien durch die Kabylie und Sahara. Berlin 1862
Horowitz, Victor J.: Marokko. Leipzig 1887
Rohlfs, Gerhard: Kufra. Leipzig 1881
Schurtz, H.: Kairuan. Bremen 1900
Seehausen, Otto: Siedlungen in der Sahara. Bremen 1890

c) Mittel- und Südafrika

Andree, Karl: Die Expeditionen Burton's und Speke's von Zanzibar bis zum Tanganyika- und Nyanza-See; Rebmann's Wanderung nach Dschagga und Krapf's Reisen im äquatorialen Ostafrika und Abessinien. Leipzig 1861
Livingstone, David: Letzte Reise von David Livingstone in Centralafrika von 1865 bis zu seinem Tode 1873. Hamburg 1875. 2 Bde.
– David und Charles: Neue Missionsreisen in Süd-Afrika. 2 Bde. 2. Aufl. Jena 1874
Paulitschke, Philipp: Die Sudanländer nach dem gegenwärtigen Stand der Kenntnis. Freiburg i. Br. 1885
Pfeiffer, Ida: Reise nach Madagaskar. 2 Bde. Wien 1861
Schauenburg, Ed.: Reisen in Central-Afrika von Mungo Park bis auf Dr. H. Barth und Dr. Ed. Vogel. 2 Bde. Lahr 1861
Schauenburg, C. Hermann: Die Reisen in den südafrikanischen Binnenländern. Lahr 1867
Schynse, P. August: Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch-Ost-Afrika. Köln 1890
Südafrika und Madagaskar geschildert durch die neueren Entdeckungsreisenden, namentlich Livingstone und Ellis. Leipzig 1860
Ward, Herbert: Fünf Jahre unter den Stämmen des Kongo-Staates. Leipzig 1891
Wernsdorff, Fritz Wolf von: Ein Jahr in Rhodesia (1896/97). Berlin
Zintgraff, Eugen: Nord-Kamerun. Berlin 1895

[231] D. Amerika

I. Nordamerika

Adelmann, Heinrich Graf: 62 Tage unter den Yankees. Stuttgart 1894
Baedekers Reisehandbücher. Nordamerika. Die Vereinigten Staaten nebst einem Ausflug nach Mexiko. 2. Aufl. Leipzig 1904
Baker, Theodor: Über die Musik der nordamerikanischen Wilden. Leipzig 1882
Baumgarten, Johannes: Amerika. Eine ethnographische Rundreise durch den Kontinent und die Antillen. Stuttgart 1882
Becker, Sophie C.: *Sketches of Early Buffalo and the Niagara Region*. Buffalo 1904
Benjamin II, J. J.: Drei Jahre in Amerika 1859–62. 2 Bde. Hannover 1862
Boas, Franz: *Anthropometry of Central California*. New York 1905
Browne, J. Roß: Reisen und Abenteuer im Apachenlande. 2. Aufl. Gera 1877
Catlin, G.: Die Indianer Nord-Amerikas. Brüssel 1884
Channing, Walter, und Clark **Wissler**: *The Hard Palate in Normal and Feeble-minded Individuals*. New York 1908
Coolidge, Archibald Cary: Die Vereinigten Staaten als Weltmacht. Berlin 1908
Cronau, Rudolf: Fahrten im Lande der Sioux. Leipzig 1886
Diercks, Gustav: Ein Jahrhundert nordamerikanischer Kultur. Berlin 1893
Dixon, Roland B.: *Basketry Designs of the Indians of Northern California*. New York 1902
– *The Northern Maidu*. New York 1905
– *The Shasta*. New York 1907
Dixon, W. Hepworth: Neu-Amerika. Jena 1868
Estván, B.: Kriegsbilder aus Amerika. 2 Bde. Leipzig 1864
Friederici, Georg: Skalpiere und ähnliche Kriegsbräuche in Amerika. Braunschweig 1906

- Fröbel**, Julius: Aus Amerika. Erfahrungen, Reisen und Studien. 2 Bde. 2. Ausg. Leipzig 1856
- Grien**, Ed.: Bunte Skizzen aus den Vereinigten Staaten von Amerika. Leipzig 1882
- Hamilton**: Die Menschen und die Sitten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. 2 Bde. Mannheim 1834
- Harrington**, M. R.: *Iroquois Silverwork*. New York 1908
- Hearne's, Mackenzie's, Lewis' und Pike's** Entdeckungsreisen im Innern Nord-Amerikas nebst einer Beschreibung der Nordwestküste und Neu-Spaniens. Leipzig
- Hedde**, Fr.: Der Staat Nebraska. Kiel 1874
- Hellwald**, Friedrich von: Amerika in Wort und Bild. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten. Lieferung 1-24. Leipzig
- Hesse-Wartegg**, Ernst von: Californien, der Nord- und Südwesten der Vereinigten Staaten in Schilderungen. 2. Aufl. Leipzig 1886
- Nord-Amerika, seine Städte und Naturwunder, das Land und seine Bewohner. 2. Bd. 2. Aufl. Leipzig 1886
 - Kanada und Neu-Fundland. Freiburg i. Br. 1888
 - Chicago. Eine Weltstadt im amerikanischen Westen. Stuttgart 1893
 - Amerika als neueste Weltmacht der Industrie. Stuttgart
- Hülfsquellen** und Vorzüge von Minnesota. Landwirtschaft, Fabrik und Handelsverhältnisse. Veröffentlicht durch die Staatsbehörde. Minneapolis 1881
- Hunt**, George, und Franz **Boas**: *Kwakiutl Texts*. 2 Bde. New York 1902
- Irving**, J. T.: Indianische Skizzen. 2 Bde. New York 1838
- Kentucky** Bureau für Geologie und Einwanderung. Die materiellen Verhältnisse und Vorteile für Einwanderer im Staate Kentucky. 2. Aufl. Frankfort (Kentucky) 1881
- Kirchhoff**, Theodor: Reisebilder und Skizzen aus Amerika. 2 Bde. Altona 1875 und 1876
- Knortz**, Karl: Aus dem Wigwam. Uralte und neue Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer. Leipzig 1880
- Aus der transatlantischen Gesellschaft. Nordamerikanische Kulturbilder. Leipzig 1882
- Kroeber**, Alfred L.: *The Arapaho*. 4 Bde. New York 1902, 1904 u. 1907
- *Ethnology of the Gros Ventre*. New York 1908
 - *Gros Ventre Myths and Tales*. New York 1907
- Lamprecht**, Karl: Americana. Reiseeindrücke, Betrachtungen, geschichtliche Gesamtansicht. Freiburg i. Br. 1906
- Lechla**, Georg: Drei Jahre in New York. Zwickau 1862
- Lindau**, Paul: Aus der Neuen Welt. Briefe aus dem Osten und dem Westen der Vereinigten Staaten. Berlin 1885
- Long**, J.: Eine Beschreibung der Sitten und Gewohnheiten der nordamerikanischen Wilden usw. Hamburg 1791
- Loew**, Oscar: Über das von Lieutenant Wheelers Expeditionen bereiste Gebiet der Vereinigten Staaten, westlich vom hundertsten Meridian
- Lowie**, Robert H.: *The Northern Shoshone*. New York 1909
- Matthews**, Washington: *The Night Chant, a Navaho Ceremony*. New York 1902
- Möllhausen**, Balduin: Reisen in die Felsengebirge Nord-Amerikas bis zum Hoch-Plateau von Neu-Mexico. 2 Bde. Leipzig 1860
- Wanderungen durch die Prärien und Wüsten des westlichen Nord-Amerikas vom Mississippi nach den Küsten der Südsee. 2. Aufl. Leipzig 1860
- Müller**, Gustav: Aus amerikanischem Leben. Leipzig 1894
- Münch**, Friedrich: Der Staat Missouri, geschildert mit besonderer Rücksicht auf deutsche Einwanderung. New York 1859
- Die **Nord-Pacific**-Eisenbahn und der Staat Dakota. New York 1883
- Olmsted**, Frederick Law: Wanderungen durch Texas und im mexicanischen Grenzlande. Leipzig 1857
- Parkman**, Francis: Die Jesuiten in Nord-Amerika. 1878
- Das Ancien Régime in Canada
- Petermann**, A.: *Map of the United States of America*. Gotha 1874
- Polenz**, Wilhelm von: Das Land der Zukunft. 3. Aufl. Berlin 1904
- Prissot**, M. A.: Reise nach dem Guazacoalcos, den Antillen und den Vereinigten Staaten. Stuttgart
- Roosevelt**, Theodor: In Reiche der Hinterwäldler. 2. Aufl. Berlin 1910
- Russell**, William Howard: Tagebuch meiner Reise durch den Norden und Süden der Vereinigten Staaten in den Jahren 1861 und 1862. 2. Ausg. 1. Bd. Altona 1866
- Schlagintweit**, Robert von: Die Pacific-Eisenbahn in Nordamerika. Köln 1870
- Kalifornien. Land und Leute. Köln 1871
 - Die Prairien des amerikanischen Westens. Köln 1876
 - Die Mormonen oder Die Heiligen vom jüngsten Tage von ihrer Entstehung bis auf die Gegenwart. 2. Aufl. Köln 1878
 - Die Santa-Fé- und Süd-Pacificbahn in Nordamerika. Köln 1884
- Schreyvogel**, Charles: *My Bunkie and other Pictures of Western Frontier Life*. New York 1909

Schwerdt, H.: Die Pacific-Eisenbahn und die Indianer in Nordamerika. Langensalza 1870

Seton Thompson, Ernest: Prärietiere und ihre Schicksale. 4. Aufl. Stuttgart 1907

Siemering, A.: Texas als Ziel deutscher Auswanderung. Texas 1882

Uhde, Adolph: Die Länder am unteren Rio bravo del Norte. Heidelberg 1861

Wissler, Clark: *Decorative Art of Sioux Indians*. New York 1904

– *Some Protective Designs of the Dakota*. New York 1907

– *The Indians of Greater New York and the Lower Hudson*. New York 1909

Wissler, Clark, and D. C. **Duvall**: *Mythology of the Blackfoot Indians*. New York 1908

Zill, Carl Friedrich Moritz: Kreuz und quer durch Nord-Amerika. Dresden 1894

Zittel, K. A. von: Das Wunderland am Yellowstone. Berlin 1885

II. Mittel- und Südamerika

Brehm, Reinhold Bernhard: Das Inka-Reich. Jena 1885

Burmeister, Hermann: Reise durch die La Plata-Staaten in den Jahren 1857–1860. 2. Bde. Halle 1861

Erbach, Eberhard Graf zu: Wanderungen eines deutschen Touristen im Strom- und Küstengebiet des Orinoko. Leipzig 1892

Hänsel, Emil: Ein Ausflug nach Brasilien und den La Platastaaten. Warmbrunn i. Schl. 1894

Harnisch, Wilhelm: Alexander von Humboldts Reise in Südamerika und Waller's Kreuzerfahrten in Westindien. Leipzig 1832

Hesse-Wartegg, Ernst von: Mexiko. Land und Leute. Wien 1890

Humboldt, A. von, und A. **Bonpland**: Reise in die Äquinocial-Gegenden des neuen Continents in den Jahren 1799 – 1804. 1. und 3. Bd. Wien 1825

Koseritz, C. von: Bilder aus Brasilien. Leipzig 1885

Lamberg, Moritz: Brasilien. Leipzig 1899

Markham, Clements R.: Zwei Reisen in Peru. Leipzig 1865

Mead, Charles W.: *Technique of Some South American Feather-Work*. New York 1907

Musters, George Chaworth: Unter den Patagoniern. 2. Aufl. Jena 1877

Scherzer, Carl: Wanderungen durch die mittel-amerikanischen Freistaaten Nicaragua, Honduras und San Salvador. Braunschweig 1857

Seler, Eduard: Reisebriefe aus Mexico. Berlin 1889

Sellin, A. W.: Das Kaiserreich Brasilien. 2 Bde. Leipzig 1885

Zöller, Hugo: Pampas und Anden. Berlin 1884

2. Sprachen

[235] A. Allgemeines

Baedeker: Konversationsbuch für Reisende in vier Sprachen: englisch, deutsch, französisch, italienisch. Leipzig

Ballhorn, Friedrich: Alphabete orientalischer und occidentalischer Sprachen. 8. Aufl. Leipzig 1859

Diezmann, Johann August: Vollständiges Taschenwörterbuch der vier Hauptsprachen Europas. Leipzig 1832

Fried, Alfred Hermann: Die landläufigsten Citate und berühmtesten Aussprüche in deutscher, lateinischer, französischer, englischer und italienischer Sprache. 5. Aufl. Leipzig

Hensel, J.: Sprüchwörtliche Lebensregeln in fünf Sprachen: deutsch, englisch, französisch, italienisch, lateinisch. Berlin 1879

Himly, K.: Einiges über Schiffnahmen. 1880

Hindoglu, Artin: Sammlung der zum Sprechen nöthigsten Wörter und Redensarten der türkischen, neugriechischen und deutschen Sprache. Wien 1840

Kürschners Fünf-Sprachen-Lexikon. 2. Aufl. Berlin

Müller, Friedrich: Die Sprachen der lockenhaarigen Rassen. 2. Abt.: Die Sprachen der mittelländischen Rasse, 1. Hälfte. Wien 1885

St. John iii. 16, & c. in most of the Languages and Dialects in which the British and Foreign Bible Society has printed or circulated the Holy Scriptures. London 1889

Sievers, Eduard: Grundzüge der Phonetik zur Einführung in das Studium der Lautlehre der indogermanischen Sprachen. 2. Aufl. Leipzig 1881

[236] B. Europäische Sprachen

a) Deutsch

Albert, Ludwig: Englisch-amerikanischer Dolmetscher. 12. Aufl. Leipzig 1865

Eberhard, Johann August: Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik in einem kritisch-philosophischen Wörterbuche der sinnverwandten Wörter der hochdeutschen Mundart. 2. Aufl. 6 Bde. Halle 1819/20

Sanders, Daniel: Katechismus der deutschen Orthographie. 4. Aufl. Leipzig 1878

– Deutsche Sprachbriefe. 10. Aufl. Berlin 1892

Tetzner, Franz: Namenbuch. Leipzig 1893

Vilmar, A. F. C.: Anfangsgründe der deutschen Grammatik zunächst für die obersten Klassen der Gymnasien. 7. Aufl. Marburg 1871

– Deutsches Namenbüchlein. 5. Aufl. Marburg 1880

b) Englisch

Anton, R.: Konjugations-Tabelle der englischen regelmäßigen und unregelmäßigen Verben. Leipzig

Berlitz, M. D.: *The British Method for Teaching Modern Languages. English Part*. 2 Bde. Berlin 1899 u. 1903

Boerner, Otto, und Oscar **Thiergen**: Lehrbuch der englischen Sprache 2. und 3. Teil. 2. Aufl. Leipzig 1903

Bowen, K., und C. M. **Schnell**: Englische Sprachlehre. Gießen 1897

– *A View of London. Lessons in English Conversation*. Gießen

Dalen, C. van: Grundriß der Geschichte der englischen Sprache und Literatur. 9. Aufl. Berlin 1901

Dalen, C. van, Henry **Lloyd** und G. **Langenscheidt**: Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium der englischen Sprache. 30. Aufl. Berlin 1883

Edwardes, Lionel: *Easy Lessons in English Grammar*. Dublin

Gaspey, Thomas: Englische Konversations-Grammatik zum Schul- und Privat-Unterricht. 23. Aufl. Heidelberg 1901

Gesenius, F. W.: Elementarbuch der englischen Sprache. 15. Aufl. Halle 1891

Glanz, G.: Englisch. Grammatik und Gespräche. 5. Aufl. Berlin

Loewe, Heinrich: Deutsch-englische Phraseologie in systematischer Ordnung. 6. Aufl. Berlin 1902

Muret, E.: Notwörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Bd. 1 und 2. Berlin

Muret-Sanders: Encyclopädisches Wörterbuch. Englisch-deutsch und deutsch-englisch. Hand- und Schulausgabe. Berlin 1902

Ravenstein, E. G.: Englischer Sprachführer. Leipzig

Towers-Clark, E.: *Lessons in English Conversation after Hölzel's Pictures*. 2 Bde. Gießen 1902/06

Wagner, Karl Franz Christian: Grammatik der englischen Sprache. 6. Aufl. Braunschweig 1857

Weber, F. A.: Neues vollständiges Taschenwörterbuch der englischen und deutschen Sprache. 2. Ausg. Leipzig 1872

c) Französisch

Berlitz, M. D.: *Méthode Berlitz pour l'enseignement des langues modernes. Partie Française*. 2 Bde. Berlin 1897

– *Les Verbes appris par la Conversation*. Berlin 1897

Klein, Bernhard: Französisch-deutsches und deutsch-französisches Taschenwörterbuch. 2 Bde. Berlin

Manitius, H. A.: Zweiter Lehrgang der französischen Sprache. Syntax. Dresden 1856

Molé, A.: Neues Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. 24. Ausg. Braunschweig 1867

Pollak, Emil: Französischer Sprachführer. 3. Aufl. Leipzig

Polyglott-Kuntze: Französischer Sprachführer. Berlin

Sachs, Karl: Enzyklopädisches französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch. Hand- und Schulausgabe. Berlin 1898

Toussaint, Charles, und G. **Langenscheidt**: Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht. Französisch. 33. Aufl. Berlin 1885
– *Le Répétiteur*. Berlin

d) Italienisch

Feller, F. E.: *Nuovo Dizionario Tascabile Italiano-Tedesco*. Leipzig

Fiori, Annibale: Handbuch der italienischen und deutschen Conversations-Sprache. Stuttgart 1893

Frühaufl, J.: Anleitung zur Erlernung der italienischen Sprache. Frankfurt a. M. 1881

Giorgio, Barbaro di San: Deutsch-italienisch. Kleines Handbuch der italienischen Sprache. Berlin 1893

Klein, Bernhard: Italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. 2 Bde. Berlin

Kleinpaul, Rudolf: Italienischer Sprachführer. 2. Aufl. Leipzig

Michaelis, H.: Vollständiges Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache. 9. Aufl. Leipzig 1894

Mussafia, A.: Italienische Sprachlehre in Regeln und Beispielen. 26. Aufl. Wien 1900

Oberosler, G.: Neues deutsch-italienisches Taschenwörterbuch. Mailand 1902

Polyglott-Kuntze: Italienischer Sprachführer. Bonn

Valentini, Francesco: Vollständiges deutsch-italienisches und italienisch-deutsches Taschenwörterbuch. 2 Bde. Berlin 1821

e) Spanisch und Portugiesisch

Booch-Árkossy, Friedrich: Neuestes und vollständigstes Taschenwörterbuch der spanischen und deutschen Sprache. 1. Bd.: Spanisch und Deutsch. Leipzig 1863

Franceson, C. F.: Neues deutsch-spanisches Wörterbuch. 3. Aufl. Leipzig 1884

Ollendorff, H. G.: Anleitung zur Erlernung der spanischen Sprache. 6. Aufl. Frankfurt a. M. 1873
Robolsky, H., und R. **Lopez**: Neuestes Taschenwörterbuch, Deutsch und Spanisch. Deutsch-spanischer Teil. Berlin
Rothwell, J. S. S., und N. **Montaña**: Neue vollständige theoretisch-praktische Grammatik der spanischen Sprache. Stuttgart 1874
Sauer, Carl Marquard: Spanische Conversations-Grammatik. 2. Aufl. Heidelberg 1874
Gouza de Castro, G.: Der perfekte Portugiese. Berlin

f) Sonstige europäische Sprachen

Acs, Karoly: Ungarische, deutsche und böhmisch-slowakische Gespräche zu Hause und auf Reisen. Pest 1859
Booch-Árkossy, Friedrich: *Spreekt Gij de Hollandsche Taal?* Holländisch-deutsches Gesprächsbuch. 2. Aufl. Leipzig 1883
Boschkowitsch, Stanoje: Theoretisch-praktisches Lehrbuch zur Erlernung der serbischen Sprache. Pest 1864
Liebkind, Heinrich: Deutsch-russisch-polnisches Wörterbuch. Warschau 1855
Mitsotakis, Joh. K.: Neugriechischer Sprachführer Leipzig 1892
Moser, Hans: Neue praktisch-theoretische Grammatik der russischen Sprache. Hannover 1888
Pihlemann, J.: Praktischer Leitfaden zum Erlernen der russischen Sprache. 2. Aufl. Reval 1859
Pollacsek, Moricz: Theoretisch-praktische Unterrichts-Briefe zur Erlernung der ungarischen Sprache. Budapest 1888
Possart, P. A. F. K.: Kleine lappländische Grammatik mit kurzer Vergleichung der finnischen Mundarten. Stuttgart 1840
Resensmith, C.: Praktisches Lehrbuch der dänischen Sprache. Hamburg 1865
S.: Der geschickte Holländer, oder die Kunst, ohne Lehrer in 10 Lektionen holländisch lesen, schreiben und sprechen zu lernen. 3. Aufl. Köln
Schmidt, J. A. E.: Neues russisch-deutsches und deutsch-russisches Taschenwörterbuch. Leipzig 1881
Schoimul, Theoktist: Theoretisch-praktische Taschengrammatik zur leichten und schnellen Erlernung der romanischen (wallachischen) Sprache. Wien 1855
Székrenyi, Lajos: *A Bibliai Régiségtudomány Kézikönyve*. 2 Bde. Budapest 1896
Wlislocki, Heinrich von: Die Sprache der transsilvanischen Zigeuner. Leipzig 1884
Wojtíšek, Karl A.: Neuer unfehlbarer Schlüssel zur schnellen Erlernung der böhmischen Sprache. 4. Aufl. Wien 1864

g) Alte Sprachen

Fromm, A. H.: Kleine Schulgrammatik der lateinischen Sprache. 13. Aufl. Gütersloh 1884
Georges, Karl Ernst: Lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handwörterbuch. 9. Aufl. 2 Bde. Leipzig 1843
Jacobitz, Karl, und Ernst Ed. **Seiler**: Deutsch-griechisches Wörterbuch. Leipzig 1856
Kraft, Friedrich Karl: Deutsch-lateinisches Lexikon, aus den römischen Klassikern zusammengetragen. 1. Teil A – Jot. 3. Aufl. Leipzig 1829
Mühlmann, G.: Lateinisch-deutsches und deutsch lateinisches Handwörterbuch. 29. Aufl. 2 Bde. Leipzig 1886
Spieß, F.: Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Lateinischen ins Deutsche und aus dem Deutschen ins Lateinische. 58. Aufl. Essen 1886

[240] C. Orientalische Sprachen

a) Arabisch

Al-Busîrî: Die Burda. Ein Lobgedicht auf Muhammad. Wien 1860
Ali's hundert Sprüche arabisch und persisch paraphrasiert von Reschideddin Watwat. Leipzig 1837
Bauer, Leonhard: Lehrbuch zur praktischen Erlernung der arabischen Sprache (Schrift- und Vulgararabisch) mit Schlüssel. Jerusalem 1897
Caspari, Carl Paul: Grammatik der arabischen Sprache für akademische Vorlesungen. 2. Aufl. Leipzig 1859
Dirr, A.: Grammatik der vulgär-arabischen Sprache für den Selbstunterricht. Wien
Göschl, Leopold: Kurze Grammatik der arabischen Sprache mit einer Chrestomathie. Wien 1867
Haggenmacher, Karl: Grammatik des ägyptisch-arabischen Vulgärdialekts. Cairo 1892
Hammer-Purgstall: Zeitwarte des Gebetes in sieben Tageszeiten. Wien 1844
– Über die Namen der Araber. 1850
Hassan, A.: Kurzgefaßte Grammatik der vulgär-arabischen Sprache. Wien 1869
Die **Heilige Schrift** (in arabischer Schrift gedruckt). London 1860
Hommel, Fritz: Die Säugetiernamen der Araber im sechsten nachchristlichen Jahrhundert. Leipzig 1877
Koran (Alcoran) in maghribinischer Schrift. Teilstück
Hartmann, M.: Arabischer Sprachführer für Reisende. Leipzig
Michaelis, Johann David: Erpenii arabische Grammatik nebst den Anfang einer arabischen Chrestomathie. Göttingen 1771
Probst, Friedrich: Arabischer Sprachführer in ägyptischem Dialekt. Gießen 1898
Rosenmüller, Ernst Friedrich Karl: Arabisches Elementar- und Lese-Buch. Leipzig 1806

Socin, Albert: Zum arabischen Dialekt von Marokko. Leipzig 1893
Vocabulaire Arabe-Français par un père Missinaire de la Société de Jésus. Beirut 1883
Wied, Carl: Sprechen Sie Arabisch? Leipzig 1887
Wolff, Philipp: Arabischer Dragoman für Besucher des Heiligen Landes. Leipzig 1857
– Arabischer Dragoman. 3. Aufl. Leipzig 1883

b) Türkisch

Berswordt, v. der: Neueste Grammatik der türkischen Sprache. Berlin 1839
Bilguer, von: Macedonisch-türkische Wörtersammlung mit kulturhistorischen Erläuterungen. Berlin 1889
Damar Efendi, Murad: Türkdtsche Söjlemisiniz? (Sprechen Sie Türkisch?) Leipzig 1882
Fink, Ludwig M.: Türkischer Dragoman. 2. Aufl Leipzig 1879
Heintze, Wilhelm: Türkischer Sprachführer. 2. Aufl. Leipzig 1898
Kleines türkisches Verdeutschungs-Wörterbuch für Zeitungsleser. Regensburg 1828
Löbel, D. Theophil: Deutsch-türkisches Wörterbuch. 3. Aufl. Konstantinopel 1896
Parmentier: *Vocabulaire turc-français des principaux termes de géographie*. Paris 1884
Ružička-Ostoić, Camilla: Türkisch-deutsches Wörterbuch. Wien 1879
Vámbéry, Herrmann: Deutsch-türkisches Taschenwörterbuch. Konstantinopel 1858

c) Persisch und Afghanisch

Barb, H. A.: Über den Organismus des persischen Verbuns. Wien 1860
– Über die Conjugation des persischen Verbuns. Wien 1861
– Transcriptions-Grammatik der persischen Sprache. Wien 1886
Benfey, Theodor: Ein persisches Amulet mit einer Pehlewi-Inschrift. Avesta
Ehté, Hermann: Über persische Tenzonen. Berlin 1882
Fleischer, Heinrich Leberecht: Grammatik der lebenden persischen Sprache. 2. Aufl. Leipzig 1875
– Zu Rückerts Grammatik, Poetik und Rhetorik der Perser. 2 Hefte
Müller, Friedrich: Über die Sprache der Afghanen (Paxto). Wien 1862/63
Possart, Paul Anton Fedor: Grammatik der persischen Sprache. Leipzig 1831
Rosen, Fritz: Sprechen Sie Persisch? Neupersischer Sprachführer. Leipzig 1890
Sättler, F.: Deutsch-persisches Konversationswörterbuch nebst einem Abriß der Formen- und Satzlehre. Wien
Schebisteri, Mahmud: Mahmud Schebisteri's Rosenflor des Geheimnisses. Pest 1838
Schultze, Martin: Handbuch der persischen Sprache. Elbing 1863
Seidel, A.: Praktische Grammatik der neupersischen Sprache für den Selbstunterricht. Wien
Wahrmund, Adolf: Praktisches Handbuch der neu-persischen Sprache und Schlüssel. 2. Aufl. Gießen 1898

d) Altorientalische Sprachen

Benfey, Theodor: Die persischen Keilinschriften mit Übersetzung und Glossar. Leipzig 1847
Delitzsch, Friedrich: Assyrisches Handwörterbuch. Leipzig 1896
Grotefend, G. F.: Erläuterung zweier Ausschreiben des Königs Nebukadnezar in einfacher babylonischer Keilschrift. Göttingen 1853
Haupt, Paul: Die akkadische Sprache. Berlin 1883
Hitzig, Ferdinand: Sprache und Sprachen Assyriens. Leipzig 1871
Schrader, Eberhard: Sammlung von assyrischen und babylonischen Texten in Umschrift und Übersetzung. Bd. 1. Berlin 1889

e) Indisch

Kielhorn, F.: Grammatik der Sanskrit-Sprache. Berlin 1888
Nottrott, A.: Grammatik der Kolh-Sprache. Gütersloh 1882
Roth, Rudolf: Aufsätze über Indien. Stuttgart 1888
Schultze, Martin: Grammatik der hindustanischen Sprache. Leipzig 1894

f) Armenisch und Syrisch

Hezel, Wilhelm Friedrich: Syrische Sprachlehre. Lemgo 1788
Kainz, C.: Praktische Grammatik der armenischen Sprache für den Selbstunterricht. Wien
Lauer, M.: Grammatik der klassischen armenischen Sprache. Wien 1869

g) Chinesisch und Japanisch

Gabelentz, Georg von der: Anfangsgründe der chinesischen Grammatik. Leipzig 1883
Haas, Joseph: Deutsch-chinesisches Konversationsbuch. 2. Aufl. Leipzig 1886
Heinrigs, J.: Über die Schrift der Chinesen nebst Übersetzung und Erläuterung ihrer Schlüssel, welche auf der hierzu gehörigen Tafel figürlich dargestellt sind. Köln 1848

Heß, Emil: Chinesische Phraseologie nebst ausführlicher Grammatik. Leipzig 1891
Pfitzmaier, August: Kritische Durchsicht der von Dawidow verfaßten Wörtersammlung aus der Sprache der Aino's. Wien 1851
Polyglott-Kuntze: Chinesischer Sprachführer. Bonn
Schott, Wilhelm: Chinesische Sprachlehre. Berlin 1857
Seidel, A.: Chinesische Konversationsgrammatik und Schlüssel. Heidelberg 1901
– Kleine chinesische Sprachlehre. Heidelberg 1901

h) Malaiisch und Sprachen von Neu-Guinea

Badings, A. H. L.: *Nieuw Hollandsch-Maleisch, Maleisch-Hollandsch Woordenboek*. 5. Aufl. Schoonhoven 1889
Gabelentz, H. C. von der: Grammatik der Dajak-Sprache. Leipzig 1852
Meyer, Adolf Bernhard: Über die Mafoor'sche und einige andre Papua-Sprachen auf Neu-Guinea. Wien 1874
Segala surat Perdjandjihan Bahâruw. Mahâ besâr tuhân Îsâj 'Elmesêhh Tersâlin kapada bahâsa malâjuw (Die Schriften des Neuen Testaments, das Leben des Herrn Jesus Christus. Ins Malaiische übersetzt). 1818
Seidel, A.: Praktische Grammatik der malaiischen Sprache. Wien

i) Afrikanische Sprachen

Beurmann, Moriz von: Glossar der Tigre-Sprache. Leipzig
Ebers, Georg: Über das hieroglyphische Schriftsystem. Berlin 1871
Hahn, Theophilus: Die Sprache der Nama. Leipzig 1870
Krause, Gottlob Adolf: Proben der Sprache von Ghat in der Sahara. Leipzig 1884
– Ein Beitrag zur Kenntnis der fulischen Sprache in Afrika. Leipzig 1884
Mitternutzner, J. C.: Die Dinka-Sprache in Central-Africa. Brixen 1866
Müller, Friedrich: Über die Harari-Sprache im östlichen Afrika. Wien 1863
– Die Sprache der Bari. Wien 1864
Raddatz, Hugo: Die Suahili-Sprache. Leipzig 1892
Wallmann, J. C.: Die Formenlehre der Namaquasprache. Berlin 1857

[245]

D. Indianische Sprachen

Buschmann, Joh. Carl Ed.: Die Völker und Sprachen Neu-Mexicos und der Westseite des britischen Nordamerikas. Berlin 1858
– Das Apache als eine athapaskische Sprache erwiesen. Berlin 1860
– Die Verwandtschafts-Verhältnisse der athapaskischen Sprachen. Berlin 1863
– Systematische Worttafel des athapaskischen Sprachstamms
Cuoq, J. A.: *Lexique de la langue iroquoise*. Montréal
Gabelentz, H. C. von der: Grammatik der Dakota-Sprache. Leipzig 1852
Gatschet, Albert: Zwölf Sprachen aus dem Südwesten Nordamerikas. Weimar 1876
Kichua shîmîchu. Diosnînzicta mañânapac. Einsiedeln 1891
Mamiani: Grammatik der Kiriri-Sprache. Leipzig 1852
Pickering, John: Über die indianischen Sprachen Amerikas. Leipzig 1834
Riggs, Stephen Return: *Dakota Grammar, Texts and Ethnography*. Washington 1893
Seler, Eduard: Das Konjugationssystem der Maya-Sprachen. Berlin 1887
Stoll, Otto: Die Maya-Sprachen der Pokom-Gruppe. 1. Teil: Die Sprache der Pokonchi-Indianer. Wien 1888
Tschudi, J. J. von: Die Kechua-Sprache. 2 Bde. Wien 1853

3. Geschichte und Politik

[245]

A. Politik, Gesellschaftswissenschaft und Allgemeines

Angell, Norman: Die große Täuschung. Eine Studie über das Verhältnis zwischen Militärmacht und Wohlstand der Völker. Leipzig 1910
Chamberlain, Houston Stewart: Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts. 2 Bde. 5. Aufl. München 1904
David, J. J.: Die Zeitung. Frankfurt a. M. 1906.
Ein Friedensvorschlag im Kampfe zwischen Unternehmertum und Sozialdemokratie. Von einem Unternehmer. Berlin 1906
Fried, Alfred H.: Der kranke Krieg. Leipzig 1909
Harden, Maximilian: Köpfe. 29. Aufl. Berlin 1910
Höcker, Oskar: Denksteine. Biographien berühmter Männer für die Jugend bearbeitet. Bd. 1. Leipzig
Meckel, J.: Element der Taktik. 2. Aufl. Berlin 1883
Mittelstädt, Otto: Vor der Flut. 6 Briefe zur Politik der deutschen Gegenwart. Leipzig 1897

Müller, Gustav: Die einzig mögliche und wahre Lösung der sozialen Frage. Leipzig 1894
Piwonka, Wilhelm Ritter von: Für meine Landsleute: Aufsätze socialpolitischen Inhalts. Wien 1897
Rochefflamme: Soziale Irrungen. 1. bis 5. Tausend. Leipzig
Rosenberg, Aron: Der papierne Weltkrieg im 20. Jahrhundert n. Chr. Geb. 2. Aufl. Wien 1903
Rotteck, Carl von: Bildergalerie zur allgemeinen Weltgeschichte für alle Stände, von den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1832. Meißen 1832
Schlichtegroll, Carl Felix von: Die Bestie im Weibe. 2 Bde. Dresden 1903
Schmitz du Moulin, M. A.: Geheimnisse von 1870 und 1907. Leipzig 1907
Sombart, Werner: Das Proletariat. Frankfurt a. M. 1906
Suttner, Bertha von: Rüstung und Überrüstung. Berlin 1909
Ular, Alexander: Die Politik. Frankfurt a. M. 1906
Unser Kaiser und sein Volk! Deutsche Sorgen. Von einem Schwarzseher. 5. Aufl. Freiburg i. Br. 1906
Untersuchungen über die Lage des Hausiergewerbes in Deutschland. Bd. 3. Leipzig 1889
Vrba, Rudolf: Die Palacký-Feier und ihre Widersacher. Prag 1899
Die **Waffen** hoch! Illustrierte Dekadenhefte für Deutschlands Heer und Flotte. Jahrg. 1900. Saugau

[246] B. Geschichte der Urzeit und des Altertums

Bezold, C.: Ninive und Babylon. 2. Aufl. Bielefeld 1903
Bohlen, P. von: Das alte Indien, mit besonderer Rücksicht auf Ägypten. 2 Bde. Königsberg 1830
Busch, Moritz: Abriß der Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kriegen. 3 Bde. Leipzig 1868
Buschan, Georg: Leben und Treiben der deutschen Frau in der Urzeit. Hamburg 1893
Delitzsch, Friedrich: Handel und Wandel in Altbabylonien. Stuttgart 1910
Ehrenberg, C. G.: Über den Cynocephalus und den Sphinx der Ägypter und über das Wechselverhältnis des Affen und Menschen. Berlin 1834
Ehrental, Wilhelm: Das Kutschkelied auf der Seelenwanderung. 7. Aufl. Leipzig 1871
Eulenburg, Olga zu: Von Asdod nach Ninive im Jahre 711 v. Chr. 4 Bde. Leipzig 1901/06
Fuchs, Bernhard: Kaiser Wilhelm, Professor Delitzsch und die babylonische Verwirrung. 6. bis 10. Tausend. Wien 1903
Haehnel, Wilhelm: Der Turmbau zu Babel. Heidelberg 1880
Die Gesetze **Hammurabis**, Königs von Babylon, um 2250 v. Chr. 3. Aufl. Leipzig 1903
Hilprecht, Hermann V.: Die Ausgrabungen in Assyrien und Babylonien. 1. Bd. Leipzig 1904
Hommel, Fritz: Die vorsemitischen Kulturen in Ägypten und Babylonien. Leipzig 1883
– Geschichte Babyloniens und Assyriens. Berlin 1885
Jeremias, Alfred: Das Alte Testament im Lichte des alten Orients. Leipzig 1904
Kiepert, Heinrich: Begleitworte zur Karte der Ruinenfelder von Babylon. Berlin 1883
– *Atlas antiquus*. Zwölf Karten zur Alten Geschichte. Berlin 1886/87
Krause, Johann Heinrich: Plotina oder die Kostüme des Haupthaars bei den Völkern der Alten Welt mit Berücksichtigung einiger Kostüme neuerer Völker. Leipzig 1858
Krauß, Friedrich S.: Böhmisches Korallen aus der Götterwelt. Wien 1893
Lincke, Arthur Alex.: Assyrien und Ninive in Geschichte und Sage der Mittelmeervölker (nach 607/06). Berlin 1894
Link, H. F.: Die Urwelt und das Altertum, erläutert durch die Naturkunde. 2 Bde. Berlin 1821/22
– Das Alterthum und der Übergang zur neuern Zeit. Berlin 1842
Niebuhr, Carl: Die Chronologie der Geschichte Israels, Ägyptens, Babyloniens und Assyriens von 2000–700 v. Chr. Leipzig 1896
Peiser, F. E.: Skizze der babylonischen Gesellschaft. Berlin 1896
Prášek, Justin V.: Geschichte der Meder und Perser bis zur makedonischen Eroberung. 2 Bde. Gotha 1906 u. 1910
Reitzenstein, Ferdinand Freiherr von: Urgeschichte der Ehe. 2. Aufl. Stuttgart 1908
Rost, Paul: Untersuchungen zur altorientalischen Geschichte. Berlin 1897
Schubert, Rudolf: Herodots Darstellung der Cyrussage. Breslau 1890
Schwantes, G.: Aus Deutschlands Urgeschichte. Leipzig 1908
Seemann, Otto: Mythologie der Griechen und Römer. 4. Aufl. Leipzig 1895
Tiele, C. P.: Babylonisch-assyrische Geschichte. 2 Bde. Gotha 1886 u. 1888
Winckler, Hugo: Die babylonische Kultur in ihren Beziehungen zur unsrigen. Leipzig 1902
Zimmern, Heinrich: Biblische und babylonische Urgeschichte. 3. Aufl. Leipzig 1903

[248] C. Deutsche und neuere Geschichte

Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrich II. 6. bis 10. Sammlung. Berlin 1787

Becher, Paul: Der Kronprinz Friedrich als Regiments-Chef in Neu-Ruppin von 1732–1740. Berlin 1892

Bismarck, Otto Fürst von: Gedanken und Erinnerungen. 2 Bde. Stuttgart 1898

Bournand, François: *L'Amour sous la Révolution*. Paris 1909

Busch, Moritz: Graf Bismarck und seine Leute während des Kriegs mit Frankreich. 2 Bde. Leipzig 1878
– Bismarck und sein Werk. Leipzig 1898

Dernburg, Bernhard: Koloniale Lehrjahre. Stuttgart 1907

Dittrich, Max: Beim Regiment des Prinzen Friedrich August 1870/71. Dresden 1886
– Staatsminister General Graf Fabrice. Sein Leben und sein Streben. Dresden 1891

Dittrich, Max: Die Helden und Führer des Deutschen Volkes im 19. Jahrhundert. Dresden 1893
– Deutsche Fahnen und Fahnen-Helden 1870/71. Dresden 1903
– Der Krieg 1870–71. Dresden 1904
– König Albert von Sachsen als Heerführer. Leipzig 1907
– Feldmarschall Graf Moltke. Leipzig 1908
– Das Große Bismarck-Buch. Dresden
– Tages-Chronik des deutsch-französischen Krieges 1870/71. Leipzig

Englmann, Heinrich: Geschichtliches über Salzburghofen. München 1909

Fieger, Hans: P. Don Ferdinand Sterzinger. Bekämpfer des Aberglaubens und Hexenwahns und der Pfarrer Gaßnerschen Wunderkuren. München 1907

Förster, Fr.: Preußens Helden in Krieg und Frieden. 2 Bde. 2. Aufl. Berlin 1848

Grabowski, Stanislaus Graf: Vertraute Geschichte der Sächsischen Höfe und Staaten seit Beendigung des dreißigjährigen Krieges. 2 Bde. Berlin 1861

Hennig, Rich.: Alfred Nobel, der Erfinder des Dynamits und Gründer der Nobel-Stiftung. Stuttgart 1912

Jung, L.: Badische Geschichte für Schule und Haus. Freiburg 1900
Der **Krieg** des Jahres 1870. Vom militärischen Standpunkt dargestellt. 1. Bd. Berlin 1871

Lamprecht, Karl: Deutsche Geschichte. 1. Ergänzungsband: Zur jüngsten deutschen Vergangenheit. 1. Bd. Tonkunst usw. Berlin 1902

Lindenberg, Paul: Am Kaiserhofe zu Berlin. Berlin 1894

März, Johannes: Francisco Pizarro und die Eroberung von Peru. Leipzig 1905
– Christoph Kolumbus und die Entdeckung der Neuen Welt. Leipzig 1906

Meschwitz, Heinrich: Geschichte des Königlich Sächsischen Kadetten- und Pagenkorps. Dresden 1907

Mignet, F. A.: Geschichte der Französischen Revolution von 1789 bis 1814. Mannheim 1835

Neubaur, Paul: Der Norddeutsche Lloyd. 50 Jahre der Entwicklung 1857–1907. 3 Bde. Leipzig 1907

Olivier, Julius von: Die Feuerwaffen und ihre Wirkung im Gefecht mit Rücksicht auf den Feldzug 1870/71. München 1871

Rauer, Philipp: Der historische Luther. Innsbruck 1900

Reventlow, Graf E.: Kaiser Wilhelm II. und die Byzantiner. 13. Aufl. München 1906

Riedwald, Max von: Bilder aus dem orientalischen Kriege. 3 Bde. 2. Aufl. Leipzig 1857

Rüstow, W.: Der Krieg in der Türkei. Zustände und Ereignisse auf der Balkanhalbinsel in den Jahren 1875 und 1876. Zürich 1877

Scherr, Johannes: Das Trauerspiel in Mexiko. Leipzig 1868

Schmidt-Hennigker, Friedr.: Bismarck-Anekdoten. 4. Aufl. Stuttgart 1900

Schneider, Hermann: Das kausale Denken in deutschen Quellen zur Geschichte und Literatur des 10., 11. und 12. Jahrhunderts. Gotha 1905

Schroetter, Frhr. von: Fürst Leopold von Anhalt-Dessau. Berlin 1895

Ségur, Graf von: Geschichte Napoleons und der großen Armee im Jahre 1812. Mannheim 1835

Spinner, Heinrich: Algier, Mexiko, Rom. Schicksale eines Schweizers in fremden Kriegsdiensten. Zürich 1901

Streißler, Friedrich: Der alte Dessauer. Stuttgart

Varnhagen von Ense: Fürst Leopold von Anhalt-Dessau. Leipzig

Voltaire: Die Geschichte Karls XII., Königs von Schweden. Leipzig

Walther, K.: Bismarck in der Karikatur. Stuttgart

Wüdig, L.: Des alten Dessauers Leben und Taten. 2. Aufl. Berlin

[250]

4. Rechtswesen

Biedermann, Frhr. von: Einführung in die Rechtskunde des Buchhändlers. 2. Aufl. Leipzig
– Anweisung für den gesetzmäßigen Betrieb des Kolportage-Buchhandels. Leipzig 1898

Brock, Walther: Das eigenhändige Testament. Berlin 1900

Bürgerliches Gesetzbuch für das Königreich Sachsen nebst Publications-Verordnung vom 2. Januar 1863. Dresden 1863
Bürgerliches Gesetzbuch vom 1. Juli 1896. Textausgabe. Dresden
Deklaration und Reklamation in Einkommensteuer- und Ergänzungssteuersachen. 8. Aufl. Dresden
 Das **Deutsche** Rechtsbuch. 4. Aufl. Berlin 1875
Deutsches Laien-Rechtsbuch. Hrsg. von Friedrich Helbig. Erfurt
Diefke, Max: Das Testament. Berlin 1900
Drucker, Martin: Die Gebührenordnung für Rechtsanwälte vom 7. Juli 1879 in der Fassung der Bekanntmachung vom 20. Mai 1898. Erläutert. Leipzig 1904
 Das **Forum**. Monatsschrift für die Anwaltschaft. 1. Bis 5. Jahrg. 1907/11. Wien
Geschäftsordnung für die Königlich-Sächsischen Justizbehörden v. 1. Januar 1903. Mit Sachregister. Dresden 1903
Gesindeordnung (revidierte) für das Königreich Sachsen vom 2. Mai 1892. Leipzig 1892
Kisch, Wilhelm: Unsere Gerichte und ihre Reform. Leipzig 1908
Kohler, Jos.: Zur Lehre von der Blutrache. Würzburg 1885
Kürschner, Joseph: Lexikon des Deutschen Rechts. 2 Bde. Berlin 1900
Neuberg, J.: Gewerbliches und geistiges Urheberrecht. 2. Aufl. Gießen 1911
Otto: Rechtsanwälte und Rechtspflege. Dresden 1912
Quanter, Rudolf: Die Sittlichkeitsverbrechen im Laufe der Jahrhunderte und ihre strafrechtliche Beurteilung. Berlin 1904
 – Deutsches Zuchthaus- und Gefängniswesen von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart. Leipzig
Rechtsanwaltsordnung vom 1. Juli 1878. Handausgabe hrsg. von *Dr. jur.* Victor Berger. Leipzig 1901
Reichs-Gewerbe-Ordnung. Hrsg. von T. Ph. Berger und *Dr. jur.* L. Wilhelmi. 13. Aufl. Berlin 1895
Reichs-Preßgesetz vom 7. Mai 1874. Erläutert von Dr. Fr. O. Schwarze. Erlangen 1874
Reichsverfassung vom 16. April 1871. Leipzig
Sächsisches Einkommensteuergesetz. 3. Aufl. Dresden 1900
Schwedler, Wilhelm: Recht und Unrecht in England. Leipzig 1909
Strafgesetz und strafrechtliche Nebengesetze (für Österreich). 19. Aufl. Wien 1902
Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich vom 15. Mai 1871. Hrsg. von P. Daude. 7. Aufl. Berlin 1900
Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich vom 1. Februar 1877. Hrsg. von P. Daude. 2. Aufl. Berlin 1889
Testament und Erbschaft. Dresden 1896
Urban, Max: handbuch des Notariats für das Königreich Sachsen. Leipzig 1910
 Das **Urheberrecht** und das Verlagsrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst vom 19. Juni 1901. Erläutert von Roberg Voigtländer. Leipzig 1901
 Das **Urheberrecht** an Werken der Literatur, Kunst und Photographie. Mit Anmerkungen hrsg. von Dr. Alfred Ritter von Wretschko. Wien 1896
 Gesetz, Verordnungen und Staatsverträge über das **Urheberrecht**. Wien 1896
Verfassung des Deutschen Reiches vom 16. April 1871. Hrsg. von Karl Pannier. Leipzig
Verlagsordnung für den Deutschen Buchhandel vom 30. April 1893. Leipzig 1899
 Der **Volksadvokat** für das Königreich Sachsen und die sächsischen Herzogtümer. 2 Bde. Leipzig 1866
Zivilprozeßordnung für das Deutsche Reich vom 17. Mai 1898. Textausgabe. Leipzig 1899
 – Hrsg. von R. Sydow und L. Busch. Berlin 1901

5. Religion

[252]

A. Allgemeines und Religionsphilosophie

Alberti, Conrad: Der Weg der Menschheit. Berlin 1906
Bewer, Max: Der deutsche Christus. Dresden 1907
Bischoff, Erich: Los von Gott? 3. und 4. Aufl. Leipzig 1906
Casalis, Eugène: Meine Erinnerungen. Berlin 1901
The Christian Science. Gebet und Vertrauen. Boston 1906
Dietze: Kirche und Kultur in soziologischer Beleuchtung. Bamberg 1910
Eddy, Mary Baker G.: *Science and Health*. Boston 1909
Eisterer, Matthias: Erinnerungsblätter an den zweiten österr. Pilgerzug nach Maria Lourdes 31. August bis 15. September 1896. Wien 1897
Friedensblätter. Organ des Psalmenbundes und des Gebetsvereins U.O.U. 1. Jahrg. (1896–1897). Augsburg
Gundlach, Wilhelm: Eine neue Reformation. Frankfurt a. M. 1907
Hardegg, E.: Das Ewige Evangelium oder Der Eine Glaube und das Eine Gesetz der Menschheit. Stuttgart 1897
 – Bibel = Gerbstoff in Pillen! 2. Aufl. Jaffa 1898

Heinrich, W.: Gott und Materie. Leipzig 1891
Hering, Hermann S.: Die Christian Science: Der Menschheit Helferin. Boston 1907
Hölzinger, K.: Politik und Glauben. Leipzig 1892
Jerwitz, Wilhelm: Zum Trost. Worte über das Fortleben der Seele. 2. Aufl. Dresden 1884
Keiter, Heinrich: Konfessionelle Brunnenvergiftung. 2. Abdruck. Regensburg 1896
Lehmann-Hohenberg: Naturwissenschaft und Bibel. Jena 1904
Marr, W.: Religiöse Streifzüge eines philosophischen Touristen. Berlin 1876
Millennial Church: A Summary View of the Millennial Church, or United Society of Believers, commonly called Shakers.
 2. Aufl. Albany 1904
Muhammad Adil, Schmitz du Moulin: Die Greuel der Verwüstung. Leipzig 1904
 – Der Islam, d. h. Die Ergebung in Gottes heiligen Willen. Leipzig 1904
 – Istanbul, d. h. die Stadt des Glaubens. Leipzig 1904
 – Keine Rasse! Keine Klasse! Brüder alle! Leipzig 1904
 – Im Haram oder Beit-ul Mukadis, d. h. im heiligen Tempel zu Jerusalem. Leipzig 1905
Näcke, P.: Zur Psychologie der plötzlichen Bekehrungen. Halle (Saale)
Piwonka, Wilhelm Ritter von: Der letzte Versuch. Ein Ruf zur Ehre, Einigkeit und Vernunft. Wien 1898
Riedt, Ludwig: Lebens-Erfahrungen eines Convertiten aus dem Volke. 4. Aufl. Ravensburg 1897
Simmel, Georg: Die Religion. Frankfurt a. M. 1906
Sulze, Emil: Kirchenreform. Berlin 1905
Surgeon, Charles Haddon: Geistesstrahlen. 2. Bde. Leipzig
Thomas von Kempen: Vier Bücher von der Nachfolge Christi. Düsseldorf 1887
Tibitz, Josef: Soziale Praxis im katechetischen Unterrichte. München 1908
Volney, von: Die Ruinen. Berlin 1792
Walter, Curt L.: Babel, Bibel und – Bebel. Weimar 1903
Wieland, Constantin: Die Heilstat Christi als Neuschöpfung und Wiedergeburt. Leipzig 1907

[254] B. Religionen der Naturvölker und des Orients

Andreä, Fr. Chr.: Die Toten-Gebräuche der verschiedenen Völker der Vor- und Jetztzeit. Leipzig 1846
Dahlmann, S. J., Joseph: Buddha. Berlin 1898
Eckard, Friedrich Simon: Ormuzd's lebendiges Wort an Zoroaster oder Zend-Avesta. Greifswald 1789
Findel, J. G.: Zarathustras Versöhnung. Leipzig 1901
Hommel, Fritz: Die Insel der Seligen in Mythos und Sage der Vorzeit. München 1901
Hooghe, Romeyn de: Hieroglyphica oder Denkbilder der alten Völker. Amsterdam 1744
Hughes, Th. P.: Was lehrt der Koran über Jesus? Potsdam 1909
Jeremias, Alfred: Hölle und Paradies bei den Babyloniern. Leipzig 1900
Jessup, H. H.: Kamil Abdul Messiah El Aietany. 2. Aufl. Potsdam 1909
 Der **Koran** oder das Gesetz für die Moslemer, durch Muhammes den Sohn Abdall. 2. Ausg. Halle 1775
 Der **Koran**. Aus dem Arabischen von Dr. L. Ullmann. 7. Aufl. Bielefeld 1877
Müller, J. G.: Geschichte der amerikanischen Urreligionen. 2. Aufl. Basel 1867
Negelein, Julius von: Germanische Mythologie. Leipzig 1906
Nösselt, Friedrich: Mythologie der Griechen und Römer. 7. Aufl. Berlin 1889
Pleisch, Andreas: Die Religion und Philosophie der Indier und ihr Einfluß auf die Religionen der Völker. Chur 1881
Rhode, J. G.: Die heilige Sage und das gesamte Religionssystem der alten Baktrer, Meder und Perser oder des
 Zendvolks. Frankfurt a. M. 1820
Roskoff, Gustav: Das Religionswesen der rohesten Naturvölker. Leipzig 1880
Spiegel, Friedrich: Avesta. Die heiligen Schriften der Parsen. 3 Bde. Leipzig 1852–1863
Vogel, Paul Joachim Siegmund: Versuch über die Religion der alten Ägypter und Griechen. Nürnberg 1793
Zehender, Wilhelm von: Die Welt-Religionen auf dem Columbia-Kongreß von Chicago 1893. 2. Aufl. Gotha 1900

[255] C. Das Christentum und seine Entstehung

Allioli, Joseph Franz: Handbuch der biblischen Altertumskunde. 2 Bde. Landshut 1844
 Die **Bibel** oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments (Luther). Berlin 1874
Biblisches Bilderbuch von Vetter Klemm. 1743 (?)
Biblisches Spruchregister. 4. Aufl. Basel 1893
Delitzsch, Friedrich: Babel und Bibel. Ein Vortrag. Leipzig 1902
 – Zweiter Vortrag über Babel und Bibel. Stuttgart 1903

Döller, Johannes: Bibel und Babel oder Babel und Bibel? Paderborn 1903
Gesangbuch für die evangelisch-lutherische Landeskirche des Königreichs Sachsen. Leipzig 1883
 Die **Heilige** Schrift des Alten und Neuen Testaments (Allioli). Berlin 1892
Hommel, Fritz: Der Gestirndienst der alten Araber und die altisraelitische Überlieferung. München 1901
Jeremias, Alfred: Im Kampfe um Babel und Bibel. Ein Wort zur Verständigung und Abwehr. 4. Aufl. Leipzig 1903
 – Monotheistische Strömungen innerhalb der babylonischen Religion. Leipzig 1904
 – Babylonisches im Neuen Testament. Leipzig 1905
 – Moses und Hammurabi. 2. Aufl. Leipzig 1903
Kirchbach, Wolfgang: Was lehrte Jesus?! Zwei Ur-Evangelien. Berlin 1897
Kittel, Rud.: Der Babel-Bibel-Streit und die Offenbarungsfrage. 2. Aufl. Leipzig 1903
 – Die babylonischen Ausgrabungen und die biblische Urgeschichte. 4. Aufl. Leipzig 1903
 Der **Kleine** Katechismus von Dr. Martin Luther. Dresden 1898
Koch, E.: Die Dämonologie des Alten Testaments im Vergleich zu derjenigen des Neuen und zu den Religionen anderer Völker. Berlin 1899
Lehmann, C. F.: Babyloniens Kulturmission einst und jetzt. Leipzig 1903
Lenk, H.: Was ist die Bibel? Leipzig 1896
Nägelsbach, C. W. Eduard: Der Prophet Jeremias und Babylon. Erlangen 1850
Renan, Ernest: Das Leben Jesu. Leipzig
 – Die Apostel. Leipzig
Schlieben, Adolph: Über den Einfluß der asiatischen Religionen auf die Lehren des Christentums. Wiesbaden 1895
Stern, J.: Lichtstrahlen aus dem Talmud. Leipzig
Weigl, J.: Das Judentum. Berlin 1911
 – Jüdische Helden. 2 Bde. Frankfurt a. M.
Winckler, Hugo: Abraham als Babylonier, Joseph als Ägypter. Leipzig 1903
Worte Christi. Hrsg. von H. S. C. (Houston Stewart Chamberlain). München 1903

[256] D. Der Katholizismus

Bräunlich, P.: Die neueste katholische Bewegung zur Befreiung vom Papsttum. 5. Aufl. München 1899
 – Die österreichische Los-von-Rom-Bewegung. München 1899
Everling, Otto: Los von Rom?! 3. Aufl. München 1899
Fohringer, Karl: Das Margareten-Kirchlein in Teuffenbach oder ein Rittermausoleum aus dem 16. Jahrhunderte. St. Pölten
Fritsch, Albert: Sechsfundfünfzig Preisaufgaben für Protestanten in öffentlichen Briefen an meinen Freund Max, protestantischen Pfarrer zu X. Sondershausen 1898
 – Unter dem Zeichen der Los-von-Rom-Bewegung. 1. Teil. Münster i. W. 1900
Graf, A.: Der Teufelsglaube. Jena
Heyck, Ed.: ‚Los von Rom! in Österreich
Irenikus: Für Katholiken und Protestanten. Amberg
Kassandrus: Streiflicher auf die Inferiorität der Katholiken. Würzburg 1898
Keiter, Heinrich: Bedingungen für den Eintritt in sämtliche religiöse Männer-Orden und -Genossenschaften Deutschlands und Österreichs. Regensburg 1895
 – Bedingungen für den Eintritt in die religiösen Frauen-Orden und -Genossenschaften Deutschlands. Regensburg 1896
Keller, Gregor: Abtei Seckau in Obersteiermark. Graz 1902
Mougel, D. A.: Dionysius der Karthäuser. 1402–1471. Mülheim a. d. Ruhr 1898
Müller, Josef: Der Reformkatholizismus, die Religion der Zukunft. Würzburg 1899
Oswald, Joh. H.: Angelologie, das ist die Lehre von den guten und bösen Engeln im Sinne der katholischen Kirche. 2. Aufl. Paderborn 1889
Réveilland, Eug.: Die Los-von-Rom-Bewegung in Frankreich. München 1900
Rost, Hans: Die Katholiken im Kultur- und Wirtschaftsleben der Gegenwart. Köln 1908
Schell, Herman: Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts. 7. Aufl. Würzburg 1899
Stern des Heils. Vollständiges katholisches Gebetbuch. M.-Gladbach 1863
Sulze, D. E.: Nur durch die Überwindung des Katholizismus in beiden Kirchen, in der evangelischen und der katholischen, und durch die unumwundene Rückkehr zur ursprünglichen Religion Jesu ist die wachsende Macht des Atheismus zu brechen. Berlin 1904

[257]

E. Missionswesen

- Awetarianian**, Johannes: Geschichte eines Muhammedaners, der Christ wurde. Von ihm selbst erzählt. Lichterfelde-West 1905
- Bischoffshausen**, Sigismund Frh. von: Das höhere katholische Unterrichtswesen in Indien und die Bekehrung der Brahmanen. Freiburg i. Br. 1897
- Catalogue of the Syrian Protestant College, Beirut, Syria.** 34. Jahr (1899/1900). Beirut (Syrien) 1900
- Der **Christliche Orient**. Monatsschrift der Deutschen Orient-Mission. Mai 1909. Potsdam
- Dilger**, J.: In Trübsal bewährt. Aus dem Leben eines chinesischen Christen. 3. Aufl. Basel 1901
- Dorn**, B.: Über die auf Nadir Schah's Befehl verfaßte persische Übersetzung der vier Evangelien
- Meinhof**, C.: Die Bedeutung der Muhammedanermision für die Heidenmission. Großlicherfelde 1906
- Die **Ursprünge** des Stundismus. 3. Aufl. Großlicherfelde 1905

6. Philosophie, Seelenkunde und Erziehung

[258]

A. Philosophie

- Angell**, Geo. T.: *Autobiographical Sketches and Personal Recollections*. Boston 1908
- Bewer**, Max: Gedanken. 3. Aufl. Dresden 1892
- Biedenkapp**, Georg: Denkdummheiten. Merkworte zur geistigen Selbstzucht. Leipzig 1896
- Büchner**, Ludwig: Das künftige Leben und die moderne Wissenschaft. Leipzig 1889
- Fremdes und Eigenes aus dem geistigen Leben der Gegenwart. 2. Aufl. Leipzig 1890
- Das Buch vom langen Leben. Leipzig 1892
- Cardanum**, Hieronymus: Offenbarung der Natur und natürlichen Dingen, auch mancherley wunderbarlichen und subtilen Würckungen. Basel 1591
- Carnegie**, Andrew: Das Evangelium des Reichtums und andre Zeit- und Streitfragen. Leipzig 1904
- Davis**, Andrew Jackson: Der Lehrer. Leipzig 1880
- Elisarion**: Ein neuer Flug und eine heilige Burg. München 1911
- Fechner**, Gustav Theodor: Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen. Leipzig 1848
- Fischer**, Engelbert Lorenz: Friedrich Nietzsche. Regensburg 1901
- Der Großgeist das höchste Menschenideal. Berlin 1908
- Flemming**, C. F.: Beiträge zur Philosophie der Seele. 2 Bde. Berlin 1830
- Forel**, August: Leben und Tod. München 1908
- Freudenberg**, Karl: Menschliche Zukunft. Hannover
- Freund**, Reinhold: Wir Menschen innen und außen. 1. Bd. Nürnberg 1911
- Gray**, John: Vom menschlichen Glück. Leipzig 1907
- Güntzel**, F. E.: Was lehrt die Natur über das Schicksal unsrer Seele? Leipzig
- Haeckel**, Ernst: Die Welträtsel. Bonn 1899
- Haushofer**, Max: An des Daseins Grenzen. München 1908
- Hellenbach**, L. B.: Die Vorurteile der Menschheit. 3. Aufl. 3 Bde. Leipzig 1893
- Hillebrand**, Joseph: Philosophie des Geistes oder Enzyklopädie der gesamten Geisteslehre. 2 Bde. Heidelberg 1835-1836
- Horneffer**, Ernst: Vorträge über Nietzsche. 4. Aufl. Berlin 1903
- Horváth**, Leo: Die gebildete Frau. Graz 1898
- Keppler**, Paul Wilhelm von: Mehr Freude. Freiburg i. Br. 1909
- Klencke-Mannhart**: Vernunft und Dogma. Neue Ausgabe. Dresden 1891
- Küchenmeister**, Carl: Der Kampf um die Persönlichkeit. Leipzig 1894
- Kuehn**, Paul: Das Nietzsche-Archiv zu Weimar. Darmstadt
- Landseck**, Rudolf: Bruno, der Märtyrer der neuen Weltanschauung. Leipzig 1890
- Leavitt**, Sheldon: Wege zur Höhe. Stuttgart 1909
- Leistner**, Carl Richard: Frohe Vernunft. Leipzig 1894
- Lichtenberger**, Henri: Friedrich Nietzsche. Dresden 1900
- Liebmann**, Otto: Immanuel Kant. Straßburg 1904
- Lindner**, Ella: Du sollst ein Segen sein! Reutlingen
- Maeterlinck**, Maurice: Die Intelligenz der Blumen. Jena 1907
- Marden**, Orison Swett: Die Macht des Gedankens. Stuttgart 1909
- Metaphysische Höhenforschung für Alpinisten**. Berlin 1906
- Mulford**, Prentice: Der Unfug des Sterbens. 13. bis 14. Tausend. München
- Nietzsche**, Friedrich: Werke. 1. Abt. Bd. 1–8. Leipzig 1899
- Gedichte und Sprüche. Leipzig 1901

Otto, F. W.: Entwicklung. Woher? Wohin? Stuttgart 1905
Piscator, Baccalaureus Bernardus: Die Rundreise des menschlichen Geistes um die Erde. Leipzig
Revel, P. C.: Entwurf eines auf das Gesetz des Zufalls gegründeten Systems der Natur. Leipzig
Richter, Raoul: Friedrich Nietzsche. Sein Leben und sein Werk. Leipzig 1903
Rümelin, Ludwig: Die Erkenntnis. Leipzig 1891
Schaarschmidt, Emil: Die Unsterblichkeit der Menschenseele. Leipzig 1892
Schmick, J. H.: Die Unsterblichkeit der Seele naturwissenschaftlich und philosophisch begründet. Leipzig 1886
 – Geist oder Stoff? 2. Aufl. Leipzig 1889
 – Die Erde kein Abschluß! Leipzig 1890
Schopenhauer, Arthur: Parerga und Paralipomena. Bd. 2. Leipzig
Schultze, Fritz: Stammbaum der Philosophie. 2. Aufl. Leipzig 1899
 – Credo und Spera. Leipzig 1906
Strecker, Wilhelm: Welt und Menschheit vom Standpunkte des Materialismus. Leipzig 1892
Stock, Otto: Friedrich Nietzsche, der Philosoph und der Prophet. Braunschweig 1901
Tiefbohrungen auf metaphysischem Gebiet. Berlin 1906
Tolstoi, Graf Leo: Was sollen wir also tun! Berlin 1901
Trine, Ralph Waldo: Was alle Welt sucht. Stuttgart 1906
 – In Harmonie mit dem Unendlichen. Stuttgart 1907
 – *What all the World's a-seeking*. London 1908
 – Das Größte, was wir kennen. Stuttgart 1908
Villinger, Arnold: Das Buch vom Wesen aller Dinge. Dresden 1896
Wahrheit und Irrtum in der materialistischen Weltanschauung. 2. Aufl. Berlin 1907
Walthofen, Hippolyt Walter von: Lebensphilosophie und Lebenskunst. Wien 1907
Was sind die Freimaurer und was wollen sie? 7. Aufl. Dessau 1897
Z.: Weltuntergangsdämonen an der Arbeit. Dresden
Zoeller, Ludwig: Grundzüge einer neuen Glaubens-, Seelen- und Lebenslehre. Zweibrücken 1907

[261] B. Psychologie

Buchmann, Uriel: Wie erlangt man Geistesgegenwart, Energie und Macht. Berlin 1908 (?)
Carus, Carl Gustav: Vergleichende Psychologie oder Geschichte der Seele in der Reihenfolge der Tierwelt. Wien 1866
Conrat, Friedrich: Helmholtz' Verhältnis zur Psychologie. Halle a. d. Saale 1903
Dyoff, Adolf: Einführung in die Psychologie. Leipzig 1908
Finke, Max: Der psychologische Determinismus Herbarts dargestellt und mit Beziehung auf die Gegenwart gewürdigt.
 Jena 1911
Fuchs, Hanns: Sinnen und Lauschen. Leipzig 1904
Gerling, Reinh.: Der praktische Hypnotiseur. 4. Aufl. Berlin 1895
Güntzel, F. E.: Das Geheimnis der Phantasie und des Gemüts. Leipzig
Ideler, Karl Wilhelm: Biographien Geisteskranker in ihrer psychologischen Entwicklung. Berlin 1841
Lombroso, C.: Genie und Irrsinn in ihren Beziehungen zum Gesetz, zur Kritik und zur Geschichte. Leipzig 1887
Möbius, P. J.: Die Hoffnungslosigkeit aller Psychologie. 2. Aufl. Halle (Saale) 1907
Weigl, Franz: Gedächtnis und Memorieren. München 1908
Wulffen, Erich: Psychologie des Verbrechers. 2 Bde. Groß-Lichterfelde-Ost 1908
Wundt, Wilhelm: Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele. Hamburg 1906
 – Grundriß der Psychologie. Leipzig 1907

[261] C. Erziehungslehre

Auer, Ludwig: Alte Ziele – neue Wege oder: Die Aufgaben des Cassianeums. 2. Teil: Erziehungslehre. Donauwörth 1908
 – Neue Erziehungspläne. Donauwörth 1909
Ensch, J. B.: Zur Frage der Jugendlektüre. 2. Aufl. Essen 1910
Gurlitt, Ludwig: Erziehung zur Mannhaftigkeit. 2. Aufl. Berlin 1906
Kunsterziehung. Ergebnisse und Anregungen des Kunsterziehungstages in Dresden am 28. und 29. September 1901.
 Leipzig 1902
Schwarz, F. H. C.: Unsere Nationalbildung. Leipzig 1834
Traber, J.: Das Cassianeum in Donauwörth. Donauwörth 1900
Vereinigte deutsche Prüfungsausschüsse für Jugendschriften. zur Jugendschriftenfrage. Leipzig 1903
Weigl, J. Jugenderziehung und Genußgifte. München 1907

Wundt, Wilhelm: Zur Moral der literarischen Kritik. Leipzig 1887

[262]

7. Geheimlehre

Acevedo, M. Otero: Über die Gespenster. Leipzig 1896

Aksákow, Alexander N.: Animismus und Spiritismus. 2. Aufl. 2 Bde. Leipzig 1894

Arnold, Hans: Wie errichtet und leitet man spiritistische Zirkel in der Familie. 2. Aufl. Leipzig 1894

– Der Adept oder Unterrichtsstunden eines Zauberlehrlings. 2. Aufl. Leipzig 1899

– Der Verkehr mit der jenseitigen Welt ohne Medien. Leipzig 1900

Asturel: Das Mysterium des Atems. Berlin 1904

Bericht über die Verhandlungen auf dem zweiten Kongreß des ‚Verbandes Deutscher Okkultisten‘ (1897) in Dresden.
Berlin

Berlin, Otto von: Kaleidoskopische Studie über Hypnotismus und Suggestion. Freiburg i. Br. 1892

Blöde, Gustav: Der Glaube an ein Leben nach dem Tode. Leipzig 1882

Brofferio, Angelo: Religion und Unsterblichkeit. Leipzig

– Für den Spiritismus. 2. Aufl. Leipzig 1894

Christmas-Dircking-Holmfeld, Edward von: Wunder. Ein Handbuch für spiritistische Tatsachen und Lehren. Leipzig 1896

Cox, Edward W.: Beweise für die Existenz einer psychischen Kraft. Leipzig 1894

Crookes, William: Der Spiritualismus und die Wissenschaft. 2. Aufl. Leipzig 1884

Cyriax, B.: Wie ich ein Spiritualist geworden bin. Leipzig 1893

Davis, Andrew Jackson: Unsterblichkeit kein Wahn. München 1878

– Die Philosophie des geistigen Verkehrs. Leipzig 1895

Edmonds, Richter: Gibt es ein Leben nach dem Tode? Leipzig 1897

Engel, Leopold: Katechismus der deutschen Theosophie. Dresden 1893

Erhardt, L. Freiherr von: Ehre und Spiritismus vor Gericht. Berlin 1897

Espérance, E. d': Im Reiche der Schatten. Licht aus dem Jenseits. Berlin

Fellner, F. von: Animalischer Magnetismus und moderner Rationalismus. Leipzig 1880

Flammarion, Camille: Unbekannte Naturkräfte. Stuttgart 1908

Freudenberg: Läßt sich die Fortdauer des Menschen nach dem Tode naturwissenschaftlich begreifen? Bitterfeld

Funck, Heinrich: Der Magnetismus und der Somnambulismus in der Badischen Markgrafschaft. Freiburg i. Br. 1894

Geßmann, G. W.: Die Psychographie. Berlin 1897

Grabowsky, Norbert: Die Wissenschaft von Gott und Leben nach dem Tode. Leipzig 1900

Güldenstubbe, Baron Ludwig von: Positive Pneumatologie. 2. Aufl. Bern

Hager, Karl August: Mediumistische Lösung wissenschaftlicher Probleme. Leipzig

Hansen, Carl: Die magnetische oder sogenannte Huth'sche Heilmethode. 2. Aufl. Leipzig

Hare, Robert: Experimentelle Untersuchungen über Geister-Manifestationen. Leipzig 1871

Heckel, Karl: Die Idee der Wiedergeburt. Leipzig 1890

Hellenbach, L. B.: Eine Philosophie des gesunden Menschenverstandes. 2. Aufl. Leipzig 1887

– Die neuesten Kundgebungen einer intelligiblen Welt. 2. Aufl. Leipzig 1899

– Die Logik der Tatsachen. 6. Aufl. Leipzig

Hensel, Louis: Neueste Offenbarungen über das Fortleben und das Jenseits. Steglitz 1885

Hochfeld, Hans: Jedermann sofort Spiritist! Berlin

Hoëll, Rudolf: Was ist Spiritismus oder Spiritualismus? Leipzig 1881

Hübbe-Schleiden: Hellenbach, der Vorkämpfer für Wahrheit und Menschlichkeit. Leipzig 1891

‚Ich erwachte.‘ Lebens-Zustände im Jenseits. Braunschweig 1895

Kardec, Allan: Der experimentelle Spiritismus. Das Buch der Medien. 2. Aufl. Leipzig 1891

– Spiritualistische Philosophie. Das Buch der Geister. Zürich

Kerner, Carl: Verkehret mit den Geistern! Leipzig

Kiesewetter, Carl: Franz Anton Mesmer's Leben und Lehre. Leipzig 1893

Langsdorff, G. von: Ein Wegweiser für das Magnetisieren und Massage. Leipzig 1894

– Der geistige Körper unserer Seele. Leipzig 1895

Leopold von Schwerin: Christentum und Spiritismus und die Gleichartigkeit ihrer Beweise. Leipzig

Lermina, Jules: Die Geheimlehre. Praktische Magie. Leipzig

Magophilos: Die Wunder und Geheimnisse der Geisterwelt. Weimar 1849

Marryat, Florence: Die Geisterwelt. Leipzig

– Es gibt keinen Tod. Leipzig

- Müller**, Rudolf: Hypnotismus und objektive Seelenforschung. Leipzig 1897
- Pape**, Joseph: Der Tod. Leipzig 1889
- Papus**: Die Wissenschaft der Magier. Leipzig 1896
- Paulk**, Gust.: Das Hall- und Jubeljahr oder Neue Wissenschaften vom Menschen und seinen Kräften. Jena 1909
- Perty**, Maximilian: Die sichtbare und die unsichtbare Welt. Leipzig 1883
- Pfaff**, E. R.: Das Traumleben und seine Deutung nach den Prinzipien der Araber, Perser, Griechen, Inder und Ägypter. 2. Aufl. Potsdam 1873
- Prel**, Carl du: Der Spiritismus. Leipzig 1883
- Das hypnotische Verbrechen und seine Entdeckung. München 1889
- Das Rätsel des Menschen. Leipzig 1892
- Der Tod, das Jenseits, das Leben im Jenseits. München 1899
- Pribytkow**, W. von: Aufrichtige Unterhaltungen über den Spiritismus. Leipzig
- Pusch**, Lucian: Spiritualistische Philosophie ist erweiterter Realismus. Leipzig 1888
- Katechismus des reinen Spiritualismus. Leipzig 1890
- Rohm**, Paul Joseph, und S. **Meyer-Baumeister**: Die beste Medizin für den Menschen ist der Mensch. 2. Aufl. Wiesbaden 1909
- Römer**, C.: Ausführliche historische Darstellung einer höchst merkwürdigen Somnambule nebst dem Versuche einer philosophischen Würdigung des Magnetismus. Stuttgart 1821
- Schmick**, J. H.: Die nachirdische Fortdauer der Persönlichkeit. Leipzig 1891
- Schneider**, Wilhelm: Der neuere Geisterglaube. Paderborn 1885
- Stern-Gwiazdowski**, H. von: Leben wir nach unserem Tode weiter? Leipzig 1896
- Swedenborg**, Emanuel: Tractat von der Verbindung der Seele mit dem Körper. Frankfurt 1776
- Vairagyananda**. Hindu-Hypnotismus. 1. bis 5. Tausend. Berlin
- Weishaupt**, Adam: Über die Selbsterkenntnis, ihre Hindernisse und Vorteile. Dresden 1901
- Wipprecht**, Rudolph: Der Spiritualismus vor dem Forum der Wissenschaft. Leipzig 1880
- Wissenschaftliche** Zeitschrift für Xenologie zur exakten Erforschung der sog. okkulten Tatsachen. Hrsg. von *Dr. med.* Ferdinand Maack. September 1901, Nr. 8
- Zöllner**, Friedrich: Die transcendente Physik und die sogenannte Philosophie. Leipzig 1897

8. Kunst

[265] A. Allgemeines

- Berg**, Leo: Gefesselte Kunst. Berlin 1901
- Feis**, Jakob: Eine Gedankenlese aus den Werken des John Ruskin. 2 Bde. Straßburg
- Fischer**, R.: Erziehung und Naturgefühl. Berlin 1907
- Goebel**, Theodor: Die graphischen Künste der Gegenwart. Stuttgart 1895
- Neue Folge. Stuttgart 1902
- Hellpach**, Willy: Das Pathologische in der modernen Kunst. Heidelberg 1911
- Kohut**, Adolph: Tragische Primadonnen-Ehen. Leipzig 1887
- Lienhard**, F.: Wege nach Weimar. Bd. 1. Stuttgart 1906
- Linde**, Ernst: Religion und Kunst. Tübingen 1905
- Lipps**, Theodor: Komik und Humor. Hamburg 1898
- Maeterlinck**, Maurice: Von der inneren Schönheit. Düsseldorf
- Pudor**, Heinrich: Babel – Bibel in der modernen Kunst. Berlin 1905
- Spitteler**, Carl: Lachende Wahrheiten. Jena 1905
- Volkmann**, Ludwig: Die Erziehung zum Sehen. Leipzig 1902

[266] B. Bildende Kunst

- Berühmte Kunststätten**. Cordoba und Granada. Leipzig 1902
- Konstantinopel. Leipzig 1901
- Vom alten Rom. 2. Aufl. Leipzig 1900
- Venedig. 2. Aufl. Leipzig 1900
- Deutsche Kunst** und Dekoration. 8. Jahrg. 1904/05. 4 Hefte. Darmstadt
- Holárek**, Emil: Reflexionen aus dem Katechismus. Prag 1901
- Holbein**, Hans: Bilder des Todes. Hamburg 1900

- Kaura**, Johannes B.: Bau-Entwürfe für geistliche Wohngebäude, Kapellen, Kirchen usw. im byzantinischen Stile. 70 Blatt. 3. Aufl. Berlin
- Kunsthistorischer** Bilderbogen. Handausgabe. I. Die Kunst des Altertums. Zusammengestellt von Dr. R. Menge. Leipzig 1892
- Künstler-Monographien** (Bielefeld). Begas (1901) – Canova (1898) – Correggio (1898) – Defregger (1900) – Hubert und Jan van Eyck (1898) – Klinger (1901) – Lenbach (1899) – Leonardo da Vinci (1898) – Michelangelo (1900) – M. von Munkacsy (1899) – Murillo (1901) – Ludwig Richter (1897) – Rubens (1901) – Schinkel (1897) – Stuck (1901) – Thorwaldsen (1901) – Tizian (1900) – Veronese (1897) – Watteau (1896) – Wereschtschagin (1900)
- Luckenbach**, H.: Kunst und Geschichte, 3 Bde. München 1902, 1903 u. 1905
- Schumann**, Paul: Max Klingers Beethoven. Leipzig 1902
– Max Klingers Wandgemälde für die Aula der Universität Leipzig. Leipzig 1909
- Singer**, Hans W.: Zeichnungen von Max Klinger. Leipzig 1912
- Spemann**, W.: Das goldene Buch der Kunst. Berlin 1901
- Springer**, Anton: Grundzüge der Kunstgeschichte. Bd. 1: Das Altertum. 3. Aufl. Leipzig 1888

[267] C. Musik

- Benda**, L.: Buch der Lieder. Braunschweig
- Chop**, Max: Erläuterungen zu Ludwig van Beethovens Symphonien. Leipzig 1910
- Dörffel**, Alfred: Liederkranz. Leipzig
- Frimmel**, Theodor von: Ludwig van Beethoven. 2. Aufl. Berlin 1903
- Girschner**, Otto: Musikalische Aphorismen. 2. Aufl. Leipzig
- Lobe**, J. C.: Katechismus der Kompositionslehre. Leipzig 1882
- Marx**, Adolph Bernhard: Die Lehre von der musikalischen Komposition. 2 Bde. Leipzig 1837 u. 1838
- Melitz**, Leo: Führer durch die Opern. Berlin 1901
- Mey**, Curt: Die Musik als tönende Weltidee. 1. Bd. Leipzig 1901
- Musikalisches** Taschenfremdwörterbuch. Chemnitz 1845
- Nevin**, Arthur. Poia. Oper. Berlin 1909
- Niggli**, A.: Schubert. (Reclams Musikerbiographien.) Leipzig
- Nohl**, Ludwig: Allgemeine Musikgeschichte. Leipzig
– Beethoven. (Reclams Musikerbiographien.) Leipzig
- Samans**, F.: Zweite Sammlung beliebter Gitarrelieder. 1. Teil. Wesel 1842
- Schubert**, F. L.: Katechismus der Musikinstrumente. 4. Aufl. Leipzig 1882
- Schulze**, Carl Gotthold: 80 Choräle für drei und vier Männerstimmen. Plauen i. V. 1841
- Spemann**, W.: Das goldene Buch der Musik. 2. Aufl. Berlin 1900
- Weber**, C. M. von: Oberon. Textbuch. Leipzig

[268] D. Literaturwissenschaft

I. Poetik und Theaterwissenschaft

- Avonianus**: Dramatische Handwerkslehre. Berlin 1895
- Bab**, Julius. Was ist uns Kainz? Berlin
- Bahr**, Hermann: Rezensionen Wiener Theater 1901–1903. Berlin 1903
- Banck**, Otto: Aus der deutschen Bühnenwelt. Leipzig 1865
- Devrient**, Eduard: Dramatische und dramaturgische Schriften. 4 Bde. Leipzig 1846
- Franz**, Rudolf: Der Aufbau der Handlung in den klassischen Dramen. 3. Aufl. Bielefeld 1904
- Freytag**, Gustav: Die Technik des Dramas. 9. Aufl. Leipzig 1901
- Golther**, Wolfgang: Bayreuth. Berlin. 2. Tausend
- Gregori**, Ferdinand: Josef Kainz. 2. Tausend. Berlin
- Heinze**, Paul, und Rudolf Goette: Deutsche Poetik. Dresden 1891
- Keiter**, Heinrich: Theorie des Romans und der Erzählkunst. 2. Aufl. Essen 1904
- Limmer**, Emil: Hinter den Kulissen der Dresdner Hoftheater. Berlin 1902
- Lindau**, Paul: Vorspiele auf dem Theater. Dresden 1895
– Dramaturgische Blätter. Neue Folge 1875–1878. 2 Bde. Breslau 1879
- Lipps**, Theodor: Der Streit über die Tragödie. Hamburg 1891
- Litzmann**, Berthold: Der große Schröder. 2. Tausend. Berlin
- Lothar**, Rudolf: Das Wiener Burgtheater. (Dichter und Darsteller Bd. 2.) Leipzig 1899
– Das Wiener Burgtheater (Das Theater Bd. 5). 2. Tausend. Berlin
- Nossig**, Alfred: Die Erneuerung des Dramas. 1. Bd. Berlin 1905

Presber, Rudolf: Vom Theater um die Jahrhundertwende. Stuttgart 1901
Prölliß, Robert: Katechismus der Dramaturgie. Leipzig 1877
Sakheim, Arthur: Masken. Hamburgische Schauspieler-Bildnisse. Hamburg 1911
Spemann, W.: Das goldene Buch des Theaters. Berlin 1902
Zabel, Eugen: Studien und Kritiken zur modernen Dramaturgie. Bd. 3: Deutschland. Oldenburg 1903

II. Literarische Zeit- und Streitfragen

Aber, – – Herr Sundermann!! Offener Brief an den Verfasser der ‚Verrohung in der Theaterkritik‘. Berlin 1903
Bartels, Adolf: Kritiker und Kritikaster. Leipzig 1903
Benevolus, Justus: Katholische Kritik und Hyperkritik. München 1899
Bräutigam, Ludwig: Die neue Kunstkritik. Kassel 1904
Faber, Hermann: Der dramatische Dichter und unsere Zeit. Leipzig 1910
Gesell, C. A. J.: Die Übelstände des gegenwärtigen deutschen Schauspielwesens und Vorschläge zur Umwandlung desselben. Leipzig 1886
Kasselbach, S.: Literarische Ungezogenheit und Schlimmeres. Bonn 1904
Kralik, Richard von: Die katholische Literaturbewegung der Gegenwart. 4. Aufl. Regensburg 1909
– Ein Jahr katholischer Literaturbewegung. Regensburg 1910
Landsberg, Hans: Los von Hauptmann! Berlin 1900
Lienhard, Fritz: Neue Ideale. Gesammelte Aufsätze. Leipzig 1901
Muth, Karl: Die literarischen Aufgaben der deutschen Katholiken. Mainz 1899
– Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis. Kempten 1909
Pfeneberger, Josef: Kralik oder Muth? Ein Wort zum katholischen Literaturstreit der Gegenwart. Hamm i. W. 1910
Pöllmann, Ansgar: Rückständigkeiten. Ges. Aufsätze. Ravensburg 1906
Schmidt, Julian: Bilder aus dem geistigen Leben unsrer Zeit. Leipzig 1870
Senger, Adam: Volkslektüre und Volksbibliotheken. Bamberg 1907
Veremundus: Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit? 2. Aufl. Mainz 1898
Wilde, Oscar: Fingerzeige (*Intentions*). 2. Aufl. Minden i. W. 1905

III. Zeitschriften, Jahrbücher und Nachschlagwerke

Abshoff, Fritz: Bildende Geister. 1. Band. Berlin 1905
Allgemeiner Deutscher Literatur-Kalender 1881. Bremen 1881
Kürschner, Joseph: Deutscher Literatur-Kalender 1884–1888 (6. bis 10. Jahrg.). Berlin
Das **Literarische** Echo. 7. Jahrg. 1904/05. Berlin
Literarische Silhouetten. Jahrg. 1907. Oetzsch-Leipzig
Melitz, Leo: Die Theaterstücke der Weltliteratur ihrem Inhalte nach wiedergegeben. Berlin 1893
Neuer Theater-Almanach 1905. Berlin
Neues deutsches Dichterheim. Monatsschrift. Oktober 1909 bis Januar 1910. Koburg

IV. Literaturgeschichte

a) Gesamtdarstellungen

Guden, Karl Friedrich Armin: Chronologische Tabellen zur Geschichte der deutschen Sprache und National-Literatur.
3 Bde. Leipzig 1831
Kluge, Hermann: Geschichte der deutschen National-Literatur. 8. Aufl. Altenburg 1877
Sanders, Daniel: Geschichte der deutschen Sprache und Literatur bis zu Goethes Tod. Berlin 1891
Spemann, W.: Das goldene Buch der Weltliteratur. Berlin 1901
Stern, Adolf: Geschichte der neuern Literatur. 7 Bde. Leipzig 1882–1884
Wildenbruch, Ernst von: Das deutsche Drama, seine Entwicklung und sein gegenwärtiger Stand. Leipzig 1906

b) Antike Literatur

Engel, Franz Joseph: Zum Rechte der Schutzflehenden bei Homer. Passau 1899
Rex, Erwin: Abriß der Geschichte der antiken Literatur. 55. Tausend. Berlin

c) Deutsche Klassik

Bellermann, Ludwig: Schiller. (Dichter und Darsteller Bd. 7.) Leipzig 1901
Biese, Alfred: Goethes Bedeutung für die Gegenwart. Neuwied 1900
Bode, Wilhelm: Goethes Lebenskunst. Berlin 1901
Boyesen, Hjalmar Hjorth: Ein Kommentar zu Goethes Faust. Deutsch von Otfried Mylius. Leipzig 1881
Brausewetter, Artur: Goethes Weltanschauung. Leipzig

Brenning, Emil: Goethe nach Leben und Dichtung. Gotha 1889
Engel, Karl: Das Volksschauspiel Doktor Johann Faust. 2. Aufl. Oldenburg 1882
Goedeke, Karl: Goethes Leben und Schriften. 2. Aufl. Stuttgart 1877
Goethe-Galerie. Nach Original-Kartons von Wilhelm v. Kaulbach. München
Gräf, Hans Gerhard: Goethe über seine Dichtungen. 1. Bd.: Die epischen Dichtungen. I. Frankfurt a. M. 1901
Grimm, Hermann: Goethe. 4. Aufl. Berlin 1887
Harnack, Otto: Goethe in der Epoche seiner Vollendung 1805 bis 1832. 2. Aufl. Leipzig 1901
Köster, Albert: Gedächtnisrede zur Feier der hundertjährigen Wiederkehr von Schillers Todestag am 9. Mai 1905. Leipzig 1905
Lewes, Louis: Goethes Frauengestalten. Stuttgart 1894
Moderne Klassiker. Bd. 47: Gotthold Ephraim Lessing. Bd. 48: F. C. Schloßer. In einem Band. Kassel 1854
Molitor, Wilhelm: Über Goethes Faust. Mainz 1869
Rehberg: Goethe und sein Jahrhundert. Jena 1835
Witkowski, Georg: Goethe (Dichter und Darsteller Bd. 1). Leipzig 1899

d) Nachklassische deutsche Literatur

Alberti, Conrad: Gustav Freytag. Leipzig 1886
Hagen, Edmund von: Über die Dichtung des ‚Rheingold‘ von Richard Wagner. München 1876 u. 1879. 2 Bde.
Kerr, Alfred: Das neue Drama. Berlin 1905
Kienzel, Hermann: Dramen der Gegenwart. Graz 1905
Kiesgen, Laurenz: Heinrich von Kleist. Leipzig
Litzmann, Berthold: Das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart. 4. Aufl. Hamburg 1897
Lothar, Rudolph: Das deutsche Drama der Gegenwart. München 1905
Muncker, Franz: Friedrich Rückert. Bamberg 1890
Pöllmann, Ansgar: Rosegger und sein Glaube. Münster i. W. 1903
Thomas, Emil: Die letzten zwanzig Jahre deutscher Literaturgeschichte 1880–1900. Leipzig 1900
Windegg, Walther Eggert: Eduard Mörikes Haushaltungsbuch. Stuttgart 1909
Witkowski, Georg: Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts in seiner Entwicklung dargestellt. 2. Aufl. Leipzig 1906
Wulffen, Erich: Gerhart Hauptmanns Dramen. 2. Aufl. Berlin 1911

e) Englische Literatur

Baumgartner, Andreas: William Wordsworth. Zürich 1897
Döring, August: Shakespeares Hamlet seinem Grundgedanken und Inhalte nach erläutert. Hamm 1865
Engel, Eduard: Lord Byron. Eine Autobiographie nach Tagebüchern und Briefen. 3. Aufl. Minden i. W. 1884
Hoffmann: Erläuterungen zu Shakespeares ‚Hamlet‘. Leipzig
Kellner, L.: Shakespeare. (Dichter und Darsteller Bd. 4.) Leipzig 1900
Kühne, W.: Venus, Amor und Bacchus in Shakespeares Dramen. Braunschweig 1902
Lewes, Louis: Shakespeares Frauengestalten. Stuttgart 1893
Sievers, E. W.: Shakespeares Hamlet für weitere Kreise bearbeitet. Leipzig 1851

f) Zur Literatur der übrigen europäischen Völker

Bähr, J. K.: Dantes Göttliche Comödie in ihrer Anordnung nach Raum und Zeit. Dresden 1852
Brausewetter, Arthur: Gottsucher des Nordens (Tolstoi, Björnson, Ibsen). Leipzig
Federn, Karl: Dante. (Dichter und Darsteller Bd. 3.) Leipzig 1899
Popp, Max: Jules Verne und sein Werk. Wien 1909
Zabel, Eugen: L. N. Tolstoi (Dichter und Darsteller Bd. 6.) Leipzig 1901

9. Schöne Literatur

[273] A. Zeitschriften und Sammelwerke

Arnold, Robert F.: Europäische Lyrik. Leipzig 1899
Belletristische Correspondenz. Jahrg. 1882 und 1883. Leipzig
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens 1877. 13 Bde. Stuttgart
Echtermeyer, Theodor: Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen. 14. Aufl. Halle 1866
Franke, Armin: Merksprüche für Jung und Alt. 2. Aufl. Berlin 1892
Jugendhort. Illustrierte Zeitschrift. 6. Jahrg. 1895. Dülmen i. W.
Kalender auf das Jahr 1802, enthaltend u. a. Schillers ‚Die Jungfrau von Orleans‘. Berlin

Kleines Kommerzbuch. 2. Aufl. Leipzig 1891
Lechler, Cornelia: Liebe in Spruch und Lied. München.
Münchener-Fliegende-Blätter-Kalender 1894. München
Pantheon: Eine Sammlung vorzüglicher Novellen und Erzählungen der Lieblingsdichter Europas. Bd. 1–4, 6–24. Stuttgart 1828–1831
Der **Ruf.** Ein Flugblatt an junge Menschen. Februar 1912. Wien
Stettenheim, Julius: Tausend Ein- und Zweizeiler. Berlin 1896
Verein Berliner Presse. Heft zum Jubiläums-Ballfest am 26. Januar 1907. Berlin
Volger, Bruno: Griechische und deutsche Wein-Lyrik. Leipzig 1901

[273] B. Klassiker und Gesamtausgaben

Byron: Sämtliche Werke. 9 Bde. Leipzig 1901 (Hesse)
Chamisso: Sämtliche Werke, 2 Bde. Berlin
Eckermann, Johann Peter: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Hrsg. von Gustav Moldenhauer. Leipzig 1884
– Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Hrsg. von Adolf Bartels. 2 Bde. Leipzig 1902
Goethe: Sämtliche Werke. 18 Bde. Leipzig (Knaur)
– Werke. Hrsg. von Heinrich Kurz. 12 Bde. Hildburghausen 1874
– Schriften. 5. Bd. Leipzig 1787
– Meisterwerke. 2 Bde. Berlin (Pallas)
– Zur Farbenlehre. 4 Bde. Stuttgart 1833/34
– Faust. Stuttgart (Cotta)
– Gedichte. Hrsg. von Fr. Strehlke. Berlin
– Italienische Reise. Stuttgart (Cotta)
– Werther u. a. Stuttgart (Cotta)
Goethes Gedanken-Anthologie. Hildburghausen 1839
Grillparzer: Werke. 8 Bde. Stuttgart (Cotta)
Hebbel, Friedrich: Sämtliche Werke. 12 Bde. Leipzig 1891 (Hesse)
Hoffmann, E. T. A.: Ausgewählte Werke. 6 Bde. Stuttgart (Cotta)
Klopstock, Friedrich Gottlieb: Gesammelte Werke Bd. 1 und 2. Stuttgart (Cotta)
– Der Messias. Leipzig
– Salomo – Hermann und die Fürsten. Leipzig 1806
Körner, Theodor: Werke. (Titelblatt fehlt)
Lessing, Gotthold Ephraim: Werke. 6 Bde. Dresden (Schreitmüller)
– Sämtliche lyrische, epische und dramatische Werke und seine vorzüglichsten Prosaschriften. Leipzig
– Laokoon. Stuttgart 1873
Reuter, Fritz: Sämtliche Werke. 2 Bde. Hamburg
– Hanne Nüte un de lütte Pudel. 10. Aufl. Wismar 1876
Schiller: Sämtliche Werke. Neue Ausg. 4 Bde. Stuttgart 1874 (Cotta)
– Sämtliche Werke. 12 Bde. Leipzig (Fock)
– Briefwechsel mit Körner. 4 Bde. Berlin 1847
Shakespeare: Sämtliche dramatische Werke. 12 Bde. Leipzig (Hesse)
Varnhagen von Ense, K. A.: Biographische Denkmale Bd. 1 bis 10. 3. Aufl. Leipzig 1872–1874
Wagner, Richard: Gesammelte Schriften und Dichtungen. 3. Aufl. 10 Bde. Leipzig 1871–1883
Wieland, Christoph Martin: Gesammelte Werke. 6 Bde. Stuttgart 1887
– Oberon. Leipzig

[275] C. Einzelwerke

I. Neuere deutsche Literatur

Ahle: Dessauer Geschichten. Dessau 1893
Der **Alte** Dessauer. Ein deutsches Volksbuch. Leipzig 1844
Ambrosius, Johanna: Gedichte. 11. Aufl. Königsberg i. Pr. 1896
Arnim, Eva A. von: Dem Tag entgegen. Novelle. Berlin 1898
Auer, Ludwig: Liebe und Haß. Schauspiel. Donauwörth 1909
– und Richard von Kralik: Fünf Volkssagen. Donauwörth 1907
Bachmann, Franz: Lucifer. Drama. Dresden 1903

Baumbach, Rudolf: Zlatorog. Eine Alpensage. Leipzig 1885
Berges, Philipp: Amerikana. Humoristische Skizzen. 3. Bd. Leipzig
Bewer, Max: Künstlerspiegel (Gedichte). Dresden 1904
 – Göttliche Lieder. Dresden 1905
Biesendahl, Karl: Ein Pistolenschuß und andere norddeutsche Geschichten. Dresden 1909
Bimstein, Emanuel: Gottfried der Student. Epos. 5. Aufl. Heiligenstadt
Birndt, Fanny: Bunte Muscheln vom Lebensstrand. Erzählungen. Freiberg (Sa.) 1903
Bloem, Walter: Das eiserne Jahr. Roman. Leipzig 1910
Brand, Silvia: Wie es zugeht. Streiflichter aus der Redaktionsstube. Dresden
Brüchig, Otto: Barbaren der Wildnis. Erzählung. Berlin
Collet, Fr.: Die Feindin ihres Glücks. Roman. Kevelaer
Deutsche Chansons (Brettli-Lieder). Berlin 1901
Dincklage, Emmy von: Am Dollart. Friesische Köpfe. Zwei Novellen. Leipzig 1910
Droop, Adolf: Frieden. Liederblüten im Märchenkranz. Dresden 1905
 – *Love-Songs*
Eichert, Franz: Wetterleuchten. Gedichte. Wien 1894
Elbe, A. v. d.: Brausejahre. Bilder aus Weimars Blütezeit. 2. Aufl. Leipzig
Elm, Hugo: Siegfried Eisenhart. Abenteuer eines deutschen Knaben in Ostafrika. 2. Aufl. Berlin 1895
Engel, Leopold: Mallona. Die letzten Jahre eines untergegangenen Planeten. Lorch 1911
Ernst's Reisen durch den gestirnten Himmel. Zerbst 1822
Eschner, Max: Die Söhne der Pampas. Die Pfahlmänner des Llano estakado. Reutlingen
Feige, Alfred: Das lachende Schlesien. 2. Aufl. Leipzig
Filek, E. von: Die Ölstadt. Erzählung. Stuttgart
Fraenkel, Martin: Selbsterlebtes, Selbsterzähltes. Hamburg 1908
 – Wie alles kam...! Die Geschichte meiner Erblindung
Franke, Armin: Die vier Jahreszeiten (Dichtungen). Berlin 1889
Freitag, Otto: Zehn Jahre im dunklen Afrika. Reiseabenteuer. 3 Bde. Dresden
Frenzel, Fritz: Im Wandel der Zeiten. Reflexionen, Bilder und Träume. Leipzig
Freytag, L.: Herware (Umdichtung der Herware-Sage). Berlin 1883
Friesen, Erich: Feuerbrände. Roman. Kevelaer
Gellert, C. F.: Sämtliche Fabeln und Erzählungen. Pirna 1824
Gerok, Karl: Palmblätter. 51. Aufl. Stuttgart
Gheri, Leopold: Die rächende Nemesis. Reiseerlebnisse. Berlin 1906
 – In der Trinacria (Kreuz und quer durch Sizilien). Reiseerlebnisse. Linz (Donau) 1910
Glässer, Johannes: Auf der Flucht vor der Schande. Deutsch-amerikanischer Roman. 2. Aufl. Milwaukee 1911
Grant, Charles: Neapolitanisches Volksleben in vier Erzählungen. Freiburg i. Br. 1900
Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffels von: Der abentuerliche Simplizissimus. Hrsg. von Philipp Lenz. Leipzig
Hamerling, Robert: Aspasia. 4. Aufl. Hamburg 1892
Hamm, Wilhelm: In der Steppe. Eindrücke und Jagdfahrten in Neurußland. Leipzig
Hardegg, E.: Germania stehe auf! Ein Weckruf an das Mutterland und seinen Ehestand. Jaffa 1889
Hauptmann, Gerhart: Die versunkene Glocke. 44. Aufl. Berlin 1899
Heine, Heinrich: Buch der Lieder. Leipzig
Heintzeler, A.: Gott schütze Dich! Eine Mitgabe fürs Leben aus den Schätzen christlicher Dichtkunst. 32. Aufl. Stuttgart
Heißing, Hermann: Süd-West. Vaterländische Dichtung aus der Zeit des Herero-Krieges. 2. Aufl. Lehe 1908
 – ‚Fürchte nichts!‘ Neue Marinelieder. 2. Aufl. 1. Teil. Bant-Wilhelmshaven 1910
Helle, Friedrich W.: Christkindleins Wanderung. Christliche Weihnachtsmärchen. Trier 1904
Hellenbach, L. B.: Die Insel Mellonta. 3. Aufl. Leipzig 1896
Herchenbach, Wilhelm: Der alte Dessauer, Fürst Leopold von Anhalt-Dessau. Erzählung. Regensburg 1885
Hermann von Alt-Damerow: Luise, Gräfin von Montignoso, ehemalige Kronprinzessin von Sachsen, als Dichterin. Leipzig
Hesse, Hermann: Peter Camenzind. Berlin 1905
Hirschfeld, Hermann: Die Fürstin von Mirandola. Erzählung. Kevelaer
Hofmannsthal, Hugo von: Der Tod und der Tod. Leipzig 1904
 – Elektra. Berlin 1904
Janson, Kristofer: Wildrose. Eine Erzählung aus dem Indianeraufstande im Jahre 1862. Berlin
Jensen, Wilhelm: Deutsche Männer, Geschichtlicher Roman aus dem Jahre 1809. Leipzig 1909
Jungmair, Rudolf: Dichtungen in ob der enns'scher Volksmundart. 3. Aufl. Linz/Donau 1893

Kirchbach, Wolfgang: Der Menschenkenner. Lustspiel. Dresden
Köhler, Heinrich: Lynchjustiz. Erzählung. Kastor und Pollux. Novelle. Heilbronn
Köhler-Haußen, F. B.: Galgenstricks Lieder. Dresden 1904
Korolenko: Der Wald rauscht. Erzählungen. Leipzig 1903
Krane, Anna Freiin von: Aus dem Alltagsleben. Skizzen und Plaudereien. Kevelaer
Krieger, Arno: Sachsenstern. Volksschauspiel. Kötzschenbroda 1898
 – Rahel, die Seherin. Dramatisches Zeitbild. Leipzig 1909
Kügelgen, Wilhelm von: Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Leipzig 1899
Langen, Siegfried Martin: Mein Lenz im Liede. (Gedichte.) Berlin 1887
Lebius, Rudolf: Gärung. Roman aus dem sozialdemokratischen Parteileben der Gegenwart. Berlin 1907
Lehner, Franz: Was ich fand. Gedichte. Paderborn
Lenzen di Sebregondi, Maria: Trüber Morgen, goldener Tag. Roman. Köln 1884
Lhotzky, Heinrich: Immanuel Müller. Ein Roman aus der bessarabischen Steppe. Ludwigshafen a. B. 1912
Magos, Hermine: *Poste restante!* Humoresken und Novellen. Dresden 1895
Malade, Theo: Der Hilfsprediger. Roman. Berlin 1902
Möllhausen, Balduin: Der Fährmann am Kanadian. Roman. Leipzig 1906
 – Haus Montague. Leipzig
Morgenstern, Gustav: Miza. Ein Reise- und Liebesgesang. Dresden 1893
 – Geschichten von der Straße. Neue Folge. Dresden 1897
Naumann: Vierzig Freymäurerlieder. In Musik gesetzt. Berlin 1782
Neunert, Hans: Nur treu! Erzählung. Freiburg i. Br. 1908
 – Das Zöllnerrosel. Erzählung. Straßburg 1910
 – Das Leben, wenn es köstlich gewesen ist. Erlebnisse. Straßburg 1911
Niemann, August: Der Weltkrieg. Deutsche Träume. Roman. Berlin 1904
Niemann, Karl: Wie die Alten jungen. Lustspiel. Leipzig
Nordländer, Henny: Gedichte. Heilsberg 1909
Pierre, M.: Neue lyrische Dichtungen. Berlin
Pohl, Julius: Bernsteinperlen zum Schmucke der ermländisch-kölnischen Jubelmitra (Gedichte). Paderborn 1893
Prellwitz, Gertrud: Oedipus oder Das Rätsel des Lebens. Tragödie. Freiburg i. Br. 1898
Reinhard, Franz: Emanuel. Dichtungen. Heiligenstadt 1899
Reischach, Elisabeth Gräfin von: Eck von Reyschach. Historische Erzählung aus der Zeit der ersten Belagerung Wiens. Berlin 1908
Reizenhofen, E. von: Waldrauschen. Gedichte. Leipzig 1898
Remin, Ernst: Sigrid Bang. Roman. 2 Bde. Freiburg i. Br. 1900
Rilke, Rainer Maria: Mir zur Feier. Gedichte. Berlin 1899
Rittershaus, Emil: Freimaurerische Dichtungen. Leipzig 1870
Rosbach: Fröhliche Stunden im festlichen Kreise. Beliebte Szenen und Spiele. Köln 1895
Rosegger, Peter: Das ewige Licht. Erzählung. 3. Aufl. Leipzig 1897
Rosner, Karl: Die Silberne Glocke. Roman. Leipzig 1908
Saget, P.: Roland und Hildegard. Dramatisches Bild. Honnef
 – Hedwig von der Wolkenburg. Dichtung. Honnef
Schabelsky, E. von: Der berühmte Mann. Lustspiel. 2. Aufl. Berlin 1891
Scheffel, Jos. Viktor von: Gedenkbuch über stattgehabte Einlagerung auf Castell Toblino im Tridentinischen Juli und August 1855. 3. Aufl. Stuttgart 1902
Schlichting, Hermann: Im Streit um Jesus. Romandichtung. Dresden
Schlott, Toni: Max und Moritz. Eine einfache Liebesgeschichte. Heilbronn
Schoenaich-Carolath, Prinz Emil von: Der Freiherr – Regulus – Der Heiland der Tiere. Novellen. Leipzig 1907
Schnackenburg, Clara: Ein Christkind. Auf der Schmittenhöhe und andere Erzählungen. Dresden 1898
Schott, Clara: Der Waldwächter. Novelle. Heilbronn
Schroeter, Timon: Für unser Heim! Bunte Spenden deutscher Dichter und Denker der Gegenwart für das Deutsche Schriftstellerheim in Jena. Leipzig 1902
Schrott, Henriette: Das Glück des Hilarius Stubenrauch und anderes. Stuttgart 1910
 – Jakob Brunner. Ein Tiroler Roman. Berlin 1911
 – Die von Edelspach. Graz 1912
Schuchardt, Ernst: Sechs Monate Arbeitshaus. Erlebnisse eines wandernden Arbeiters. Berlin 1907
Semilasso in Afrika. Aus den Papieren des Verstorbenen. 5 Bde. Stuttgart 1836

Silvester, Ewald: Nora gyllensee. Roman. Stuttgart 1906
 – Der komische Prinz. Eine königliche Komödie. München 1908
Slevogt, Max: Coranna. Zeichnungen zu einer Indianer-Erzählung von W. Claire. 2. Aufl. Berlin
Spießl, Johann: Der Armenhäusler. Erzählung. Regensburg 1905
Spießl, Hans: Gesammelte Erzählungen und Gedichte. Bd. 1. Straubing 1907
Streibler, Fr., und J. **Hoffmann**: Der alte Dessauer. Marschall Vorwärts. Zwei geschichtliche Erzählungen. Stuttgart
Studien und Erlebnisse eines reisenden Prinzen. Aus dem Arabischen des Fer Fir Fep Isulju. 3 Bde. Leipzig 1863
Sudermann, Hermann: Frau Sorge. Roman. Stuttgart 1903
Suttner, Bertha von: Der Menschheit Hochgedanken. Roman. Berlin 1910
 – Die Waffen nieder! Volksausgabe 61. bis 70. Tausend. Dresden
Treller, Franz: Der Letzte vom ‚Admiral‘. 5. Aufl. Stuttgart
Voß, Richard: Das Frühlinigs-Märchenspiel. Weimar 1908
Wachenhusen, Hans: Rom und Sahara. I. Berlin 1865
Walden, Arno von: Christus. Gedichte. Mainz 1903
Wangenheim, F. Th.: Die Perle von Zien. 2 Bde. Leipzig 1938
Wehner, Bruno: Der grüne Philosoph. Gedichte. Leipzig 1906
Weise, Lisa (E. Liß-Blanc): Moderne Menschen. Skizzen. Berlin 1893
 – Salonmüde. 2 Novellen. Berlin 1899
 – Lebensfreude. Sonnige Geschichten. 2. Aufl. Dresden
Wildenbruch, Ernst von: Das wandernde Licht. Novelle. Stuttgart 1893
Winter, Heinz: Der Gun-Renner. Auge um Auge – Zahn um Zahn. Erzählungen. Stuttgart
Wittmann, Rud., und Moriz **Band**: Wiener Künstler-Dekameron. Wien
Wolzogen, Alfred Frhr. von: Sakuntala. Schauspiel. Leipzig

II. Französische Literatur

Castro, Aïda A. de: *Le Comte de Sabache*. Drama. Alexandria 1899
Daudet, Alphonse: *Le Petit Chose*. Im Auszug hrsg. Von Prof. Dr. C. Th. Lion. 2. Aufl. Dresden 1892
Daudet, Alphonse: Der kleine Dingsda. Roman. Berlin
 – Frommont *jun.* & Risler *sen.* Familienroman. Berlin
 – Jack. Roman. Berlin
 – Die Könige in der Verbannung. Roman. Berlin
 – Montagsgeschichten. Roman. Berlin
Dumas, Alexander: Die schwarze Tulpe. Historischer Roman. Leipzig
Ferry, Gabriel: Der Waldläufer. Für die Jugend bearbeitet von A. H. Fogowitz. Wesel
Gobineau, Graf: Asiatische Novellen. Leipzig
Hugo, Victor: Die Weltverlassenen. Sozialer Roman. 2 Bde. Limburg a. d. Lahn
Maeterlinck, Maurice: Maria Magdalena. Drama. Jena 1910
Schoenau, Max: Allerlei Kulissenscherze. Aus französischen Quellen gesammelt. Charlottenburg
Verne, Julius: Das Leiden eines Chinesen in China. Wien
Zola, Emile: Das Assommoir. 2 Bde. Berlin 1880
 – *Lourdes (Les Trois Villes)*. Paris 1894
 – *Paris (Les Trois Villes)*. Paris 1898
 – Fruchtbarkeit. Roman. Leipzig
 – Germinal. Berlin
 – Nana. Ein Pariser Roman. Berlin
 – Die Sünde des Priesters. Roman
 – Der Totschläger. Roman. Berlin

III. Angelsächsische Literatur

Abel-Musgrave, Curt: Der Hexenmeister. Nach dem Englischen des Stanley J. Weyman. Freiburg i. Br. 1900
Adams, Marion L.: *Fairy Tales from India*. London
Alexander: Um Seinetwillen. Roman. Freiburg i. Br. 1900
Bellamy, Edward: Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf 1887. Leipzig 1890
Bulwer Lytton, Edward: *Eva and the Pilgrims of the Rhine*. Leipzig 1842
 – Nacht und Morgen. Berlin 1911
Chesterton, Alice M.: *Stories from 'Hiawatha'*. London

Collins, Charles: Ende gut, alles gut. Berlin
 – Das Mahl der Selbstmörder. Berlin
 – Verlorene Liebesmüh. Berlin

Corelli, Marie: *A Romance of two Worlds. A Novel.* 2 Bde. Leipzig 1888
 – ‘*Ardath*’. *The Story of a Dead Self.* 3 Bde. Leipzig 1889
 – *Barabbas. A Dream of the World’s Tragedy.* 2 Bde. Leipzig 1893
 – *The Sorrow of Satan. A Romance.* 2 Bde. Leipzig 1896
 – *The Master-Christian.* 2 Bde. Leipzig 1900
 – *The Treasure of Heaven. A Romance of Riches.* 2 Bde. Leipzig 1906
 – *The Life Everlasting. A Reality of Romance.* 2 Bde. Leipzig 1911

Dickens, Charles: *Hard Times. For these Times.* Leipzig 1854
 – *The Cricket on the Hearth.* Ein Hausmärchen. Berlin 1902
 – Das Duell. Berlin
 – David Copperfield jun. Bd. 1 und 3. Berlin
 – Die Pickwickier. 2 Bde. Berlin
 – Der schwarze Schleier. Berlin

Edgeworth, Mary: Die Lotterie. Berlin
 – Die Fabrikanten. Berlin

Eliot, George: Bruder Jakob. 2 Bde. Berlin
 – Der gelüftete Schleier. Berlin
 – *Silas Marner: The Weaver of Raveloe.* Leipzig 1861

Fanu, J. Sheridan Le: Der Verfolgte. Der Traum des Richters. Berlin

Feis, Jakob: Was wir lieben und pflegen müssen. Eine Sammlung Naturansichten und Schilderungen aus den Werken des John Ruskin. 2. Ausg. Straßburg

Gaskell, Elisabeth: Eine Schloß-Geschichte. Berlin

Grenville-Murray, E. C.: Sechs Monate in Reih und Glied. Berlin

Haggard, H. Rider: *King Solomon’s Mines.* Leipzig 1886
 – *She. A History of Adventure.* 2 Bde. Leipzig 1886
 – Das unerforschte Land. Freiburg i. Br. 1896
 – Der Zauberer im Sululande. Freiburg i. Br. 1898

Hawthorne, Nathaniel: Erzählungen (Auswahl). Berlin

Irving, Washington: Rip van Winkle und anderes. Berlin

Kavanagh, Julia: Eine Abendgesellschaft in einer Pförtnerwohnung. Berlin
 – Der billige Ausflug und anderes. Berlin
 – Der kleine Tanzlehrer und anderes. Berlin

Kipling, Rudyard: Diener der Königin. Freiburg i. Br. 1900
 – Im Dschungel. 24. bis 30. Tausend. Freiburg i. Br.

Lever, Charles: Das Fest des heiligen Patrick. Berlin

London, Jack: Wolfsblut. Freiburg i. Br. 1912

Longfellow, Henry Wadsworth: Sämtliche poetischen Werke. 2 Bde.

Marsh, Richard: *The Adventures of Augustus Short.* London 1904

Marryat, Florence: *The Spirit World.* Leipzig 1894

Marryat, Friedrich: Die drei Kutter. Leipzig

Meredith, George: *Diana of the Crossways.* Novelle. London 1909

Peacock, Thomas Love: Die Nachtmar-Abtei. Berlin

Ruffini, John: Carolino. Bd. 1. Berlin

Smith, Albert: Die Abenteuer des Herrn Ledbury. Berlin

Stevenson, Robert Louis: Die Schatzinsel. Freiburg i. Br. 1897

Thackeray, William Makepeace: *Vanity Fair. A Novel without a Hero.* 3 Bde. Leipzig 1848
 – *Miscellanies: Prose and Verse.* 3 Bde. Leipzig 1849, 1851, 1856
 – Der Jahrmarkt des Lebens. 2 Bde. Leipzig

Thomas de Quincey: Die streitbare spanische Nonne. 2 Bde. Berlin

Thoreau, Henry D.: Winter. Gedanken und Stimmungsbilder. München 1900

Trollope, Anthony: Das Telegraphenmädchen. Berlin
 – Weihnachten in Thompson Hall. Berlin

Twain, Mark: *Sketches.* Leipzig 1883

Wallace, Lewis: Ben Hur. 89. Aufl. Stuttgart
– Der Prinz von Indien oder der Fall von Konstantinopel. 2 Bde. Freiburg i. Br. 1894
Wilde, Oscar: *The Picture of Dorian Gray*. New York 1900

IV. Sonstige Werke

Aanrud, Hans: Sidsel Langröckchen. (Erzählung) Leipzig 1907
Aischylos: Dramen. Leipzig 1877
Amrilkais, der Dichter und König. Aus dem Arabischen von Friedrich Rückert. Stuttgart 1843
Çûdraka, König: Vasantasênâ oder das irdene Wägelchen. Schauspiel. Leipzig 1893
Dante: Göttliche Komödie. 3. Aufl. Berlin 1900
Homer: Ilias und Odyssee. Leipzig
Das **Nibelungenlied**. Übersetzt von L. Freytag. 3. Aufl. Berlin 1896
Rowel, M.: Briefe aus der Hölle. 13. Aufl. Leipzig 1884
Sadi, Moslicheddin: Rosengarten. Leipzig 1846
– Lustgarten (Bostan). Jena 1850
Sophokles: Dramen. 3. Aufl. Leipzig
Stent, G. C.: Chinesische Gedichte. Leipzig
Tasso, Torquato: Befreites Jerusalem. 2 Bde. Görlitz 1802
Tolstoi, Graf Leo: Das Nichtstun. Berlin
Vergil, Aeneide. Leipzig
Wickerhauser, Moriz: Blütenkranz aus Dschamis zweiten Diwan. Wien 1858

10. Naturkunde

[285] A. Allgemeines

Bölsche, Wilhelm: Vom Bazillus zum Affenmenschen. Naturwissenschaftliche Plaudereien. 3. Aufl. Jena 1904
– Das Liebesleben in der Natur. 3 Bde. Jena 1904
Guenther, Konrad: Der Naturschutz. Freiburg i. Br. 1910
Höfding, Harald: Charles Darwin. Berlin 1895
Kraushaar, Karl: Das ‚goldene Buch‘ des Landmannes. 2. Aufl. Nagy-Kikinda 1894
Kublin, Siegmund: Wissen und Wissenschaften. Leipzig 1910
Wigand, Albert: Der Darwinismus, ein Zeichen der Zeit. Heilbronn 1878

[285] B. Physik, Chemie und Technik

Adams, Heinrich: Flug. Leipzig 1909
Arzneibuch für das Deutsche Reich. Dritte Ausgabe. Berlin 1890
Biechele, Max: Prüfung der Arzneimittel. 4. Aufl. Eichstätt 1883
Brosius, J., und R. **Koch**: Der Eisenbahn-Zugförderdienst. 2. Aufl. Wiesbaden 1893
David, Ludwig: Ratgeber für Anfänger im Photographieren. 6. und 7. Aufl. Halle a. d. Saale 1898
Geith, Johann Karl: König's Droguerie-, Spezerei- und Farb-Warenlexikon. 9. Aufl. München 1886
Hager, Hermann: Erster Unterricht des Pharmazeuten in 125 Lektionen. 1. Band. Berlin 1885
Hirzel, Heinrich: Katechismus der Chemie. 7. Aufl. Leipzig 1894
Hofmann, C.: Chemisch-technisches Universal-Rezeptbuch. 2 Bde. 2. Aufl. Berlin 1882
Jochmann, E.: Grundriß der Experimental-Physik. 4. Aufl. Berlin 1876
Liesegang, R. Ed.: Photographischer Almanach für das Jahr 1898. Düsseldorf
März, Johannes: Die Fayencefabrik zu Mosbach in Baden. Jena 1906
Moleschott, Jac.: Lehre der Nahrungsmittel. Erlangen 1850
Scharlau, G. W.: Die Nahrungsmittel und die Ernährung. Leipzig 1858
Schmidt, F.: Kompendium der praktischen Photographie. Karlsruhe 1898
Schnauß, Hermann: Photographischer Zeitvertreib. 6. Aufl. Düsseldorf 1899

[286] C. Menschenkunde

Das **Aussätzigenasyl** ‚Jesus-Hilfe‘ in Jerusalem
Bericht über das Aussätzigen-Asyl ‚Jesus-hilfe‘ vom Jahr 1898. Herrnhut 1898
Bilz, [Friedrich Eduard:] Goldene Lebensregeln. Radebeul 1907
Bollinger, Otto: Über Zwerg- und Riesenwuchs. Berlin 1884
Bölsche, Wilhelm: Die Abstammung des Menschen. 9. Aufl. Stuttgart

Cid: Kalliplastie. Studien über die Schönheit der Gesichtszüge. Leipzig 1847
Ebenhoech, P.: Der Mensch oder wie es in unserem Körper aussieht und wie seine Organe arbeiten. 4. Aufl. Eßlingen
Einsler: Beobachtungen über den Aussatz im Heiligen Lande. Herrnhut 1898
Engel, Franz: Das Sinnen- und Seelenleben des Menschen unter den Tropen. Berlin 1874
Eaves, A. Osborne: Die Kräfte der Farben. Der Weg zur Gesundheit. Die Kunst des Schlafes. Berlin
Fick, Ludwig: Phantom des Menschenhirns. 4. Aufl. Marburg 1874
Gotthilf, Otto: Schaden und Nutzen des Tabak-Genusses. Freiburg i. Br. 1892
Gräfe, Julius: Das neu anbechende Zeitalter der Gesundheit, Körperkraft und Geistesfrische. Dresden 1891
Griesinger, W.: Die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten für Ärzte und Studierende. 3. Aufl. Braunschweig 1871
Guttzeit, Johannes: Naturrecht oder Verbrechen? Leipzig
Hahn, M.: Berufswahl und körperliche Anlagen. 2. Aufl. München 1902
Hensel, Julius: Kurzer medizinischer Unterricht bei inneren Krankheiten. Berlin 1887
Hildebrandt, Friedrich: Handbuch der Anatomie des Menschen. 4 Bde. Braunschweig 1830/32
Hoffmann, F.: Der Einfluß der Natur auf die Kulturentwicklung der Menschen. Berlin 1885
Hohenadel, M.: Enträtselte Lebensvorgänge. Leipzig
Leipoldt, Gustav: Die Leiden des Europäers im afrikanischen Tropenklima und die Mittel zu deren Abwehr. Leipzig 1887
Lewes, George Henry: Die Physiologie des täglichen Lebens. Bd. 1. Leipzig 1860
Lobedank, Emil: Der Stammbaum der Seele. Halle (Saale) 1907
Medizinal-Kalender und Rezept-Taschenbuch für praktische Ärzte. Jahrg. 1894 und 1895. Wien
Oldenbarnevelt, Jeanne von: Die Atmungskunst des Menschen im Dienste der Kunst und der Wissenschaft. Oranienburg
Perkins-Stetson, Charlotte: Mann und Frau. Dresden 1901
Poeche: J.: Physiologie der geistigen Arbeit. Münster i. W. 1893
Der Säugling. Seine Ernährung in gesunden und kranken Tagen. Hamburg 1888
Schüßler, Ludwig, M. **Tänzler** und Kurt **Wittig**: Volksaufklärung über Schädigung der Jugend durch Genußgifte. München 1907
Siebengartner, Markus: Die erste Entwicklung des Kindes. München 1907
Simons, Gustav: Unsere Wiedergeburt. Hannover
Weigl, J.: Gesundheitspflege für die Jugend. München

[287] D. Pflanzenkunde

Allgemeine Deutsche Gartenzeitung. 1. bis 4. Jahrg. (1823 bis 1826), 8. Jahrg. (1830), 10. Jahrg. (1832). Passau. 14. Jahrg. (1836) Regensburg
Christ's Gartenbuch für Bürger und Landmann. 8. Aufl. Stuttgart 1889
Grasers naturwissenschaftliche und landwirtschaftliche Tafeln. Tafel der Apfelsorten. Annaberg
Hoffmann, Jul.: Alpenflora für Touristen- und Pflanzenfreunde. Stuttgart 1904
Kreutterbuch deß hochgelehrten und weitberühmten Herrn D. Petri Andreae Matthioli. 3. Ausg. Frankfurt a. M. 1600
Laemmerhirt, Otto: Die wichtigsten Obstbaumschädlinge und die Mittel zu ihrer Vertilgung. 2. Aufl. Dresden 1898
Der Obstbaum-Freund. 10. Jahrg. (1837). Regensburg
Schimpfky, Richard: Deutschlands wichtigste Giftgewächse in Wort und Bild. Gera-Untermhaus 1893
Seemann, Berthold: Die Palmen. 2. Aufl. Leipzig 1863
Zeitschrift für Obst- und Gartenbau. 6. bis 13. Jahrg. (1880 bis 1887). 14. Jahrg. Nr. 1 – 3. Bautzen

[287] E. Tierkunde

Abels, A.: Giganten der Vorwelt unter besonderer Berücksichtigung der Zeitgenossen des Urmenschen. München 1906 – Über moderne Gefühlsduselei beim Umgang mit Tieren [„Natur aus Kultur“ Jg. IV, Heft 8 und 9]
Blaine, Delabere: Die Krankheiten der Hunde. Leipzig 1820
Braß, Emil: Aus dem Reiche der Pelze. 2 Bde. Berlin 1911
Brehms Tierleben. Kleine Ausgabe für Volk und Schule. 2. Aufl. 3 Bde. Leipzig 1893
Brightwen, Eliza: Liebe zur Tierwelt. Stuttgart
Ehrmann, H.: Tier-Schutz und Menschen-Trutz. Frankfurt a. M. 1885
Freund, W.: Die Geflügelzucht. Berlin 1896
Goeldi, E. A.: Der Ameisenstaat, seine Entstehung und seine Einrichtung, die Organisation der Arbeit und die Naturwunder seines Haushaltes. Leipzig 1911
Guenther, Konrad: Der Darwinismus und die Probleme des Lebens, zugleich eine Einführung in das einheimische Tierleben. Freiburg i. Br. 1904

Hermann, Rudolf: Vögel und Vogelstimmen. Leipzig
Hilfreich, O.: Der kranke Hund. 2. Aufl. Neudamm 1901
Stenz, Hermann: Die Vivisektion, der wissenschaftliche Wahnsinn unserer Zeit. Dresden 1900

[288]

11. Sport und Verschiedenes

Anderson, E. L.: Die mittlere Reitschule. 2. Aufl. Dresden 1889
Aster, Georg: Villen und kleine Landhäuser. 2. Aufl. Leipzig 1894
Betriebsordnung für die Hauptbahnen in Deutschland vom 5. Juli 1892. Berlin 1892
Das **Bellachini**-Buch. Lehrbuch interessanter Experimente auf den Gebieten der geheimen und exakten Wissenschaften. Berlin
Bilz, F. E.: Der Zukunftsstaat. Staatseinrichtung im Jahre 2000. Leipzig 1904
Der **Börsenverein** der deutschen Buchhändler zu Leipzig und sein Heim. Leipzig 1895
Buffalo Bills, *Wild West' and Congress of Rough Riders of the World*. 13. Aufl.
Busch, A.: Allerhand Kunststücke. Berlin 1896
Busch, Moritz: Der gerechte und vollkommene Austerner. Erfurt
Eichenlaub, C.: Die Kunst, auf der Jagd gut zu schießen. Nordhausen 1834
Elm, Hugo: Schnurr-Pfeifereien. 2. Aufl. Mülheim/Ruhr
Faust, Johann: Zauber- und Hexenküche. Leipzig 1844
Redaktion der **„Feder“**: Auskunftsbuch für Schriftsteller. 2. Aufl. Berlin
– Nachschlagebuch für Übersetzer. Berlin
– Hilfsbuch für schriftstellerische Anfänger. Berlin
Irink: Verteidige dich selbst! Leipzig 1907
Kerndörffer: Carlo Bosco's Zaubercabinet oder das Ganze der Taschenspielerkunst. Quedlinburg 1867
Kraushaar, Karl: Die Feldmeßkunst. Temesvar 1895
Lucifer, Carl von: Geschwindigkeit ist keine Hexerei. Lustiges Zauberbuch. Dresden
Mau, O.: Anleitung zum Fangen von Fuchs, Dachs, Fischotter usw. Liegnitz 1905
Merlin, Hans: Das große Buch der Wahrsagekunst. Berlin 1901
Pusch, Lucian von: Der Armenarzt. Meine Hydropathie. 2. Aufl. Leipzig 1895
– Meine Obstheilkräfte. Leipzig 1893
Der **Rettingsanker**. Ein zuverlässiger Ratgeber für Gesunde und Kranke. Hannover
Rümker, C.: Handbuch der Schiffahrtskunde. Hamburg 1850
Schoenbeck, Richard: Reit-ABC. Berlin 1893
Széchényi, Graf Dénes: Beitrag zum Reitunterrichte. 2. Aufl. Wien 1887
Weber, Carl: Die Luftfeuerwerkerei. 11. Aufl. Berlin
Weber, Rudolf: Erprobte Fangmethoden für alle Arten Raubtiere. Haynau
Wobesser, Blanka von: Kleine Reit-Instruktion für Damen. Berlin 1880
Wohlrath, Theodor: Menschliche Kraft oder wie man seinen Körper kräftigen und bis ins hohe Alter gesund erhalten kann. Hannover
Wrangel, Graf C. G.: Das Buch vom Pferde. 2 Bde. 3. Aufl. Stuttgart 1895
Zadig, Georg: Der Ringkampf. 2. Aufl. Leipzig

[290]

12. Zeitschriften, Sammel- und Nachschlagewerke

Alte und Neue Welt. Kath. Familienblatt. 18. Jahrg. (1844) Einsiedeln
Binzer und **Pierer**: Encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. 26 Haupt- und 10 Erg.-Bde. Altenburg 1824/36, 1841/55
Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl. 17 Bde. Leipzig 1882-1887
Degener, Hermann A. L.: Wer ist's? Zeitgenossenlexikon. Leipzig 1909
Deutsches Zeitgenossen-Lexikon. Leipzig 1905
Deutschland. Monatsschrift für die gesamte Kultur. Bd. 1 Oktober 1902 bis März 1903. Berlin
Deutschlands, Österreich-Ungarns und der Schweiz Gelehrte, Künstler und Schriftsteller in Wort und Bild. Leipzig 1908
Eberhard, Johann August: Synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. 14. Aufl. Leipzig 1889
Friedrichson, J.: Schiffahrts-Lexikon nebst einem Abriß der Geschichte der Schiffahrt und ihrer Entwicklung. Hamburg-Altona 1879
Gätzschnmann, M. F.: Sammlung bergmännischer Ausdrücke. Freiberg/Sa. 1859

Gothaischer Genealogischer Hofkalender nebst diplomatisch-statistischem Jahrbuch. 125. Jahrg. (1888), 141. Jahrg. (1904). Gotha

Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der Gräflichen Häuser. 71. Jahrg. (1898). Gotha

Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der Freiherrlichen Häuser. 48. Jahrg. (1898). Gotha

Handwörterbuch der deutschen Sprache. Leipzig 1798

Das **Hauslexikon**. Vollständiges Handbuch praktischer Lebenskenntnisse für alle Stände. 8 Bde. Leipzig 1834-1838

Heyse, Joh. Christ. Aug.: Allgemeines verdeutschendes und erklärendes Fremdwörterbuch. Berlin 1885

Hochheimer, C. F. A.: Allgemeines ökonomisch-chemisch-technologisches Haus- und Kunstbuch. 3. und 4. Band. 3. Aufl. Leipzig 1820

Katholischer Literaturkalender. 2., 3., 5. und 6. Jahrg. (1892, 1893, 1897 und 1902). Regensburg

Keiter, Heinrich: Handbüchlein der katholischen Presse. Regensburg 1895

Kürschner, Joseph: Handbuch der Presse. Berlin 1902

Kürschners deutscher Literaturkalender 1903 und 1906. Leipzig

– Staats-, Hof- und Kommunalhandbuch 1904. München

Löbe, William: Der Ratgeber für das praktische Leben. Berlin 1907

Magazin für die Literatur des Auslandes. 1. bis 33. Bd. (1832/48). Berlin

Meyers Konversationslexikon. 5. Aufl. 17 Haupt- und 2 Erg.-Bde. Leipzig 1893/99.

– Neues Konversations-Lexikon. Illustrations-Bd. Hildburghausen 1860

Müller, August: Allgemeines Wörterbuch der Aussprache ausländischer Eigennamen. Leipzig 1870

Petri, Friedrich Erdmann: Handbuch der Fremdwörter. 20. Aufl. Gera 1897

Petzold, E. H.: Gemeinde- und Ortslexikon des deutschen Reiches. 2 Bde. Bischofswerda. 1901

Pierers Konversations-Lexikon. 12 Bde. 7. Aufl. Berlin 1888 bis 1893

Schlessing, A.: Deutscher Wortschatz oder der passende Ausdruck. 3. Aufl. Stuttgart 1903

Schwenck, Konrad: Wörterbuch der deutschen Sprache in Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung. 3. Ausg. Frankfurt a. M. 1838

Steputat, Willy: Deutsches Reimlexikon. Leipzig

Syntax, Peregrinus: Allgemeines deutsches Reimlexikon. 2 Bde. Leipzig 1826

Der **Türmer**. 1. bis 8. Jahrg. (1898-1906). Stuttgart

Türmer-Jahrbuch. Jahrg. 1902-1906. Stuttgart

Veritas, Magis Amica: Conversations-Saal und Geister-Revue. Stuttgart 1837

Volger, Bruno: Sachsens Gelehrte, Künstler und Schriftsteller in Wort und Bild. Leipzig 1907-1908

[(292)]

Wer kauft Karl May?²⁶
Von Horst Klie m a n n , München

©

²⁶ Aus dem Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel (Nr. 150 vom 2. Juli 1931).

²⁷

²⁸

[(300)]

Winnetou auf der Bühne²⁹

Von Carl Zuckmayer

©

²⁹ Im Theater in der Königgrätzer Straße zu Berlin – inzwischen auch in vielen andern Städten Deutschlands – ging am 4. Dezember 1929 ‚Winnetou, der rote Gentleman‘ in der Dramatisierung von Hermann Dimmler und Ludwig Körner (die Bearbeitung von Dr. H. Dimmler liegt in Buchform vor) als Nachmittagsvorstellung über die Bühne. Carl Zuckmayer wurde von der ‚Vossischen Zeitung‘ als alter Karl-May-Fachmann gebeten, den Theaterbericht zu übernehmen; der Aufsatz erschien am 6. Dezember 1929. Wir drucken die begeisterten Ausführungen Zuckmayers mit Genehmigung des Verfassers nachstehend ab, obwohl sie unserer Meinung nach – eben in ihrer löblichen May-Begeisterung – bisweilen ein wenig übers Ziel schießen, indem sie fast nur die Gestalten des ‚Winnetou‘ als die Helden unserer Jugend gelten lassen. Wobei man nicht verkennen darf: Zuckmayer fühlt und spricht hier bewußt als Vertreter der Jugend, die gern jugendlich übertreibt.

Die Herausgeber.

Des Baues Vollendung

Gedanken über den Abschluß der Orient-Romane

Von Otto Eicke³⁰

Der Tod traf Karl May nicht als schaffensmüden Mann. Er riß ihn fort vom unvollendeten Werk. Ja, die große Wandlung im Leben dieses überreichen Volksdichters, die plötzlich losbrechende Karl-May-Hetze mit ihren Folgen, die ich an anderer Stelle mit den Worten ‚Der Bruch im Bau‘ und ‚Die Flucht in die Gleichnisdichtung‘ gekennzeichnet habe, bedingten es, daß Karl May selber glaubte und auch ausdrücklich äußerte, er werde nun vom neu gewonnenen Standpunkt, sozusagen von höherer Warte aus, erst mit dem eigentlichen Schaffen beginnen. Bezeichnete er doch, was bis dahin vorlag – das Werk, das ihm Unsterblichkeit eintrug, wie wir heute wissen – als Skizzen, als Vorstudien. Das war ein Irrtum. Schaffende irren bekanntlich oft in der Bewertung der eigenen Leistung, überschätzen und unterschätzen. Zudem war Karl May damals schon in den Jahren, in denen der Weg sich bergab senkt. Immerhin aber ... er plante noch viel, noch Großes. Er hat nicht freiwillig, nicht im Gefühl, fertig zu sein, die Feder aus der [308] Hand gelegt. Und da nun die, die ihn lieben, denen seine Erzählungen immer wieder Born der Freude sind, in begreiflicher Anteilnahme gern wissen möchten, wie sich wohl nach dem Willen des Meisters die Schicksale seiner hervorragendsten Gestalten zum Ganzen hätten runden sollen, erscheint das Beginnen berechtigt, in Karl Mays Werk die Spuren aufzusuchen, die uns etwa vorhandene, auf die Vollendung des Baues abzielende Pläne erraten lassen. Man könnte sagen, das sei ein gewaltiges Unterfangen, und ich gebe das unumwunden zu. Andererseits aber muß man auch bedenken, daß in der großen Gemeinde des Meisters von Radebeul doch einige Männer der Feder zu finden sind, die Geist genug vom Geist des Meisters in sich aufgenommen haben, die Takt, Einfühlungsgabe, Phantasie und Befähigung zu strengem, textkritischen Forschen genug besitzen, um sich an dieser Aufgabe zu versuchen, zumal ein verstehender Sachwalter der geistigen Hinterlassenschaft Karl Mays die in Frage Kommenden zu finden und zu sammeln verstand und ihnen in unermüdlicher Bereitwilligkeit das Rüstzeug an die Hand gab, das schwierige Werk in Angriff zu nehmen.

Ein prächtig geglückter Versuch liegt uns bereits vor, Kandolfs ‚In Mekka‘. Durch dieses Buch wurde die Lücke ausgefüllt, die hinter Karl Mays Reiseerzählung ‚Am Jenseits‘ klaffte. Kein Fernstehender ahnt wohl, welche Voraussetzungen Franz Kandolf erfüllen, welchen Anforderungen er genügen mußte, um schon hier Fäden zu entwirren, Bruchstücke zu ergänzen, Widersprüche auszugleichen. Es ist ihm gelungen, trefflich gelungen. Warum also sollte [309] – nach all dem Gesagten – nicht auch der Versuch unternommen werden, Karl Mays Werk überhaupt, d. h. überall da zu ergänzen, wo es unvollständig blieb, den Bau in allen Teilen endgültig zu vollenden? Einmal lebendig geworden, bedrängen diese Pläne den May-Verehrer unablässig. Er sinnt ihnen nach. Gedanken tauchen auf, erst vereinzelt da und dort, fügen sich aneinander wie die Glieder einer Kette. Wo Lücken bleiben, schmieden Verstand und Erfindungsgabe das Fehlende. Allmählich formt sich ein festes Ganzes.

In meinem Aufsatz ‚Der Bruch im Bau‘ habe ich eine dem Beginn des Werkes angeglichene Ergänzung der Reiseerzählung ‚Im Reiche des silbernen Löwen‘ zu finden versucht. Ich verfuhr dabei so, daß ich aus dem vorliegenden Text Karl Mays und aus seinen übrigen Erzählungen Bausteine zusammentrug, die Bauweise des Meisters aufspürte und dann, das unabweisbar Fehlende aus freier Erfindung ergänzend, den Bau vorsichtig aufwachsen ließ. Ähnlich will ich hier verfahren, um zu zeigen, wie etwa sich (im Sinne Karl Mays) eine abschließende Nachdichtung seiner Orientromane ausnehmen würde. Das ist, was ich hier unter ‚des Baues Vollendung‘ verstanden wissen will. Im voraus seien mir noch einige Bemerkungen gestattet, die meines Erachtens dazu beitragen, uns zum geplanten Werk von vornherein die richtige Einstellung gewinnen zu lassen.

Vor allem gilt es, die Frage zu beantworten: Hatte Karl May für seine Erzählungen überhaupt jeweils

³⁰ Mit dieser Abhandlung setzt Eicke seine Beiträge über die symbolischen Werke Karl Mays fort. Die vorausgehenden Arbeiten finden sich im Jahrgang 1928 ‚Wenn sie geschwiegen hätten!‘ und 1930 ‚Der verschüttete Quell‘ und ‚Der Bruch im Bau‘. Soweit hier von der Tragik im Schaffen Karl Mays gesprochen wird, möchten wir auch auf den Aufsatz von Fritz Prüfer ‚An der Schwelle der Gleichnisdichtung‘ aus dem Jahrbuch 1929 hinweisen. Die Herausgeber.

vorher feststehende Pläne? Dann erst wird man das Ergebnis der weiteren Untersuchung: ‚Inwieweit [310] sind solche Pläne für den Abschluß der Orientserzählungen vorauszusetzen und im vor uns liegenden Lebenswerk aufzuspüren?‘ richtig abwägen können, falls nämlich diese Untersuchung nicht allzu greifbare Ergebnisse zeitigt. Zurück also zu der ersten Frage! Bei ihrer Prüfung wird man davon ausgehen müssen, daß Karl May selbst – und zwar mit einem gewissen Recht – die ‚Geographischen Predigten‘ als Gesamtplan für sein Werk verstanden wissen wollte. Ein Gedanke leuchtet dort auf, der dann auch wirklich wie ein Grundton in allem mitklingt, was Karl May zu geben hatte: Alles irdische und alles kosmische Geschehen ist – man kommt bei solcher Gelegenheit leider nicht um die Fremdwörter herum; sie sind als philosophische Fachausdrücke nun einmal festgeprägte Münzen – von transzendentalen Gesichtspunkten aus zu erfassen. Weiter teilt Karl May schon in den ‚Geographischen Predigten‘ sein Stoffgebiet in zwei Teile: Amerika – Orient! Das Schicksal des ‚Roten Mannes‘ und das des ‚Kranken Mannes‘, worunter er zunächst den Türken, dann aber auch den Beduinen, Araber, Kurden, Perser usw., kurz den Orientalen überhaupt versteht, beschäftigt ihn. Für sie, denen seine Liebe und sein Mitleid gilt, will er Menschheitsfragen lösen. Und man kann sagen, daß Karl May – einige wenige Abweichungen abgerechnet – dieser großen ursprünglichen Planung auch wirklich gefolgt ist. Für unsre Zwecke freilich will das noch gar nichts besagen. Uns berühren weit mehr die folgenden Tatsachen: Man vergegenwärtige sich die Entstehung der dreibändigen Reiseerzählung ‚Winnetou‘! Man nehme Einsicht in die erste Veröffentlichung [311] der Reiseerzählung ‚Im Reiche des silbernen Löwen‘! Vom ‚Winnetou‘ entstand zuerst die zweite Hälfte des II. Bandes, zuletzt der I. Band und der Schluß. Aus einzelnen Kleinerzählungen, die nur durch den Haupthelden Winnetou stofflich miteinander verknüpft waren, fügte Karl May das Ganze zusammen und verkittete es zum Schluß mit einer alles umschließenden Schale³¹. Wo bleibt da der vorher bestehende Plan, die vorher gegebene Richtlinie für das Gesamte? Der ‚Silberlöwe‘ aber, der zuerst als Fortsetzungsroman in einer Zeitschrift erschien, zeigt dort eine bezeichnende Untereinteilung. Gleich unter der Überschrift steht: ‚1. Teil. Die Rose von Schiraz.‘ Wo blieb der 2. Teil? Die Erzählung ist unweigerlich zu Ende, alles ist zu befriedigender Lösung geführt, als sich das Schicksal der Rose von Schiraz am Ende des IV. Bandes erfüllt. Karl May muß demnach, als er den Roman begann, ganz andre Pläne mit sich herumgetragen haben. Oder es war noch anders, und das wird jedem, der sich auf diesem Gebiet auskennt, das Wahrscheinliche sein. Als Karl May die Worte niederschrieb ‚1. Teil‘, hatte er selbst noch keine Ahnung, wie der Titel eines zweiten Teils lauten, was dieser zweite Teil stofflich bringen sollte. Er wußte, daß während der Niederschrift ‚das stolze Roß der Phantasie‘, ‚der Rappe mit der Funkenmähne‘ doch mit ihm durchgehen und ihn in Gefilde tragen würde, deren Name und Art unmöglich vorher zu bestimmen waren. Diese Meinungsäußerung wird mir vielleicht [312] von Freunden Karl Mays, soweit sie von Haus aus gewissenhafte, ordnungsliebende Naturen sind, und gar von seiten einer zünftigen Kritik, soweit sie Karl May wohlwill, den Vorwurf der Ketzerei, der Verleumdung eintragen. Ich nehme das gelassen auf mich und möchte mir erlauben, ein Wort im allgemeinen und im besonderen dazu zu sagen.

Man muß bei der Erörterung der Frage: Planarbeit oder nicht? scheiden zwischen den Werken der hohen Kunst und der volkstümlichen Erzählung, zwischen den Büchern, die, aus einer künstlerischen Idee geboren, rein künstlerische Ziele verfolgen und im großen und ganzen, dem Gesetz *l'art pour l'art* unterworfen, nicht in die breite Masse dringen und wirken, und andererseits den Lieblingsunterhaltern des Volkes, die, geboren aus überwuchernder Phantasie und urwüchsiger Lust am Fabulieren, nur unterhalten wollen (wobei es nichts ausmacht, ob der Verfasser nebenbei noch belehrende und erzieherische Absichten verfolgt wie Karl May oder ob er nur fabuliert, wie etwa Alexander Dumas). Jene, die reinen Kunstjünger, müssen sich, ehe sie die Feder ansetzen, streng Rechenschaft geben über das Wohin; diese, die reinen Phantasten, sehen am Beginn des Werkes höchstens die große Linie vor sich und oftmals diese kaum. Wenn sie unter sich sind, nennen sie das: Schreiben auf Deuwel komm 'raus! Natürlich gibt es zwischen beiden Gattungen keine scharf umrissenen Grenzen. Übergänge verwischen den Tonnungsstrich. Darauf einzugehen, ist hier nicht der Ort. Hier galt es nur festzustellen, daß Karl May, den Gebräuchen seiner Zeit folgend, aller Wahrscheinlichkeit nach niemals nach scharf [313] umrissenen Plänen gearbeitet hat, daß es also verfehlt wäre, wenn wir, um ein Ergebnis für die vorliegenden Zwecke um jeden Preis zu erzielen, einen Plan für die

³¹ Vgl. Franz Kandolf ‚Der werdende Winnetou‘, Jahrbuch 1921, ‚Die Handlungszeit der May-Erzählungen‘, Jahrbuch 1923, und ‚Winnetous Tod‘, Jahrbuch 1925.

Vollendung und Abrundung der Orientromane unbedingt voraussetzen und – da der Wunsch oft der Vater des Gedankens ist – womöglich mehr in beiläufige Bemerkungen Karl Mays hineingeheimnissen wollten, als wirklich drinnen enthalten ist. Karl May hat sich natürlich während des Gestaltens immer Gedanken darüber gemacht, worauf dies und jenes schließlich hinausmünden sollte. Aber nicht mehr! Also haben wir auch nicht mehr auszugraben. Haben im übrigen die Lücken nur nach Maßgabe der Erwägung auszufüllen: Wie hätte Karl May unter Beibehaltung seiner uns bekannten Art zu gestalten, zu verflechten, zu lösen und auszuschnücken, das Werk vollendet, wenn er überhaupt so weit gekommen wäre? Sicher nicht – das sei zu obigem ergänzend gesagt – in trockener Befolgung eines mühsam errechneten Entwurfs, im Schreiben Punkt für Punkt das Erledigte abstreichend. Sonst wäre ein Unding daraus geworden und kein lebendiger May-Band.

Die größten Schwierigkeiten bereitet dem, der nachdichtend den ungedeckten Bau des Meisters vollenden will, unweigerlich die Frage: Tatsachen- oder Gleichnisdichtung? Nicht als Frage des Geschmacks! Nicht als Frage aus Nützlichkeitsgründen! Gefälliger und fruchtbarer ist ohne Zweifel die Tatsachenerzählung, die Menschen aus Fleisch und Blut und nicht leere Symbole, in ihren Freuden und Leiden, in Haß und Liebe, in Kampf und Versöhnung, Glück und Enttäuschung zeigt. Darüber dürften nur **[314]** wenige Karl-May-Freunde anderer Ansicht sein als ich. Dem steht nur entgegen, was jeder Karl-May-Kenner weiß, wovon ich in meinem Aufsatz ‚Der verschüttete Quell‘ zur Genüge gehandelt habe: die plötzlich hervorbrechenden Gegner hatten Karl May, während er bei der Niederschrift des ‚Silberlöwen‘ war, aus der sonnenhellen Welt der Wirklichkeit abgedrängt. Was er von da ab noch schrieb, war nur Gleichnisdichtung. Er selbst verwarnte sich streng dagegen, ein heiterer, phantastisch schwelgender Schilderer der bunten Wirklichkeit sein zu wollen, ja jemals gewesen zu sein. ‚A. u. Dsch.‘ (so bitte ich fortan ‚Ardistan und Dschinnistan‘ als Buchtitel abkürzen zu dürfen), Band I sagt er:

Nämlich, wenn meine Reiseerzählungen wirklich nur aus der ‚reinen Phantasie‘ geschöpft wären, wie zuweilen behauptet wird, so käme ich jetzt ...‘ und fährt dann fort: ‚... Aber ich erzähle bekanntlich nur Wahrhaftiges und innerlich‘ – man merke: innerlich! – ‚wirklich Geschehenes und Erwiesenes. Meine Erzählungen enthalten psychologische Untersuchungen und Feststellungen ... [GW31,111]

Danach gäbe es wohl eigentlich gar keinen Zweifel darüber, daß des Werkes Vollendung nur eine Gleichnisdichtung sein dürfe, wenn anders man nicht dem Sinn des Meisters zuwider verfahren will. So scheint es auf den ersten Blick. Bei genauer Betrachtung der letzten, der symbolistischen Schriften Karl Mays aber und vor allem bei einem sorgsamem Vergleich dieser Werke untereinander kommt dieses scheinbar festgegründete Urteil bedenklich ins Wanken. Vor allem wird der Vollender des Baues für sich die Freiheit gelegentlicher Abschweifungen in die liebe Wirklichkeit in Anspruch nehmen können. **[315]** Karl May hat es nämlich auch getan. Man sehe sich daraufhin gerade ‚A. u. Dsch.‘, die strengste Gleichnisdichtung Karl Mays einmal genauer an. Mehr als einmal ist da der Bannkreis durchbrochen.

Zu verwundern ist das nicht. Im Gegenteil, es wäre unerklärlich, wäre es anders. Seine eigenste Wesensart kann kein Mensch auf die Dauer verleugnen, am wenigsten der geistig Schaffende beim Werk, das ihn ganz packt. Der Mensch kann sich, von irgendwelchen Notwendigkeiten gedrängt, verstellen. Das hat Karl May getan, als er Gleichnisse zu dichten begann. Kein Charakter aber, kein Aufrechter kann unter allen Umständen in der Verstellung beharren. Und Karl May war kein Heuchler. Das beweist sein Verhältnis zu der ihm aufgedrängten Gleichnisdichtung. Er ließ die Ungeliebte sitzen, sobald sich nur eine Möglichkeit bot, wobei er freilich, um die Tragödie seines Lebens den eignen Blicken zu verschleiern, immer wieder sich einredete, wie glücklich er doch sei in dieser Zwangsehe mit Madame Symbolistik. Die Wahrheit dieser vielleicht kühn erscheinenden Behauptung erweist sich am deutlichsten aus einem Vergleich (das ist der Vergleich, von dem ich oben sprach) zwischen ‚A. u. Dsch.‘ und ‚Winnetous Erben‘, zwischen der strengsten und der gelockertsten Gleichnisdichtung. Dort beginnt die Handlung in Sitara, dem Land der Sternenblumen, hier in der Villa ‚Shatterhand‘ in Radebeul bei Dresden. Dort treten handelnd auf die Güte und die Barmherzigkeit, der Gewaltmensch ‚Panther‘ und der überirdisch gezeichnete Schech el Beled von El Hadd; hier das Herzle (Frau Klara May), Kolma Puschi, Old Surehand und all die alten, mehr oder weniger **[316]** biederer Indianerhäuptlinge aus früheren Bänden. Der Dschebel Allah liegt zwischen Ardistan und Dschinnistan, der Mount Winnetou aber im Felsengebirge in den sehr wirklichen *United States of America*. Gewiß enthält auch der Band ‚Winnetous Erben‘ noch Symbolisches genug. Aber man sieht doch, wie sehr

sich Karl May hier – mit langsam abflauender Furcht vor der Macht seiner Inquisitionsrichter – schon wieder freigemacht hat von den Banden der oben geschilderten Zwangsehe.

Alles in allem ist daraus für unsre Zwecke folgendes zu lernen: Gewiß hätte Karl May als Abschluß seiner Orientromane eine Gleichnisdichtung geschaffen. Schon deshalb, weil ihn die ständig wachsende Neigung, das Edelmenschen-tum, den Frieden, den Sieg des Christentums zu predigen, dazu zwang. Das wird der Nachdichtende, der Vollender des Baues zu beachten haben. Ein andres wäre nicht vereinbar mit dem unerläßlichen Vorsatz, das Werk im Sinn Karl Mays zu Ende zu führen. Aber er braucht auch nicht mit gebundenen Händen ans Werk zu gehen. Das bisher Gesagte scheint mir recht wohl die Berechtigung zu begründen, Tatsachen- und Gleichnisdichtung bei des Baues Vollendung nach Bedarf zu mischen. Diese Annahme werden wir dann im weiteren Verlauf der Abhandlung, nämlich bei der Erörterung der Frage: Wo sollte der die Orientromane abschließende Band spielen? bestätigt finden.

Und nun endlich, nachdem wir uns über das große Was und Wie unsres Beginnens schon einigermaßen klargeworden sind, wenigstens ein paar ganz allgemeine Richtlinien gefunden haben, können wir **[317]** nach dem bereits erprobten Verfahren (vgl. meinen Jahrbuchaufsatz ‚Der Bruch im Bau‘) mit der

Sammlung der Bausteine

beginnen. Wobei wir nun vor allem auf die schon einmal erwähnte Frage zurückgreifen: Wo finden sich in dem uns vorliegenden Werk Karl Mays Spuren, die auf irgendwelche Pläne des Dichters für den Abschluß seiner Orientromane hindeuten? Denn – das sei sogleich vorausgeschickt – hinterlassene Entwürfe, Aufzeichnungen, Bemerkungen usw., die hier für uns in Betracht kämen, gibt es nicht. Uns bleibt als Ausgrabungsgebiet nur das Werk Karl Mays. In diesem Werk aber finden sich in der Hauptsache zwei Stellen, an denen Bausteine zu graben sind. Einmal in ‚Silberlöwe‘ II, letztes Kapitel. Es heißt da:

Zugleich will ich bei dieser Gelegenheit bemerken, daß ich über mein viertes und letztes Zusammentreffen mit Marah Durimeh ein besonderes Buch schreiben werde, weil diese Begegnung von einem so tiefen und nachhaltigen Einfluß auf die Richtung und den Inhalt meines Seelenlebens gewesen ist, daß ich herzlich wünsche, meinen lieben Lesern von diesen aus dem irdischen Leben in die Ewigkeit hinüberreifenden Früchten anbieten zu dürfen. [GW27,542]

Man könnte meinen, dieses Versprechen käme für uns nicht mehr in Frage. Karl May hätte es eingelöst, als er nach dem ‚Silberlöwen‘ seine beiden Bände ‚A. u. Dsch.‘ schrieb; denn er sagt ‚über mein viertes Zusammentreffen mit Marah Durimeh‘. Das erstemal begegnete ihm die Greisin bekanntlich in der türkischen Grenzfestung Amadijah, wo er ihre Enkelin, die sich mit Tollkirschen vergiftet hatte, vom Tod errettete. Die zweite Begegnung spielt tief in den kurdischen Bergen. Ingdscha, die Tochter des **[318]** Raïs von Schohrd, führt Kara Ben Nemsî aus der Gefangenschaft des Nachts heimlich zum Ruh‘ i Kulyan, zum Geist der Höhle. Und dieser Geist ist Marah Durimeh. Der dritten Begegnung ist das soeben erwähnte Versprechen beigefügt. Die vierte aber wird in ‚A. u. Dsch.‘ geschildert. Sie geschieht in Ikbâl, der Residenz Marah Durimehs, und findet ihre Fortsetzung dann hoch oben in El Hadd, am Fuß der Berge von Dschinnistan. Danach könnten wir uns hier bei der Sammlung auf diese Stelle im ‚Silberlöwen‘ nicht berufen, wenn ebenda – und zwar ganz am Schluß der Erzählung – nicht noch ein weiterer Hinweis auf dieses Wiederbegegnen zu finden wäre, der deutlich zeigt, daß das Zusammentreffen zwischen Kara Ben Nemsî und Marah Durimeh in ‚A. u. Dsch.‘ zwar das vierte, aber keineswegs das versprochene letzte ist. Es werden da nämlich Angaben über diese letzte Begegnung gemacht, die auf die in ‚A. u. Dsch.‘ geschilderten Vorgänge nicht passen. Karl May ist offenbar, weil ihm der Stoff unter den Händen wuchs, in ‚A. u. Dsch.‘ noch nicht dazu gekommen, den im ‚Silberlöwen‘ verheißenen Abschluß zu gestalten. (Siehe oben: inwieweit der phantastische Erzähler nach vorliegenden Plänen zu arbeiten vermag!) Die Stelle am Schluß des ‚Silberlöwen‘ lautet:

Ich sterbe bald, doch jetzt noch nicht, denn bevor ich von hinnen scheide, muß der Zweck meines Daseins erreicht worden sein. Du wirst ihn kennenlernen, wenn du wieder zu mir kommst. Heute nehme ich nicht wie damals Abschied von dir für das ganze Leben, denn du mußt und du wirst zu mir zurückkehren, weil du mein Sohn, mein Schüler bist, der mich verstehen und dann sterben sehen soll. Ich weiß gar wohl, was du zu wissen begehrt; aber es hat sich gut gefügt, daß du nichts darüber hörtest, **[319]** denn es frommt dir nicht, es schon jetzt zu erfahren. Dann aber, wenn du wieder bei mir bist, wird dir klarwerden, was dir heute noch verborgen bleibt ... [GW27,627]

Hier zeigt Karl May eine Art Plan auf. Er ist später davon abgewichen. Leider! Die Gestalt Marah Durimehs, ihre Schicksale, die Geheimnisse ihres Lebens und ihres Wirkens hätten Karl May sicher Stoff zu

einer seiner spannendsten, lebendigsten, Dichtungen gegeben, wenn ... ‚sie geschwiegen hätten‘. Es ist bedauerlich, daß er dann in ‚A. u. Dsch.‘ die alte Meleka der Kurden zu einer nur salbungsvollen Symbolgestalt verblassen läßt. Für den Vollender des Baues möchte ich, nachdem ich in der Einleitung erwiesen habe, daß er sehr wohl Tatsachen- und Gleichnisdichtung miteinander vermischen darf, das Recht, ja sogar die Pflicht betonen, hier auf die ursprünglichen, klar vorgezeichneten Pläne Karl Mays zurückzugreifen, die Versprechungen des Dichters an seine Gemeinde einzulösen, die er selbst, behindert durch die Drahtzieher der May-Hetze, nicht einzulösen wagte. Die abschließende Dichtung wird Aufschluß zu geben haben über:

1. Marah Durimehs Lebensschicksale.
2. Marah Durimehs Lebenszweck.
3. Die Ursachen der Gefangenschaft Marah Durimehs in dem Kulluk der Dawuhdijehs, veranlaßt durch den Pascha von Suleimania.
4. Marah Durimehs Ende.

Daß von diesen Dingen in einem abschließenden Band gehandelt werden sollte, steht klar und deutlich in der zuletzt angezogenen Stelle im ‚Silberlöwen‘. In ‚A. u. Dsch.‘ aber ist davon so gut wie gar nicht mehr die Rede. Das bedeutet, daß wir **[320]** hier einen für die Vollendung des Baues sehr wichtigen Baustein gefunden haben.

Die zweite Stelle aber, an der wir mit Erfolg nach Bausteinen für unser Werk graben können, findet sich am Schluß der Reiseerzählung ‚Im Lande des Mahdi‘, Band III. Es ist da von Ssali Ben Aqil die Rede, über dessen Person ich den Leser dieser Abhandlung natürlich unterrichtet glauben muß. Karl May endet diesen Band mit den Worten:

Und fragt man mich, ob er sein Wort gehalten habe und ein Prediger der Liebe geworden sei, so antworte ich: ‚Ja, er hat es gehalten, voll und ganz gehalten; aber das ist ihm schwer, sehr schwer geworden, denn es hat lange Kämpfe mit seinen Verwandten und dem ganzen Stamme gekostet!‘ Ich habe dabei an seiner Seite gestanden und nicht nur mit dem Mund für ihn gekämpft, sondern auch mit den Waffen für ihn eintreten müssen. Es ist das eine der interessantesten Perioden meines vielbewegten Wanderlebens; sie zeigt so recht die Wahrheit des Pauluswortes: ‚Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts als ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.‘ Ich werde von ihr in meinem Buch ‚Marah Durimeh‘ erzählen. [GW18,566-567]

Hier ist also der Titel des von Karl May geplanten Schlußbandes der Orientromane gegeben. ‚Marah Durimeh‘ sollte er heißen. Woraus sich logischerweise folgern läßt, daß Marah Durimeh in diesem Band im Mittelpunkt alles Geschehens stehen muß. Weiter verrät die angezogene Stelle, daß da von der Entwicklung Ssali Ben Aqils zum christlichen Prediger, von Kämpfen in Wort und Tat mit den Seinen und seinem Stamm die Rede sein soll, von Kämpfen, in denen Kara Ben Nemsis als Beschützer Ssali Ben Aqils zuletzt **[321]** Sieger bleibt – über die Bestrebungen der Gegner freilich wohl Sieger mit den Waffen, über ihre Herzen aber Sieger durch die Kraft der Liebe. Das ist der zweite Baustein, der für unsre Zwecke offen zutage liegt. Hinzukommt noch als wohlverwendbarer Baustoff, was Franz Kandolf in seinem Aufsatz ... ‚Und wen ich da oben auf dem Felsen fand?‘ (Karl-May-Jahrbuch 1928), ermittelt. Wer den Sachverhalt nachprüfen will, lese den Aufsatz selbst. Hier sei nur gesagt, daß es sich dort um die Befreiung eines Gefangenen aus der Gewalt der Anezeh handelt. Sie gelingt Kara Ben Nemsis mit Hilfe der Haddedihs. Ort der Handlung ist der Felsen Wahsija, der nach den Angaben der Erzählung Karl Mays – es ist die Kurzgeschichte ‚Nür es Semâ – Himmelslicht‘ in ‚Orangen und Datteln‘ im Gebiet von Mossul zu suchen ist. Auf diesem Felsen haust ein berühmter, einflußreicher, redegewaltiger Einsiedler, der niemand hoch oben in seiner Einsiedelei duldet, Kara Ben Nemsis aber, von dessen Anwesenheit er erfährt, sofort zu sich entbietet. Er muß also ein alter Bekannter Kara Ben Nemsis sein. Karl May schließt die Erzählung sozusagen mit einem Fragezeichen.

Und wen ich am andern Morgen da oben auf dem Felsen fand, und was ich von ihm erfuhr? Vielleicht erzähle ich es dem lieben Leser ein anderes Mal! [GW10,510]

Hier folgert nun Kandolf (einer Anregung Dr. E. A. Schmidts folgend) ganz richtig, dieser Einsiedler könne Ssali Ben Aqil sein. Beweisen läßt sich diese Behauptung freilich nicht, ebensowenig aber widerlegen. Wir wollen uns also die Annahme Kandolfs zu eigen machen. Sie bietet eine gute **[322]** Handhabe, auch in bezug auf Ssali Ben Aqil das von Karl May unfertig Gelassene abzurunden. Auch

sie ist eine Art Baustein, brauchbar für des Baues Vollendung.

Um nun das, was wir soeben ermittelt haben, richtig verwerten zu können, werden wir uns zunächst ausführlich mit der Titelheldin und Hauptperson der Erzählung, die wir aufbauen wollen, mit

Marah Durimeh

zu beschäftigen haben. Gewissermaßen in doppelter Gestalt führt sie Karl May uns vor Augen, einmal als Erdenweib von Fleisch und Blut, das andre Mal als schwer greifbare Symbolgestalt. Diese beiden Erscheinungen fließen, wie wir sehen werden, ineinander über. Immerhin! Wir haben die Untersuchung von zwei getrennten Gesichtspunkten aus getrennt zu führen. Zuerst also einmal die Frage: Wer war Marah Durimeh als Mensch unter Menschen, und welche Ziele verfolgte Karl May mit ihr?

Marah Durimeh war die Ahne jenes Mädchens in Amadijah, dem Kara Ben Nemsi das Leben rettet; eine ehrwürdige Greisin, Christin unter Mohammedanern, aus angesehener, wohlhabender Familie stammend, für die Verhältnisse ihrer Umgebung erstaunlich hoch gebildet, dabei von allem Anfang an spürbar vom Schleier eines Geheimnisses umgeben. Das ergibt sich aus der Reiseerzählung ‚Durchs wilde Kurdistan‘. Ebenda Kap. 7 ist erzählt, daß sie unter den Kurden früher einmal den Rang einer Meleka, einer Königin, bekleidete. Im hohen Alter dann – sie hat die Hundert schon überschritten – hat sie diese Würde abgelegt. Wann? Wie? Warum? [323] Das bleibt im Dunkel. Sie reist im Land umher, überall Segen, Frieden, Glück stiftend. Kara Ben Nemsi findet sie als ‚Geist der Höhle‘. In dieser Maske übt sie den denkbar größten Einfluß auf die unbändigen, streitsüchtigen, schwer lenkbaren Oberhäupter der Kurdenstämme und somit auf die Massen selbst aus. Sie macht auf Kara Ben Nemsi den Eindruck so großer Abgeklärtheit, daß sie ihm fast schon mehr dem Jenseits als dem Diesseits anzugehören scheint. In diesem Sinn äußert sie sich auch mehrfach selber, und hier liegen unverkennbar schon die Anfänge ihrer Wandlung zur Symbolgestalt.

Sie erzählt Kara Ben Nemsi von ihren Schicksalen. Nur Andeutungen gibt sie. Aber wir müssen uns diese Andeutungen klar vor Augen führen. Sie alle nämlich sind Bausteine, aus denen zum Schluß die Lebensgeschichte Marah Durimehs zusammengesetzt werden muß. Das erscheint mir unerläßliche Notwendigkeit für eine wirkliche Vollendung des Baues. In ‚Durchs wilde Kurdistan‘, wiederholt im ‚Silberlöwen‘ II, erzählt Marah Durimeh von sich:

Ich sah den Hohen fallen und den Niederen emporsteigen; ich sah den Bösen triumphieren und den Guten zuschanden werden; ich hörte den Glücklichen weinen und den Unglücklichen jubeln. Die Gebeine des Mutigen zitterten vor Angst, und der Zaghafte fühlte den Mut des Löwen in seinen Adern. Ich weinte und lachte mit; ich stieg und sank mit – – dann kam die Zeit, in der ich denken lernte. [GW2,630-631 / GW27,544-545]

Das will unverkennbar besagen: Nicht immer war Marah Durimeh so abgeklärt, so über den Dingen stehend. Es gab eine Zeit, in der sie mitschwamm im Strudel des Lebens. Eines Lebens, das in seiner Umkehrung der Begriffe ‚gut und böse‘ dem Treiben [324] in einem Narrenhause glich, das nicht Sinn und Ziel zu haben schien. Das ist zu beachten. Eine grobe äußere und innere Entwicklung, ein erhabenes Reifen der Persönlichkeit unter wuchtigen Schicksalsschlägen ist hier zu schildern. Und zuletzt der Sieg, der Sieg über das törichte eigne Ich, über die falsche Wertschätzung irdischer Lust und irdischer Güter. Mit einem Wort: der Aufstieg zum Edelmenschen!

Das ist Marah Durimeh als Mensch von Fleisch und Blut. Und die Ziele, die Karl May mit ihr verfolgte? Die Antwort liegt schon in dem Gesagten. An ihrem Schicksal wollte Karl May die Überwindung, das Absterben des alten und die Geburt des neuen Menschen zeigen. Ihr Beispiel sollte dartun, wie der Edelmensch unter der Masse entsprechend seiner hohen Aufgabe, den Bedrängten ein Engel zu sein, wirken muß. Nach diesen Gesichtspunkten wird bei des Baues Vollendung die Handlung, soweit sie nur irgend mit Marah Durimeh zusammenhängt, wird die Gestalt und das Schicksal der alten Kurdenfürstin selbst zu formen sein, zuletzt ihr Ende (vgl. ‚Silberlöwe‘ II, Schluß), das natürlich nur ein sanftes, beglücktes Hinübergleiten sein darf in ein Reich, dessen Bürgerrecht die Sterbende schon lange hier auf Erden erworben hat.

Damit aber ist das Bild, das Karl May uns von Marah Durimeh zeichnet, noch lange nicht vollständig; denn er gibt, wie bereits gesagt, ein Doppelbild. Wir haben also weiter zu forschen und uns die Frage zu beantworten: Wer war Marah Durimeh als Symbolgestalt, und welche Ziele verfolgte Karl May mit ihr?

[325] Als Fundstellen für Bausteine kommen hier fast ausschließlich die beiden Bände ‚A. u. Dsch.‘ in

Betracht. Hier finden wir Marah Durimeh als Sultanin von Sitara, dem Land der Sternenblumen (,A. u. Dsch.‘ I, Kap. 1). Ebenda erscheint sie im Urteil des Hadschi Halef Omar, des kleinen Pffikus, der bekanntlich nicht selten mit ein paar ausgefallenen Glossen den Nagel gerade auf den Kopf trifft, als ,kein gewöhnliches Weib ... auch keine Königin‘. Vielmehr möchte er sie als ,Dschinni‘, ,Seele‘, ,Geist‘ bezeichnen. Und sein Endurteil lautet, sie sei ,nicht nur Seele oder Geist, sondern ... die Herrin und die Gebieterin aller Seelen und aller Geister, die es gibt.‘ [GW31,9] Für ein solches Wesen eine knappe Bezeichnung zu finden, dürfte wohl manchem Kopfzerbrechen verursachen. Kara Ben Nemsis fühlt denn auch, angeregt durch die Äußerung des Hadschi, ,daß in dieser unvergleichlichen Frau Gedanken, Gesinnungen und Kräfte lebten‘ – so drückt es Karl May aus –, ,die meine Schulpsychologie unmöglich zu fassen vermochte.‘[GW31,9] Bis schließlich doch der Hadschi das Wort prägt, in dem alles zusammengefaßt ist, was diese Marah Durimeh kennzeichnet. ,A. u. Dsch.‘ I, im letzten Kapitel, nennt er sie ,die Menschheitsseele‘ [GW31,527]. Es scheint mir müßiges Beginnen, dieses Wort begrifflich spalten, erläutern zu wollen. Entweder man versteht, was Karl May damit sagen will, oder man versteht es nicht. Das ist Gefühlssache. Außerdem geht Karl May auch über diese Kennzeichnung noch hinaus, streicht gewissermaßen mit eigener Hand aus, was ihm noch nicht genügend erscheint. ,A. u. Dsch.‘ I, in den allerersten Seiten sagt er von Marah Durimeh: ,Der Mir von Dschinnistan [326] stand unter ihrem ganz besonderen Schutz.‘ [GW31,6] Dieser eine Satz bereitet, wie wir sogleich sehen, dem Deuter der Gleichnisse Karl Mays überraschende Schwierigkeiten. Wir müssen uns, um über die Symbolgestalt der Marah Durimeh und ihre Bedeutung klarzuwerden, leider ein wenig mit diesen Schwierigkeiten abgeben. Wer ist der Mir von Dschinnistan, also der Schützling Marah Durimehs? Ein Herrscher im Land Utopia, in Nirgendwo, allenfalls im Reich der geläuterten Edelmenschen, von dem es ,A. u. Dsch.‘ II, Kap. 5 heißt: , ... dem glücklichen Staate, dessen Bürger behaupten dürfen, daß nie ein Tropfen Blut bei ihnen geflossen sei.‘[GW32,444] Wüßten wir nach der Lektüre von ,A. u. Dsch.‘ nicht mehr von diesem Mir, so gäbe es kein Kopfzerbrechen. Als dieses Mannes Schutzherrin wäre Marah Durimeh noch vorstellbar. Die Menschheitsseele gegenüber dem Erhabensten im Reich der Edelmenschen. Aber Karl May läßt im Verlauf der Ereignisse immer wieder und wieder – bisweilen sogar greifbar deutlich – durchblicken, daß er unter dem Mir von Dschinnistan keinen Geringeren verstanden wissen will als – Gott³². Er schildert den Brunnenengel am Engpaß von Chatar. In dessen Innerem befindet sich, eingehauen im Stein, das Zeichen des Erbauers, ein Dreieck, darin ein Auge. ,Wie es als Symbol Gottes, des Vaters, [327] gebraucht zu werden pflegt‘, bemerkt Karl May wörtlich und sagt ein paar Zeilen später durch den Mund Kara Ben Nemsis: ,Wie ich von Sitara her weiß, ist dieses Auge das Handzeichen und Siegel des Mir von Dschinnistan.‘ [GW31,491] Ich weiß nicht, ob diese beiden Aussprüche, in logische Beziehung zueinander gebracht, einen andern Schluß zulassen als den, der sich mir aufdrängt: Also ist unter dem Mir von Dschinnistan Gott Vater zu verstehen! Überhaupt ist jeder Irrtum ausgeschlossen. ,A. u. Dsch.‘ I im gleichen Kapitel wenige Seiten danach stehen klar und deutlich die Worte Karl Mays: , ... und Gott, der allweise und allgütige Mir von Dschinnistan, hat auch zum Wohl der Gegenwart einen hochragenden ... Engel erbaut ...‘ [GW31,503] Und das ist nicht etwa eine zufällige Entgleisung. Karl May bestätigt die Gleichsetzung Mir von Dschinnistan = Gott auch in ,A. u. Dsch.‘ II, Kap. 4. Die betreffende Stelle lautet:

... das Geheimnis des Mir von Dschinnistan, der mitten unter euch wohnt, ohne daß ihr es wißt, mitten unter euch waltet, ohne daß ihr es ihm erlaubt, und euch alle von innen und von außen kennt, ohne daß ihr ihn jemals gesehen habt ... [GW32,324]

Ja, Karl May läßt diese rätselhafte Person selber von sich sprechen, und zwar die bezeichnenden Worte der Schrift: ,Seine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und seine Wege sind nicht eure Wege.‘ [GW32,527 / Jesaja 55,8] Das alles zusammengefaßt genügt wohl, zu beweisen, wen Karl May meint, wenn er vom Mir von Dschinnistan redet. Daß an der zuletzt angeführten Stelle nicht wortwörtlich der Mir als Sprecher angeführt wird, sondern der Schech el Beled von El Hadd, ist rasch mit meiner Behauptung [328] zu vereinbaren. Der Mir von Dschinnistan bleibt in Karl Mays Erzählung bis zuletzt unsichtbar. Das ist folgerichtig; denn er ist Gott. Gott aber ist menschlichen Augen nicht sichtbar. Dagegen offenbart er sich nach dem Dogma u. a. auch in menschlicher Gestalt. So auch der Mir von Dschinnistan. Er tritt auf in der Maske des Schech el

³² Anmerkung des Karl-May-Verlags: Die hier vom Verfasser aufgedeckten Unstimmigkeiten verdienen unbedingt Beachtung, und so haben wir dem bei einer Durchfeilung der beiden Bände ,Ardistan und Dschinnistan‘, die ohnehin erfolgen sollte, Rechnung getragen. In der nächsten Neuauflage wird dieser Widerspruch beseitigt sein.

Beled von El Hadd. Das ist dem Leser von ‚A. u. Dsch.‘ zunächst Geheimnis. Aber Karl May lüftet allmählich hier und da den Schleier, macht Andeutungen, weckt Ahnungen und verrät schließlich, was er zum rechten Verständnis seiner Absichten eben doch verraten muß, durch den Mund Merhamehs. ‚A. u. Dsch.‘ II, etwa am Schluß des vorletzten Kapitels, läßt Karl May sie das Wort ergreifen:

Ich wende mich an dich, den Mir von Ardistan, und ebenso an dich, den Mir von Dschinn – – –, sie hielt mitten in diesem Wort inne, um es schnell zu verändern – – –, ‚an dich, den Schech el Beled von El Hadd ... [GW32,590]

Also Schech el Beled = Mir von Dschinnistan = Gott. *Quod erat demonstrandum!* Karl May hätte, um seine Absichten auch etwas schwerfälligen Lesern klarzumachen, nicht einmal so deutlich zu sein brauchen; denn daß die Merhameh, die er uns schildert, sich so erbärmlich ‚verschnappt‘, glaubt ihm schließlich doch keiner.

Nun aber zurück zu Marah Durimeh! Was soll das heißen, daß Karl May sie an der oben angezogenen Stelle gewissermaßen als Schutzherrin des Mir von Dschinnistan bezeichnet? Schutzherrin Gottes? Ist die Menschheitsseele als Schutzherrin Gottes denkbar? Wohl schwerlich! Umgekehrt vielleicht! Damit **[329]** ließe sich allenfalls ein vernünftiger Gedanke verbinden. Aber so!? Nein! Es geht nicht. Karl May hat sich – wie der Volksmund sagt – verrannt in seiner Übersteigerung der Bedeutung Marah Durimehs. Seine Gleichnisse hören hier auf, verständlich, ja – vernünftig zu sein. Ich stelle das nicht etwa fest, um Kritik zu üben. Dazu habe ich diese Untersuchung über Marah Durimeh nicht begonnen. Ich will durch meine Feststellung vielmehr den Vollender des Baues von der allzu engen Bindung an Karl Mays Gleichnisse befreien. Zu diesem Zweck möchte ich auch noch darauf hinweisen, daß Karl May an anderer Stelle und doch im gleichen Werk, nämlich ‚A. u. Dsch.‘ I, Kap. 5, wieder eine andere symbolische Bedeutung der Gestalt Marah Durimehs erkennen läßt. Da spricht Taldscha, die Gattin des Scheiks der Ussul, eine Person, die in der Schilderung Karl Mays stets ein reifes, maßgebendes Urteil hat, über die Greisin. Sie sagt:

Das Leben ist doch etwas ganz, ganz anderes, als gewöhnliche Menschen denken! Gott dirigiert; gewoben aber wird es nicht nur von uns selbst, sondern außer uns auch von Personen und Kräften, auf die wir zu achten haben; von großen Meisterinnen und Meistern ... Die größte Meisterin, der alles gelingt, ist Marah Durimeh ... [GW31,407]

Was oder wen soll man sich unter diesen ‚Meistern und Meisterinnen‘, deren größte also Marah Durimeh sein soll, die unser Leben, unser Schicksal weben – außer uns und sozusagen unter Gottes Oberleitung – vorstellen? Wer einigermaßen mit der Weltanschauung vertraut ist, die Karl May in seinen Büchern als die seine offenbart, wird hierauf nur eine Antwort finden: Engel! Schutzengel! **[330]** Überirdische Mittler zwischen Jenseits und Diesseits, zwischen Gott und Mensch. Näher läge ein anderer Begriff: Mahatma! Aber es ist dem Buddhismus entlehnt, ist den Theosophen geläufig. Ein Mahatma ist ein auf den höchsten Gipfeln des Himalaja thronender, völlig geläuterter Geist, der die Schicksale der Menschen denkt und damit gestaltet. Er sendet denen, die in der Erkenntnis gereift sind, einen Guru (Führer), der ihre Wege bestimmt – und zwar zum Guten. Das würde sich fast genau mit dem decken, was Karl May hier von Marah Durimeh sagt. Doch es wäre völlig abwegig, zu behaupten, Karl May hätte hier buddhistisch-theosophischen Einflüssen unterstanden. Karl May war durch und durch Christ, sogar buchstabengläubiger Christ mitunter. Für ihn konnte es nur eine christliche Deutung seiner Gleichnisse geben. Und so bleibt es dabei, daß ihm Marah Durimeh in der Schilderung Taldschas als eine Art Schutzengel (der Menschheit) vorgeschwebt hat. Damit deckt sich auch vollständig, was Karl May am Schluß von ‚A. u. Dsch.‘ II den Leser erleben läßt. Der Engel ist natürlich, so nahe er auch am Thron des Höchsten stehen mag, Gott untergeordnet. Wenn also Marah Durimeh an der soeben bezeichneten Stelle, dem Mir von Ardistan und dem Mir von Dschinnistan (siehe oben = Schech el Beled = Gott) befiehlt (!!): ‚So beginne du! Der Mir von Ardistan aber helfe!‘, und wenn Karl May dann fortfährt: ‚Die beiden gehorchten (!!)\', [GW32,637] so ist es wohl nicht nur wegen des Versteckspiels (man lese die Stelle nach!), das der Mir von Dschinnistan treibt, ‚daß eine kleine, kaum bemerkbare Schalkhaftigkeit‘ über Marah Durimehs **[331]** ‚liebes, schönes, altes und doch so junges Gesicht‘ [GW32,637] zuckt, sondern das Lächeln soll eine vertrauliche Bitte an den ‚Herrn‘ sein, er möge verzeihen, wenn sich die Sprechende um der strikten Durchführung des Spiels willen scheinbar im Ton ein wenig vergriff. Das hat Karl May gefühlt. Ich betone es nochmals. Also ist auch darum Marah Durimeh als Schutzherrin des Mir von Dschinnistan (den wir als ‚Gott‘ erkannt haben) untergeordnet, so nahe sie ihm auch steht.

Warum ich auf diese scheinbare Nebensächlichkeit so viel Nachdruck lege? Weil die Ermittlungen eine nicht unwichtige Rolle spielen bei der Prüfung der Frage: Welche Zwecke verfolgte Karl May mit Marah

Durimeh als Symbolgestalt? Diese Frage – das sage ich schon im voraus – ist nur sehr schwer, ist vielleicht überhaupt nicht gründlich zu beantworten. Man müßte sich denn mit der Erklärung zufrieden geben: Karl May wollte an ihr zeigen, wie durch ein zwischen Gottheit und Menschheit vermittelndes Wesen das erdverstrickte Geschöpf von Irrtum, Unfriede, Unglaube, Sünde und Leid erlöst werden kann. Ungelöste Rätsel bleiben dabei immer noch bestehen. In ‚Winnetous Erben‘ glaubt der ‚Bewahrer der großen Medizin‘ Marah Durimehs Bild, sobald er es erblickt, zu erkennen. Er fragt nur: ‚Bin das ich? Ist das meine Schwester? Ist es meine Mutter? Oder eine Ahne von mir?‘ Und als ihm darauf der Name Marah Durimeh genannt wird, fragt er weiter: ‚Ist das gleichbedeutend mit unsrer Königstochter Marimeh?‘ Da wird ihm mit ‚ja!‘ geantwortet (‚Winnetous Erben‘, Kap. 7 [GW33,504]). Am [332] Schluß der Erzählung aber erkennt auch der ‚Junge Adler‘ sogleich den Kopf Marah Durimehs. ‚Die Königin der Sage! Die Freundin aller unsrer Ahnen!‘ [GW33,615] ruft er, und alle rufen es ihm nach. Das ist unverkennbar Marah Durimeh die Menschheitsseele, die auch der roten Rasse nicht fremd ist. Dazu stimmt wieder, was Karl May ‚A. u. Dsch.‘ I, Kap. 3, die Frau des Sahar von Marah Durimeh sagen läßt:

... sprich von ihr! Von der herrlichen, mächtigen Frau, welche die höchste und die reinste irdische Seele ist, weil alles Gute, was wir tun, indem wir das Böse überwinden, sich erst an ihr zu formen und zu verewigen hat, bevor es unsre eignen Gestalten verschönert und verklärt ... [GW31,346]

Aber ... dann beginnen die Rätsel. Karl May will darauf von seinem ‚Verhältnis zu Marah Durimeh‘ sprechen (zur Menschheitsseele? zu seinem, zu der Menschheit Schutzengel?) Aber er verstummt plötzlich. Gibt nur eine Erklärung, die nachdenklich stimmt, die fast klingt, als hätte er mit seiner Gleichnisgestalt Marah Durimeh Dinge dartun, Ziele predigen wollen, deren Erörterung und Predigt sich die zünftige Theologenschaft als alleiniges Recht vorbehält. Als hätten ihm, dem Dichter des Ave Maria von Helldorf-Settlement, hier leise Klänge des Marienkults im Ohr, im Herzen geschwebt. Oder suche ich zuviel hinter seinen Worten? Wollte er nur nicht lehrhaft sein? (An seinem Schreibtischfenster haftete ja bekanntlich als ständige Ermahnung ein Zettel³³: Nicht schulmeistern!) Der Leser prüfe selber! Die Stelle lautet:

[333] ... ich möchte gern einen jeden, der diese meine Zeilen in die Hand bekommt, in dieses Allerheiligste der Menschenseele blicken lassen; aber ich muß alles vermeiden, was zu der falschen Meinung leiten könnte, daß ich mit meinen Erzählungen sonderreligiöse oder aftertheologische Zwecke verfolge, und so will ich, wie so oft, auch hier über alles das hinweggehen, was lehrhaft erscheinen könnte. [GW31,346]

Karl May schweigt. Achten wir also seinen Willen und schweigen wir auch! Das Rätsel der Zweckbestimmung (der letzten) seiner Marah Durimeh als Symbol bleibt. Karl May läßt sie zwar am Schluß von ‚A. u. Dsch.‘ II selbst sagen: ‚Wem mein Erscheinen hier ein Rätsel ist, dem wird es sich bald lösen.‘ [GW32,631] Doch das bleibt ein Versprechen. Die Lösung folgt nicht. Und es erscheint somit fast als ein Glücksumstand, daß ich für den Vollender des Baues das Recht der Mischung von Tatsachen- und Gleichnisdichtung erweisen konnte. Er braucht nicht zu grübeln, wie er wohl die reine Symbolgestalt der Marah Durimeh und durch sie die Abrundung der Orientromane Karl Mays zu dem vom Dichter gewollten Ziel führen solle. Er kann sich vielmehr getrost an die Meleka der Kurden halten, wenn er dabei nur nicht versäumt, seiner Gestalt den Hauch von Menschheitsseele und Schutzengel der leidenden Menschheit zu geben, der uns aus Mays Erzählungen von allem Anfang an entgegenweht, sobald Marah Durimeh erscheint. Hat doch der Meister selbst in seiner strengsten Gleichnisdichtung ‚A. u. Dsch.‘ I, Kap. 1, getrost die straffe Symbolik einmal außer acht gelassen, indem er die Königin von Sitara von sich selbst sagen läßt: ‚Ein altes Kurdenweib spricht über hohe Politik und über die Gesetze der Zivilisation.‘ [GW31,15] Also: nicht päpstlicher sein wollen als der Papst! Was wir hier [334] an Bausteinen fanden (für die Gestaltung der Hauptperson Marah Durimeh), ob gleichnishaft oder nicht, getrost verwenden! Es ist – so oder so – im Sinn des Dichters. Und in seinem Sinn den Bau zu vollenden, darauf allein kommt es an.

Wenden wir uns nun zu der zweiten – neben Kara Ben Nemsî, dem ‚Ich‘, der dritten – Hauptgestalt der Orientromane Karl Mays! Wen ich damit meine? Die Antwort ist jedem bekannt, der mit dem Dichter durch die Wüste, durch Kurdistan, durch Kleinasien und die Balkanländer von Abenteuer zu Abenteuer gezogen ist. Wer war des Helden ständiger, unerläßlicher Begleiter, der unerschrockene Gefährte in jeder Klemme und dann nach dem Motto ‚*Suavis est laborum praeteritorum memoria*‘ [Angenehm ist die Erinnerung an vergangene

³³ Dieser Zettel ist in Band 34 der Ges. Werke ‚Ich‘ als Bildtafel zu sehen.

Mühen.] der kleine Homer des modernen Odysseus, der wortreiche Sänger aller vollbrachten Heldentaten, singend bald in den Volltönen des Preisliedes, bald im leichten ‚Gezwitscher des Gespöchts‘[GW18,243]? Natürlich kein anderer als der wackere

Hadschi Halef Omar.

Auch er stammt aus der sonnenhellen Welt gesunder Wirklichkeit und muß sich dann die Verwandlung ins Schattenhafte, die Wandlung zum Gleichnis gefallen lassen. Sehen wir uns also die Gestalten dieses Halef getrennt voneinander an! Der Hadschi Halef Omar der Wirklichkeit, der Tatsachenerzählungen ist jedem Karl-May-Leser bekannt und vertraut. Er ist mit verhältnismäßig wenigen Strichen zu zeichnen. Belege dabei aus Karl Mays orientalischen Reiseerzählungen zu häufen, halte ich für entbehrlich, ohne darum den Vorwurf mangelnder Gründlichkeit zu fürchten. Halef Omar war ein **[335]** armer Eseltreiber, den Kara Ben Nemsis zufällig findet, als brauchbar erkennt, ja liebgewinnt und zu seinem Diener macht. Durch seine menschlichen Eigenschaften versteht es der Kleine, sich zum ‚Freund und Beschützer‘ seines Sihdi emporzuarbeiten. Hadschi nennt er sich von Anbeginn, wird es aber erst in Wahrheit durch seinen abenteuerlichen Ritt nach Mekka in Begleitung seines Herrn. Hier spinnen sich die Fäden an, aus denen sich Halefs weitere Schicksale weben. Er findet seine Hanneh und wird durch sie der glücklichste Ehemann, später auch der stolzeste Vater des weiten Erdenrunds. Er gewinnt Beziehungen, die ihm als letzte Folge schließlich die Würde eines Scheiks der Haddedihs vom tapferen Stamm der Schammar eintragen. Das ist Halef und sein Schicksal von außen gesehen. Ungleich wichtiger, ergötzlicher, eigenartiger ist der innere Mensch, sein Erleben und dessen Ausdrucksformen. Man muß Karl May nachrühmen, daß er es verstanden hat, Menschen von besonderem Schlag vor uns hinzustellen. Unter diesen allen aber ist Halef wohl des Meisters prächtigste Schöpfung. Er war auch des Meisters Liebling, wie er der Liebling unzähliger Karl-May-Leser geworden ist. Halef ist ein Charakter, treu, ehrlich, wahr, furchtlos. Er kann auch rücksichtsvoll sein – wenn er will. Er ist dankbar für jedes freundliche Wort. Er ist bescheiden – seinem Sihdi und dessen Freunden gegenüber. Vor Fremden aber nimmt er als echter Orientale den Mund gern sehr voll. Dabei ist seine bilderreiche Sprache köstlich, darum so köstlich, weil der Kleine einen kerngesunden, urwüchsigen Mutterwitz besitzt, der in seinen Redewendungen aufleuchtet wie Feuerwerk. **[336]** Urwüchsig ist überhaupt vieles an ihm. Er haut den Knoten gern kurzerhand durch und greift rasch einmal zur Kurbatsch, um seinen Wünschen den nötigen Nachdruck zu schaffen. In seiner Tapferkeit ist er oft leichtsinnig. Ganz folgerichtig! Ihm liegt es nicht, jederzeit Grenzen und Schranken abwägend zu beachten. Karl May läßt uns wohlbedacht eine stetige innere Wandlung des Kleinen erleben. Aus dem besessenen Anhänger des Propheten, der seinen Herrn zum Islam bekehren möchte, wird schließlich dem Herzen nach ein Christ. Ein starkes Streben und Wachsen vom Gewaltmenschen zum Edelmenschen ist bei diesem Halef unverkennbar. Am nächsten kommt er diesem Ziel im ‚Silberlöwen‘ III, als er mit dem Tode ringt. Hier mag Karl May einmal die Endlösung vorgeschwebt haben, auch seinen Halef (wie Marah Durimeh, nur eben doch wieder anders) ganz zum Edelmenschen aufsteigen zu lassen. Aber er wich wieder ab von diesem Weg. Die Rolle bedenkend, die er Halef in der Gleichnisdichtung notwendigerweise spielen ließ, erkannte Karl May wohl, daß dieser Halef jenes letzte Ziel nicht erreichen durfte, daß er vielmehr – sterben mußte.

Das leitet hinüber zur Betrachtung Halefs in seiner zweiten Gestalt, zu Hadschi Halef Omar als Symbol. Wie der Vollender des Baues den Menschen Halef in den soeben nachgezeichneten Linien bestehen lassen muß, so wird er nicht weniger sorgfältig die Züge der Gleichnisgestalt beachten, Karl Mays Absichten in bezug auf Halefs Schicksale daraus ablesen und danach seinen Stoff formen müssen. Es gilt also abermals Bausteine zu suchen. Die Bedeutung Halefs als Symbol geht aus vielen **[337]** Stellen in ‚A. u. Dsch.‘ hervor. Wir können hier, um unsre Untersuchung nicht ins Endlose auszudehnen, nur die wichtigsten davon kurz betrachten. Halef erscheint da (‚A. u. Dsch.‘ I, Kap. 1) als der Mensch, ‚der nicht die Kraft besaß, über die Forderungen seiner körperlichen Anima hinauszugehen‘.[GW31,3] Schon hier prägt Karl May das entscheidende Wort: Anima (wohlgemerkt: nicht *animus*, das der Gymnasialsextaner mit ‚Seele, Geist‘ übersetzen lernt). Daß Karl May zwischen *anima* und *animus* streng scheidet, geht aus ‚A. u. Dsch.‘ I [II], Kap. 2, hervor, wo es vom Mir von Ardistan heißt:

Er kämpfte einen stillen, aber schweren Kampf, den Kampf mit sich selbst, den Kampf mit seiner eignen, niedrigen Anima, der es noch nicht gelungen war, sich zur Seele zu erheben ... [GW32,145]

Aus dieser Stelle erhellt übrigens genau, was Karl May unter *anima* versteht, nämlich das Triebhafte im Menschen. Und die Verkörperung dieser *anima* als Symbolgestalt ist Hadschi Halef Omar. Wir setzen die soeben begonnene Untersuchung fort und werden sehen, daß die Gleichung: ‚Halef als Symbol = Anima = das Triebhafte‘ stimmt. Als Anima ist Halef (‚A. u. Dsch.‘ I, Kap. 1) der Freund der Waffen, der Anhänger der rohen Gewalt, der, als ihm sein Sihdi erlaubt, zum Ritt nach Ardistan die Gewehre und die Peitsche aus Nilpferdhaut wieder auszupacken, laut aufjubelt: ‚Hamdulillah! Es wird wieder geschossen! Es wird wieder gestochen! Es wird wieder gehauen!‘ [GW31,37] Ein klein wenig später im Verlauf der Handlung maßt sich diese Anima an, kaum daß man die sumpfigen Niederungen der Ussul betreten hat, die Führung übernehmen zu wollen. Als ihr aber der Wille gelassen wird, erweist **[338]** sich nur zu rasch ihre gänzliche Unfähigkeit dazu. Dann sind Halef und sein Sihdi in der Hauptstadt der Ussul angekommen. Kara Ben Nemsi verbringt die Stunden der Nacht – in denen von ferne die Vulkane von Dschinnistan leuchten, die Erfüllung alter Verheißungen kündend – hoch oben auf dem Turm in ernstem Gespräch mit der Priesterin und der Frau des Scheiks, während Halef mit den Offizieren der Ussul Simmsem (Branntwein) trinkt und Kriegspläne berät. Und als die Priesterin in tiefster Ergriffenheit in die Nacht hinausruft: ‚Ist Friede auf Erden?‘, antwortet von unten Halef, der betrunken heimtrotzt: ‚Fällt uns gar nicht ein!‘ Und faselt und prahlt, als wäre er ein Kriegshetzer schlimmster Art. So daß die Priesterin die Worte findet: ‚Da hast du gleich den ganzen Gegensatz zwischen Erde und Himmel! Bei uns hier oben ertönen Engels- und Friedensworte; da unter aber führt der Simmsem das Wort und spricht leichtfertig von Krieg und Blutvergießen!‘ [GW31,339-340] Das zielt auf Halef, auf die Anima. Dieselbe Anima ist es dann auch, die aus dem schwerbezechten Halef spricht, den Kara Ben Nemsi im Stall bei den Hunden findet, der Unsinn schwatzt, als ihm die Sure der Prüfung abgefordert wird, der schließlich machtlos wieder in seine Betäubung zurückfällt und sich am andern Tag ganz gottserbärmlich schämt und weder von seinem Streich noch vom Simmsem etwas hören und wissen will (‚A. u. Dsch.‘ I, Kap. 4). Als Anima erklärt Halef seinem Sihdi (ebenda):

Ich muß Krieg haben, unbedingt Krieg! Denn nur durch Krieg und wieder Krieg kann ich dir zeigen, was für ein außerordentlicher, ganz unvergleichlicher und berühmter Kerl ich bin. [GW31,417]

[339] Und erntet dafür von Kara Ben Nemsi ungewöhnlich strengen Tadel. Karl May behandelt seinen Liebling Halef überhaupt nicht mehr so gut wie früher den wirklichen Halef, seit er ihn zum Symbol gestempelt hat. Das liegt in den Dingen begründet. Der Anima haftet nun einmal eine gewisse Minderwertigkeit an. Also muß auch Halef als Anima bisweilen minderwertig erscheinen, namentlich im Vergleich zu den Edelmenschen der Erzählung. Darum sagt Karl May, wie sich selbst entschuldigend, von ihm:

Meinen kleinen Halef beherrschten keine höheren Erwägungen, sondern Naturell und Temperament. Seine Seele war noch Leibesseele, nicht aber schon Geistesseele ... (‚A. u. Dsch.‘ I, Kap. 4.) [GW31,424]

Oder er setzt ihn zum Edelmenschen geradezu in den Gegensatz von Leib und Seele. So ‚A. u. Dsch.‘ I, Kap. 5, durch die Worte Merhamehs: ‚Seine Liebe zu dir ist so innig, so grenzenlos und so rührend wie die Liebe des Leibes zur Seele.‘ [GW31,533] So wird dieser Halef wieder liebenswert gemacht und verliert doch Zug um Zug, weil er eben nur noch Anima ist. Auf dem Engpaß Chatar vermag er nicht neben dem ‚Diener der Güte‘ und der ‚Barmherzigkeit‘ frei auf schwindelnder Höhe zu stehen. ‚Seine Heimat ist die Ebene der Wüste‘, entschuldigt ihn sein Sihdi. ‚Darum vermißt er hier auf deiner Höhe das Gefühl für das Gleichgewicht.‘ [GW31,539] Und so wird die Entschuldigung zur Kennzeichnung Halefs als niedrige Anima und damit zu einer Art Herabsetzung (‚A. u. Dsch.‘ I, Kap. 5). Während ‚A. u. Dsch.‘ II gegen Ende des 1. Kapitels Kara Ben Nemsi (oder sagen wir gleich: Karl May) sich gar nicht erst die Mühe nimmt, die **[340]** bittere Pille in Zucker zu tauchen, um sie schmackhafter zu machen, sondern den Kleinen anfährt:

Mach dich nicht lächerlich! Was hast du denn für große Dinge getan? Und wer ist es, der mir versprochen hat, nicht mehr zu prahlen? ... Du magst mir noch so viel versprechen, so fällst du deiner Ruhmredigkeit doch immer wieder zum Opfer ... [GW32,146]

Der Anima, der zügellosen Triebhaftigkeit, gilt die Ohrfeige, und Halef muß sie einstecken. So wird Halef, der sonst so Genügsame, sogar zum Genüßling. Erst betrinkt er sich – was doch bei dem Halef etwa der ersten sechs Bände ganz undenkbar wäre – und dann ‚A. u. Dsch.‘ II, Kap. 4, geht ihm wieder eine leckere Mahlzeit über alles:

„Aber wir, die wir keine Dichter sind und auch keine Bücher schreiben“, sagt er zu Kara Ben Nemsî, „wir gehören hinunter auf die ebene, sichere Erde und ziehen den Duft eines guten Bratens den fettesten Reimen und den dicksten Büchern vor.“ [GW32,378]

Und gegen Schluß der Erzählung („A. u. Dsch.“ II, vorletztes Kapitel) ist dieser Halef dann gerade gut genug, als angeblicher Mir von Ardistan mit dem „Hanswurst Panther“ in Scheinverhandlungen zu treten, eine Komödie zu spielen, die kein anderer durchführen mag und die ihm schließlich auch noch die demütigende Erkenntnis einbringt, daß er seine „Sache so ungeheuer schlecht“ gemacht hat; denn: „Wer sich für mehr ausgibt, als er ist und kann, dem schwindet der Boden unter den Füßen weg ...“ [GW32,567]

Taucht angesichts solcher Gegensätzlichkeiten sogar an der symbolisch gemeinten Gestalt Halefs nicht unwillkürlich die Frage auf: Warum verfuhr Karl May so ungleich? Welche Erwägungen oder auch welche Gefühle beherrschten ihn hier und dort und schrieben ihm die Gestaltung seines Halef vor? Die [341] Frage ist nur zu berechtigt, und lohnend für unsre Zwecke ist es, die Antwort darauf zu suchen. Sie eröffnet uns einen weiten Blick in des Meisters Gedankenwerkstatt und läßt uns so einen halb behauenen, unbenutzt gelassenen Quader finden, der uns als Baustein von höchstem Wert sein muß. Als Karl May zur Gleichnisdichtung überging, als ihm dabei Halef zur Anima, zur Verkörperung des Triebhaften im Menschen wurde, dämmerte ihm – ich sprach schon einmal kurz davon – die Erkenntnis, daß Halef sterben müsse; denn die Gleichnisse Karl Mays sollten den Entwicklungsgang des Gewaltmenschentums zum Edelmenschentum schildern. Der Edelmann aber muß die in ihm lebende Anima überwunden, abgetötet haben. Sonst ist er als Edelmann nicht denkbar. Anfangs war Karl May denn auch entschlossen, dieser Schlußfolgerung nachzugeben. Das war in jener Zeit der furchtbarsten inneren Umwälzungen, in denen er den „Silberlöwen“ vollendete. Karl May war durch die Wucht der gegen ihn losbrechenden Angriffe aus der Bahn geschleudert. Alles in ihm war aufgewühlt. Blutenden Herzens mußte er, den unerbittlichen Tatsachen Rechnung tragend, Zugeständnis um Zugeständnis machen, Opfer um Opfer bringen. Die „Flucht in die Symbolik“ bedeutete für ihn den rettenden Ausweg. Sie allein bewahrte ihm die Möglichkeit, überhaupt weiterzuschaffen. Aber gerade die Umgestaltung des Lebenswerks zur Gleichnisdichtung war es, die wiederum die schwersten Opfer erheischte. Sie forderte auch den Tod Halefs, und Karl May ist offenbar eine Zeitlang entschlossen gewesen, auch dieses Opfer zu bringen. Leicht ist ihm [342] dieser Entschluß ganz gewiß nicht geworden, und er mag auch niemals als wirklich fester Vorsatz in Karl May gewurzelt haben; denn der kleine Hadschi war, wie gesagt, des Meisters Liebling. O. J. Bierbaum sagt einmal irgendwo in seinem „Irrgarten der Liebe“ – Anfang und Überschrift des Gedichts sind mir nicht in der Erinnerung [Otto Bierbaum: „Sentimentale Reise“ Nr. 6: „Was wäre ich, hätt ich nicht die hohe Kunst ...“] –: „Kein Kind wird einst von mir im Leben stehn ...“ und knüpft an diese leis-wehmütige Vorstellung die Hoffnung, daß wenigstens eines seiner Lieder weiterleben und weiterklingen möge. Dieser Gedanke ist ihm Trost. Und danach ist recht wohl Karl Mays Verhältnis zu den Gestalten seiner Dichtung zu beurteilen. Auch er starb ohne leibliche Nachkommen und wußte doch schon im Leben, daß eine ganze Schar lebendigster Wesen, die Blut von seinem Blut und Geist von seinem Geist in sich trugen, ihn urgesund überdauern würden, die Kinder seiner Muse. An ihnen hing sein Herz, hing am meisten an seinem verhätschelten Liebling Halef, der sich schon seit je so manche kecke Dreistigkeit gegen des Erzeugers „Ich“ ungestraft herausnehmen durfte. Und nun sollte dieser Halef sterben, sterben gewissermaßen von der Hand dessen, der ihn einst ins Leben rief? Im Jahrbuch 1926 „Von Hassan el Kebîr bis Hadschi Halef Omar“ überliefert Franz Kandolf die Worte Karl Mays: „Ich kann meinen Halef nicht sterben lassen.“ Karl May war kein Agamemnon, der sein liebstes Kind zum Altar zu schleppen vermochte. Sein Vorsatz verschwand wieder. Aber er hinterließ eine unverwischbare Spur in der Zeichnung des Hadschi im III. Band des „Silberlöwen“. Der Halef, der dort so abgeklärt, so um die letzten, die tiefsten Dinge wissend, vom [343] Sterben spricht, ist zwar schon das Symbol, die Anima, aber es ist die Anima, die sich zum Scheiden vorbereitet, die schon Tag um Tag, Stunde um Stunde stirbt, um schließlich ganz sich aufzulösen und in einer neuen Daseinsform als geläuterte Seele zu erwachen. Dieser Halef hätte sterben müssen, sollte auch sterben. Da ihn aber Karl May, schon wieder entsetzt über den eignen Entschluß, nicht sterben lassen konnte, zog er wenigstens die Folgerung daraus und ließ seinen Halef in „A. u. Dsch.“ körperlich zwar wieder gesund und lebensfähig noch für lange Zeit, dafür aber minderwertiger von neuem erscheinen, weit wieder abgerückt vom letzten Ziel der Läuterung, eben ganz nur Anima, dafür aber auch wieder weit entfernt von der Gefahr des Sterbens.

Was ergibt sich hieraus für den Vollender des Baues, der sich die Aufgabe gestellt hat, das Werk Karl Mays unter gewissenhafter Verfolgung begonnener Linienführung zu Ende zu bringen? Er muß Halef, die Anima, sterben lassen; denn erst, wenn die Anima endgültig überwunden und abgetan, wenn dazu die Greisin Marah Durimeh am Ende ihrer Entwicklung und ihres Sterbens angelangt ist (davon wird beim Aufbau der die Orientromane abschließenden Handlung noch die Rede sein müssen), erst dann wird der Leser von Karl Mays Gesamtwerk den Eindruck haben können, daß für alles von Karl May angespinnene Beginnen, soweit es im Orient spielt, wirklich das Ziel erreicht, der lösende und befriedigende Schluß gefunden ist. Bleibt nur die Frage – und sie scheint auf den ersten Blick nicht leicht zu beantworten: Wo und wie muß Hadschi Halef Omar sterben? Wer folgerichtig denkt, [344] wird die Antwort im Werk Karl Mays zu finden suchen. Ich meine das nicht so, als sollte der Vollender des Baues nun auf Absichten zurückgreifen, mit denen sich – in bezug auf Halefs Ende – Karl May einmal wirklich getragen hat; denn Karl May ließ diese Absichten wieder fallen. Er selbst verwarf den Plan. Die Spur führt zum ‚Silberlöwen‘ III. Da sollte Halef vermutlich einer tückischen Krankheit zum Opfer fallen. Mein Suchen geht nach anderer Richtung. Ich halte mich an die Bedeutung Halefs als Anima. Spricht Karl May nicht selbst – mit einer gewissen Vorliebe sogar – wiederholt von einem Ort, wo die menschliche Anima einer harten, mitleidlosen Prüfung unterworfen wird, bis sie sich in ‚Geist‘ verwandelt hat, somit – als Anima – aufgehört hat zu existieren, tot ist? Ich meine ‚Die Geisterschmiede‘, von der Karl May den Scheik der Todeskarawane in seinem zweiaktigen Bühnenspiel ‚Babel und Bibel‘ eine so grauenhafte Schilderung geben läßt.

Zu Märdistan, im Walde von Kulub,
liegt einsam, tief versteckt die Geisterschmiede. [BuB, 1. Akt, Zeile 805+806]

Dort fallen Haß, Neid, Reue, Schmerz – alle personenhaft als Schmiedegesellen gedacht – über den Menschen her und ‚bearbeiten‘ ihn sozusagen unbarmherzig.

. . . bis der Schmied
den Geist erkennt, der aus der Höllenqual
und aus dem Dunst von Ruß und Hammerschlag
ihm ruhig, dankbar froh entgegenlächelt. [BuB, 1. Akt, Zeile 843-846]

Halt! wird man mir hier vielleicht entgegenen. Du bist auf falscher Fährte! Hier könnte Halef doch nur verwandelt, nicht aber für immer abgetan werden. [345] Die Geisterschmiede ist doch keine Mörderhöhle. Aus ihr könnte höchstens ein neuer Halef hervorgehen. Dagegen sage ich: Das stimmt für den Halef, den uns Karl May bis hin zum ‚Silberlöwen‘ zeigt. Dann nicht mehr! Dann ist Halef nur noch Anima, und diese muß in der Geisterschmiede restlos zugrunde gehen. Da aber nach alter Weisheit alles Geschehen – auch das Sterben – nur eine Verwandlung ist, entsteht gewiß beim Tod der Anima ein Neues. Doch dieses Neue gehört andern Reichen an. Es kümmert uns hier nicht. Es ist nicht mehr die Anima, ist also nicht mehr Halef. Dieser Halef vielmehr ist dann endgültig tot. Das ist meiner Meinung nach die gegebene, auch im Sinn Karl Mays folgerichtige Lösung der Frage nach Art und Ort von Halefs Ende. –

Art und Ort! Dies letzte Wort weist schon hinüber nach einem neuen Bezirk, in dem wir nach Bausteinen für des Baues Vollendung zu suchen haben. Wir werden uns im Werk Karl Mays nach Spuren umsehen müssen, die uns erkennen lassen:

An welchen Orten soll der Abschluß der Orientromane spielen?

Ich erinnere zunächst an das, was ich zum Beginn meiner Untersuchung über die Rolle gesagt habe, die vermutlich Ssali Ben Aqil, der Bekehrte, in dem abschließenden Band ‚Marah Durimeh‘ spielen sollte. Von den Verstrickungen Kara Ben Nemsis in die Kämpfe Ssali Ben Aqils mit seinem Stamm und seinen Verwandten sollte da gehandelt werden. Der Stamm des Wanderpredigers sind die Bebbeh-Kurden. Von seiner Verwandtschaft erfahren wir [346] (vgl. ‚Im Lande des Mahdi‘ III, Kap. 3), daß der Scheik dieser Bebbeh mit Namen Gasahl Gaboya, der bekanntlich von Kara Ben Nemsis Gefährten im Kampf erschossen wurde (vgl. ‚Durchs wilde Kurdistan‘), der Bruder von Ssali Ben Aqils Mutter, also sein Onkel, war. Der Felsen Wahsija, wo wir, wie ich bereits feststellte, Ssali Ben Aqil später wiederfinden (‚Orangen und Datteln‘: Nûr es Semâ – Himmelslicht), liegt unweit etwa von Mossul, nach den Bergen zu, im Gebiet der Anezeh. Das alles zusammengefaßt, ergibt als Schauplatz der Handlung das Land Kurdistan. Nach Kurdistan weisen auch die Andeutungen, die Karl May im ‚Silberlöwen‘, Ende des II. Bandes, macht. Ich habe bereits erwähnt, daß bei der Vollendung des Baues die Fragen gelöst werden müssen, die dort in bezug auf die

Schicksale Marah Durimehs offenbleiben. Daß das Aufrollen ihrer Schicksale, das ich als eine Notwendigkeit für einen wirklichen Abschluß der Orientromane aufgezeigt habe, die Handlung in Kurdistan festlegt, ist darin bedingt, daß Marah Durimeh aus diesem Lande stammt, daß sie einmal Meleka unter den Kurden war. In Kurdistan lag auch jener Kulluk, in dem sie auf Betreiben des Paschas von Suleimania durch die Dawuhdijehs gefangengehalten wurde. Und gerade hier liegen die ungelösten Rätsel. Karl May sagt an jener Stelle im ‚Silberlöwen‘:

Nur über das eine schwieg sie, was ich doch so gern erfahren hätte. Warum hatte man sie festgenommen und nach dem Kulluk geschafft? Warum hatte sie jetzt noch weiter gebracht werden sollen, ‚in eine Ferne, wo der Tod und nicht das Leben ist‘?[GW27,627]

Kara Ben Nemsî fragt nicht, um nicht zudringlich zu sein. Andeutungen aber weicht sie aus. Und als **[347]** sie spricht, muß er sich mit einer Vertröstung zufrieden geben: ‚... wenn du wiederkommst! ... wenn du wieder bei mir bist! ...‘ [GW27,627] Nun, von diesem letzten Wiederbegegnen wird bei der Vollendung des Baues zu handeln sein. Und darum: Ort der Handlung: Kurdistan! Diese klare Eindeutigkeit wird nun freilich jäh zerstört, wenn wir uns vor Augen halten, daß wir um den symbolistischen Einschlag auch der abschließenden Erzählung nicht herumkommen. In der Gleichnisdichtung ist Marah Durimeh, ‚A. u. Dsch.‘ I, Kap. 1, Königin von Sitara, des Reiches, zu dem – wie dort ausdrücklich betont wird – auch ‚das weit ausgestreckte Gebiet von Märdistan mit dem geheimnisvollen Walde von Kulub‘ gehört, ‚in dessen tiefster Schlucht, wie man sich heimlich erzählt, die Geisterschmiede liegt‘[GW31,1]. Die Erwähnung der Geisterschmiede aber erinnert uns daran, daß ja Halef, die Anima, dort sterben soll. So daß sich notwendig ein zweiter Ort der Handlung ergibt, eben Sitara, Märdistan, die Geisterschmiede im Walde von Kulub. Werden diese beiden Gegensätze, Tatsachenwelt und Land Nirgendwo, vernünftigerweise miteinander vereinbar sein? Sind sie nicht wie Feuer und Wasser? Schließen sie nicht einander aus? Man sollte es meinen, und ich möchte auch vorschlagen, die Namen Sitara, Märdistan, Ardistan und Dschinnistan in dem abschließenden Band nicht als reine Ortsbezeichnungen zu nennen. Im übrigen aber wollen wir uns vor Augen halten, daß gerade Ardistan und Dschinnistan, wie es Karl May versteht, nicht nur nirgendwo, sondern ebenso gut überall zu suchen sind. Sagt er doch selbst deutlich genug: ‚... Ist nicht eigentlich **[348]** jeder Mensch so ein kleiner Mir von Ardistan,‘ [GW32,415] und weiter ‚A. u. Dsch.‘ II, wo er von der Entwicklung des Gewaltmenschen zum Edelmenschen spricht:

Tausende klagen, das sei so schwer. Sie haben recht und doch auch wieder nicht recht. Man suche die ‚Schwarzgewappneten‘ des Mir von Dschinnistan, welche die Bestie in uns, den ‚Panther‘, nach dem Dschebel Allah zu locken verstehen. Man bitte um die Panzerreiter von El Hadd und Halihm usw. usw. [GW32,544]

Hier wird unabweisbar klar, daß diese Länder und Örtlichkeiten von Nirgendwo doch überall zu suchen sind. Und der Wald von Kulub, in dessen Geisterschmiede das ‚Ich‘ des Meisters die schmerzhafteste Läuterung erfuhr, lag innerhalb der weißgrünen Grenzpfähle Sachsens. Warum sollten wir also Halefs Kulub nicht nach Kurdistan verlegen dürfen?

Etwas anders verhält es sich freilich mit der letzten Spur, die wir hinsichtlich einer Ortsbestimmung für die Schlußerzählung im Werke Karl Mays finden. Wir wissen nun, daß dieser Ergänzungsband u.a. auch Marah Durimehs Ende bringen soll. Am Schluß etwa von ‚A. u. Dsch.‘ II sagt Marah Durimeh:

Das ist er; ja, das ist er, der herrliche Dschebel Muchallis, der Traum meiner Jugend, die Hoffnung meiner Jahre, die letzte Stufe, von der aus ich hinüberzugehen wünsche zu den Seligen auch der andern Gotteswelten. [GW32,645]

Also auf dem Gipfel des Dschebel Muchallis will sie sterben, will Karl May sie sterben lassen. Dieser Berg liegt in Dschinnistan, und nach Dschinnistan als Schauplatz alles weiteren Geschehens um Marah Durimeh, um Kara Ben Nemsî und Hadschi Halef Omar weist deutlich auch der Schluß von ‚A. u. Dsch.‘ II, der in die Worte ausklingt:

[349] Wir aber wendeten unsern weitem Weg nun den Bergen, über deren Pässe der Weg nach Dschinnistan führte, und unserm hohen, weiteren Ziele zu. [GW32,651]

Hier gibt es – will man im Sinn Karl Mays verfahren – von Rechts wegen kein Ausweichen. Der Wortlaut dieses Satzes weist deutlich Dschinnistan, das Bergland, als Ort der Handlung für den Schlußband ‚Marah Durimeh‘ an. Leider aber ist damit für den Vollender des Baues in der Praxis nichts anzufangen. Man müßte sonst gerade auf den Tod Halefs in der Geisterschmiede verzichten – denn in Dschinnistan, wo nur bereits

geläuterte Edelmenschen Zutritt haben und hausen, ist sie undenkbar – müßte auf ein Miterleben der Schicksale Ssali Ben Aqils verzichten – d. h. müßte Karl Mays eigne, für den Band ‚Marah Durimeh‘ klar gegebene Planung umstoßen – und müßte in einem wenig lebendigen Kapitel die sterbende Marah Durimeh von hoher Warte aus alles, was an ihren Schicksalen noch ungeklärt ist, unter völligem Stillstand der Handlung erzählen lassen. Das würde, drastisch ausgedrückt, ein grob-langweiliges Buch ergeben. Es fragt sich nur, ob nicht auch Karl Mays ‚Marah Durimeh‘-Band, so wie er notwendig auf ‚Ardistan und Dschinnistan‘ gefolgt wäre, auf gut deutsch gesagt – langweilig ausgefallen wäre. Ich glaube, meine Verehrung für Karl May in diesen Jahrbüchern und auch sonst genügend bewiesen zu haben, um dieses Urteil wagen zu dürfen. Was hätten denn die handelnden Personen in Dschinnistan, diesem Land der Erfüllung, des ewigen Friedens, der letzten Vollkommenheit, tun sollen? Eine Entwicklung irgendwelcher Art war nicht mehr zu [350] schildern. Die Ereignisse ruhten in einem Punkt. Reden und immer wieder reden hätten sie müssen, und auch dem willigsten Leser wäre bei dieser Tatenlosigkeit schließlich die Geduld gerissen. Es ist wieder die Sache mit der glücklichen Ehe, die ich schon einmal als Beispiel herangezogen habe. Solche Zustände der Sättigung, der Erfüllung, der paradiesischen Ruhe sind ein einziges großes Glückserleben für die, die solches Schicksal an sich erfahren. Für den Fernstehenden aber ist ihre Schilderung eben langweilig, und kein Meister des Worts wird imstande sein, ein Buch darüber zu schreiben, ein fesselndes gleich gar nicht. Er kann das Streben danach tausendfach gestalten und wird damit den Leser packen, wenn er's versteht. Denn da ist Fluß, Leben, Vorwärtsdrängen, Entwicklung. Und es ist kein Zufall, daß nicht nur die guten alten Romane, sondern auch noch so viele moderne aufhören, wenn ‚er und sie sich kriegten‘. Von dem, was dann kommt – wenn eben das Ziel wirklich erreicht, ein allseitiges Glück der handelnden Personen gewonnen ist – kann höchstens ein Lyriker einzelne Stimmungsbilder geben, wie es etwa Gustav Falke so meisterhaft gekonnt hat; aber mehr nicht. Zu einer Erzählung reicht es nicht mehr. Dafür fehlen die Voraussetzungen. Und wenn Karl May dennoch die Absicht gehabt hat, dieses Wagnis zu unternehmen, so kann man getrost behaupten – man mag sein Können noch so hoch einschätzen –: er wäre daran gescheitert. Als er den oben angeführten Schluß von ‚A. u. Dsch.‘ niederschrieb und sich auf einen Schlußband festlegte, der in Dschinnistan spielen sollte, glich er dem Kletterer, der sich im Drängen: Vorwärts ... empor! [351] verstiegen hat, und wir dürfen von dem Vollender des Baues nicht verlangen, daß er sein Werk auf solch verlorenem Posten beginnt. Er soll vielmehr getrost an anderer Stelle beginnen, dort, wo er noch Raum hat, die Handlung zu entwickeln und sie auf seine Art, gestützt auf seine Erwägungen, doch im Sinn Karl Mays zu Ende zu führen.

Es bleiben uns nur noch wenige Bausteine, die zusammenzutragen sind, ehe der Versuch gemacht werden kann, des Baues Vollendung zu beginnen. Einer dieser Bausteine liegt sozusagen deutlich am Wege. Wir finden ihn, wenn wir uns kurz Aufschluß darüber geben:

Welche letzten Ziele verfolgte Karl May mit all seinem Schreiben?

Nur den Broterwerb? Das wird ihm auch der ärgste Feind nicht nachsagen können. Nur den Leser unterhalten? Dagegen hat er sich von Anbeginn gewehrt, wehrt sich in seiner Selbstbiographie, Band ‚Ich‘, dagegen und begegnet mit seinen Werken selbst tatsächlich diesem Vorwurf. Nur sich selbst befreien von einem inneren Zwang, wie es nach eigenem Bekenntnis nicht die Schlechtesten unter den großen Erzählern aller Zeiten getan haben? Ja und nein! Nein, weil Karl May deutlich Zwecke verfolgt, die außerhalb seiner Person begründet sind. Ja, weil Karl May wirklich aus eigenstem Herzensbedürfnis diese Zwecke verfolgt, sich also in ihrer Verfolgung selbst entlastet. Ich spreche von Zwecken. Damit will ich Karl May aber ja nicht unter die Gattung der ‚Tendenzschriftsteller‘ verweisen. Ihnen allen haftet – dem einen mehr, dem andern weniger – nur [352] zu deutlich das Unkünstlerische an. Das erlebt die deutsche Kunst gerade in unserm Zeitalter, in dem sich Politiker, Juristen, Mediziner des Dramas und der Bühne zu ‚Aufklärungszwecken‘ bemächtigen, mit Grauen. Nur im aller-, allerbesten Sinn könnte man Karl Mays Werke Tendenzschriften nennen; denn sie verfolgen alle ein großes Ziel. Menschheitsideale, seine Menschheitsideale will Karl May seinen Lesern nahebringen. Darin wird ihm der Vollender des Baues folgen müssen. Welche Ideale das sind, braucht, weil es den May-Lesern hinreichend bekannt ist, nur kurz zusammengefaßt zu werden. Der Grundwesenszug der Werke Karl Mays ist meiner Auffassung nach sein lebendiges Christentum. Darin wurzelt seine gesamte Weltanschauung. Als Christ erhebt er die Forderung: Friede auf Erden! Als Christ predigt und schildert er immer wieder die Überwindung des Gewaltmenschen

und die Entwicklung zum Edelmenschen. Das ist sein immer wiederkehrendes *Ceterum censeo*...! [Im übrigen meine ich...] Und so wenig Karl May seine Behauptung, er habe von allem Anbeginn seine Erzählungen nur als Gleichnisse gemeint und verstanden wissen wollen, jemals zur Tatsache erhärten konnte, so unbedingt wahr ist es, daß sein Christentum, seine Friedensliebe, seine Sehnsucht nach dem Kommen des Edelmenschen schon in frühester Schaffenszeit in seinen Werken leben, sich offenbaren und sich auswirken. Er konnte seinen Standpunkt nicht besser kennzeichnen, als er es ‚A. u. Dsch.‘ I, Kap. 5, durch die Worte Abd el Fadls tut:

Du hast dir die Aufgabe gestellt, in Reiseerzählungen nachzuweisen, daß es in jedem Streitfall des Lebens keine dauernde **[353]** Siegerin geben kann als nur die wahre Humanität, die wahre Menschlichkeit ... [GW31,561]

Auch der Band ‚Marah Durimeh‘ wird in seiner Zielsetzung dem großen Streben Karl Mays Rechnung tragen müssen. Bis zu einem gewissen Grad wird er vorausschauend den Leser ahnen lassen müssen, daß es trotz allem und allem eine Zeit der Erfüllung geben wird, eine Zeit des echten, wehrhaften Friedens, der Herrschaft des Edelmenschen und damit einen Sieg des Christentums über alle Herzen. Über das Wie dieser Dinge werde ich beim Versuch, die Handlung für den Schlußband der Orientromane aufzubauen, und zwar beim Tode Marah Durimehs, noch einiges ergänzend und erklärend zu sagen haben. Hier genügt es vorerst einmal, auch diesen Baustein in unsre ‚Sammlung‘ einzureihen.

Dann noch ein andres! Ich habe in diesen Jahrbüchern (vgl. dazu den Jahrgang 1922) bereits einmal gesondert von den Frauengestalten Karl Mays gehandelt. Habe dort zu zeigen versucht, daß die Frau bei Karl May bis auf wenige, wohlbegründete Ausnahmen eine Idealgestalt ist, Priesterin einer höheren Sittlichkeit, einer reineren Menschlichkeit, Hüterin des Herdes, Dienerin der Liebe, der Güte, der Milde und Barmherzigkeit, mit einem Wort: die Humanität selbst. Dieser Zug im Wesen des Dichters tritt, je weiter sein Schaffen fortschreitet, um so deutlicher hervor. Und wenn auf der einen Seite allem, was Karl May geschrieben hat, die flammende Brunst des Eros fehlt, so leuchtet auf der andern um so strahlender die Verklärung des Ewig-Weiblichen. Auch das wird der Vollender des Baues zu beachten haben, wenn er Geist geben will vom Geist des Meisters.

[354] Die Rolle, die Bedeutung der Frauen wird auch in dem die Orientromane abschließenden Band eine besondere sein müssen. Man halte sich nur einmal vor Augen, wie gerade in der Gleichnisdichtung, die eben doch den letzten Schaffensabschnitt im Leben des Dichters darstellt, die Bedeutung der Frau als Trägerin der Handlung und als Trägerin der Ideen des Dichters gesteigert wird. Mit Nscho-tschis hat es begonnen. Mit Marah Durimeh, Schakara, Taldscha, der Frau des Sahahr, mit der Mutter des Dschirbani, Aschta und Merhameh klingt es aus. Diese fromme Besessenheit Karl Mays – ich finde kein andres Wort dafür – im Weibe ein höheres[,] Gott und der Vollkommenheit näheres Wesen zu sehen, muß der achten, der in des Meisters Sinn Hand an die Ergänzung seines Werkes legen will.

Und nun zum Abschluß der Sammlung der Bausteine noch einiges über rein ‚technische‘ Dinge, die bei dem Versuch, Karl Mays Lebenswerk zu ergänzen, durchaus keine untergeordnete Rolle spielen. Karl May war Techniker der fesselnden Erzählungskunst ‚aus dem Handgelenk‘. Er hat über diese Dinge gewiß nie gegrübelt. Er folgte der Eingebung seines Genies. Der nach ihm kommt, wird nur, wenn er getreulich in des Meisters Fußstapfen wandelt, erreichen können, daß die Kuppel des Baues in Stil und Ausdruck nicht gegen den Unterbau absticht. Hierher gehört vor allem die Feststellung, daß auch

der Abschluß der Orientromane immer noch Reiseerzählung, immer noch
Abenteuerroman

bleiben muß. Denn so hat es Karl May selbst gehandhabt. Man sehe sich darauf hin die strengste **[355]** Gleichnisdichtung Karl Mays an, ‚A. u. Dsch.‘, die beiden Bände, die vielleicht vom ganzen Werk am meisten gedanklich belastet, im Fortschreiten der Handlung durch zweckbedingte Gespräche, Betrachtungen usw. am meisten behindert sind. Immer noch sind sie belebt von bunten Abenteuern. Nur andeutungsweise will ich einige solche Gipfel der Handlung aufzeigen. Da ist die Überlistung und Gefangennahme des Scheiks der Ussul, der Probeschuß, der den Gegnern Achtung vor dem Können und vor den Waffen Kara Ben Nemsis einflößen soll, die Gefangennahme des ‚Panther‘ und seiner Begleiter, die Befreiung des Dschirbani und die Bändigung der gefürchteten Riesenhunde, die Gefangennahme der Tschoban und der Dschunub, der Empfang im Thronsaal des Mir von Ardistan und die Rettung durch das plötzliche Erscheinen der Hunde, die Überrumpelung der Meuchelmörder und des Basch Islami, der Überfall in der alten Moschee und seine Folgen, nämlich die Erlebnisse der Gefangenen in der Stadt der Toten. Das

alles ist Häufung des Geschehens, lebendige Bewegung, Spannung, wie sie der Karl-May-Leser aus den beliebtesten Bänden des großen Erzählers gewöhnt ist. Und wie sie der Leser von einem Karl-May-Band fordert und voraussetzt. Hier ist am tiefsten die Notwendigkeit begründet, die Schlußerzählung eben nicht in Dschinnistan spielen, den Fluß der Handlung nicht im Sand versickern zu lassen. Dabei wird der Vollender des Baues um das Was und Wir nicht in Verlegenheit zu sein brauchen. Er darf da getrost – im besten Sinn des Worts – von Karl May abschreiben. D. h. er darf technische Tricks nochmals **[356]** verwenden, die Karl May schon einmal verwendet und erprobt hat; denn auch Karl May hat sich – ich erörtere Ähnliches schon in meine Aufsatz ‚Der Bruch im Bau‘, Jahrbuch 1930 – in diesen Dingen wiederholt. Man vergleiche nur dazu, wie Kara Ben Nemsi den Palang und seine Begleiter auf die Insel schafft, ihnen Gelegenheit zu vermeintlich ungestörter Aussprache gibt und gerade dabei von ihnen erlauscht, was er auf andre Art von ihnen nicht glaubt erfahren zu können, (‚A. u. Dsch.‘ I, Kap. 2), etwa eine Stelle in ‚Im Lande des Mahdi‘ III, letztes Kapitel, wo Kara Ben Nemsi ganz ebenso mit Abu Reqiq, dem Sklavenhändler, und seinem Mulasim verfährt. Die Gefangennahme aller Ussulfeinde in den Felsen des Engpasses Chatar erinnert den Karl-May-Kenner sofort an den Sieg der Haddedihs unter Kara Ben Nemsis Führung im ‚Tal der Stufen‘ (vgl. ‚Durch die Wüste‘) und an die furchtbare Niederlage der Komantschen in einem Talkessel in der Mapimi (‚Winnetou‘ II). Und der Schild, den Kara Ben Nemsi ‚A. u. Dsch.‘ I von Marah Durimeh erhält, der ihn vor Taldscha, Merhameh und dem Dschirbani ausweist, ist eine Art Erkennungszeichen etwa wie die Ringe der Sillan (‚Im Reiche des silbernen Löwen‘), wie der zwölfstrahlige Stern (‚Winnetous Erben‘) und die Koptscha der Skipetaren. Solche und andere ‚Einfälle‘ Karl Mays wird der Vollender des Baues bei der Ausführung seines Werkes nachahmen dürfen.

Endlich wird er auch den Ernst der Handlung durch

heitere Zwischenspiele

hier und da mildern dürfen, ja, mildern müssen, wenn er getreulich in den Bahnen Karl Mays **[357]** wandeln will. Die beiden Bände ‚A. u. Dsch.‘ sind gewiß keine Humoresken. Sie sind erwachsen aus dem tiefsten Streben eines gereiften Dichters, sich mit seiner Lesergemeinde über letzte, heiligste und höchste Dinge auseinanderzusetzen. Und doch hat Karl May ihrem Geschehen hier und da heitere Schlaglichter aufgesetzt. Ein gesunder, bisweilen fast kindlicher Humor gehörte nun einmal zu den Grundzügen im Wesen Karl Mays und konnte durch keine noch so bitteren und trüben Lebenserfahrungen ganz ausgewischt werden. So daß der Vollender des Baues wohl darauf achten muß, daß auch beim Abschluß der Orientromane der Humor nicht ganz fehlen darf.

Damit ist die Sammlung der Bausteine beendet, und wir können versuchen, mit dem

Aufbau der Handlung des Schlußbandes

für die Orientromane Karl Mays zu beginnen. Es ist nach den bisherigen Feststellungen fast überflüssig zu sagen, daß wir dabei beileibe nicht willkürlich verfahren und die ergänzende Phantasie nur überall da zu Hilfe nehmen dürfen, wo die aus Karl Mays Gesamtwerk zu entnehmenden Unterlagen, wo unsre Bausteine nicht ausreichen. Natürlich wird es uns aller Gründlichkeit der Voruntersuchung zum Trotz niemals gelingen, die Handlung zu finden, die notwendigerweise so und nicht anders sich ergeben muß. Eine kleine Abweichung hier oder da, und schon bekommt das Ganze eine andre Wendung. Und Karl May selbst hätte, wäre ihm die eigenhändige Vollendung des Baues vergönnt gewesen, ganz gewiß den Band, dessen Handlung wir zusammenstellen, nicht geschrieben. Uns kann es einzig darauf **[358]** ankommen, einen Abschluß in der Art Karl Mays zu finden. Nicht mehr!

Meiner Meinung nach ist es, um die Einheitlichkeit der Gesamtwerke zu wahren, notwendig, daß wir von dem Punkt ausgehen, an dem Karl May am Schluß von ‚A. u. Dsch.‘ den Leser sozusagen verlassen hat. Auch wenn wir, wie ich als ratsam gezeigt habe, den von Karl May angedeuteten Absichten nicht folgen. Wir werden also zunächst begründen müssen, warum der geplante Ritt nach Dschinnistan unterblieb. Die Ursache muß logischerweise in Halefs (Anima!) Unfähigkeit gefunden werden, die dünne, reine Höhenluft dieses Berglandes zu atmen. Eine Art Bergsteigerkrankheit hat ihn so befallen, daß Kara Ben Nemsi, der natürlich seinen Gefährten nicht im Stich lassen kann, sich gezwungen sieht, mit ihm so rasch wie möglich die Niederungen aufzusuchen. Halef schämt sich zwar sehr seiner Schwäche, fügt sich aber notgedrungen und kehrt schließlich mit seinem Sihdi zu den Zelten der Haddedihs zurück. Dort in der ihm gemäßen Umgebung gesundet er rasch und gründlich und ist bald lüstern auf neue Abenteuer. Die Gelegenheit dazu

bietet sich denn auch bald. Es dringen nämlich – scheinbar zufällig, nach Kara Ben Nemsis Weltanschauung aber schicksalsbedingt, von Gott gewollt – Nachrichten von einem Aufruhr unter den Bebbeh-Kurden zu den Haddedihs. Man hört nichts Genaueres, aber es wird so viel klar, daß ein Verwandter des einstigen Scheiks Gasahl Gaboya, der wegen Glaubensstreitigkeiten lange seinem Stamm ferngeblieben ist, plötzlich zurückgekehrt sei und durch eine beispiellos wortgewaltige Predigt des Christentums **[359]** viele Anhänger um sich geschart habe. In heftigstem Gegensatz zu ihm ständen gerade seine Verwandten, dazu die Ältesten und Angesehensten des Stammes. Er predige Frieden und Liebe. Sie wollten von Krieg und Raub und Blutrache nicht lassen. Sie bezichtigten ihn, daß er durch seine Lehre die alte Sitte untergrabe und die Jugend verführe. Entweder müsse es zu bewaffnetem Streit der Bebbeh-Kurden untereinander kommen oder der Prediger der Liebe und des Friedens würde, wenn er seiner Lehre gemäß der Gewalt nicht mit Gewalt begegnen wolle, mitsamt seinem Anhang, darunter vielen Frauen, von den eigenen Stammesgenossen Furchtbares erdulden müssen.

Soweit die Kunde. Kara Ben Nemsi zweifelt keinen Augenblick daran, daß es sich hier um Ssali Ben Aqil handelt, der aus irgendeinem Grund den Felsen Wasihja verlassen hat – hier erfährt der Leser, wen Kara Ben Nemsi damals dort oben auf dem Felsen fand – und sich nun um seines Christenglaubens willen in ärgster Bedrängnis befindet. Da gibt es für ihn kein langes Besinnen. Obwohl er befürchten muß, zu spät zu kommen, und obwohl er weiß, daß er sich in die Höhle des Löwen wagt, wenn er bei den Bebbeh auftaucht, die ihm Blutrache geschworen haben, beschließt er, Ssali Ben Aqil zu Hilfe zu eilen. Da bleibt natürlich Halef nicht zurück. Er möchte am liebsten auch Kara Ben Halef, seinen Sohn, mitnehmen. Aber Hanneh wehrt sich dagegen, den Einzigen dem Wüten der Blutrache auszusetzen. So gibt es denn einen Abschied, und zwar wird der ‚Vollender des Baues‘ bei diesem Abschied ein wenig verweilen müssen. Es **[360]** muß ihm nämlich gelingen, eine Stimmung heraufzubeschwören, wie sie in den alten Schicksalsdramen herrscht: düstere Vorahnung kommender Unabwendbarkeiten. Der Karl-May-Leser kennt ‚Winnetou‘ Band III. Dort findet sich die schöne Szene, in der der Apatschenhäuptling müde zwar, aber nicht bangend, nicht zaghaft von seinem nahe bevorstehenden Tod und von der Frucht spricht, die in seiner Seele gereift ist, Segen der Aussaat, die sein Scharlih, mehr durch die Tat als durch das Wort wirkend, in ihn legte. So ähnlich – nur auf seine Art doch wieder anders – müssen wir Halef hier finden. Ähnlich, weil auch durch seine Seele die Todesahnung zittert und weil auch ihn (die Anima) die heilige Sehnsucht nach Läuterung erfüllt, nach Aufstieg zum Licht. Anders doch, weil Halef nicht wie Winnetou zur Klarheit und Vollkommenheit des Edelmenschentums durchgedrungen ist, weil er erdgebunden bleibt bis zuletzt und nur durch den Tod mitten im Aufwärtstreben die Bestimmung seines Ich zu erfüllen vermag.

Dann brechen sie auf. Sie erreichen glücklich das Sommerlager der Bebbeh, umschleichen es. Kara Ben Nemsi will des Abends nach alter Gewohnheit den Feind belauschen. Halef ist unruhig. Sein gutes Herz, das mit Ssali Ben Aqil fühlt, drängt ihn zu Taten, und Kara Ben Nemsi ermahnt ihn ernsthaft, zurückzubleiben und keine Torheiten zu begehen. Aber das Verhängnis vollzieht sich. Halef handelt doch auf eigne Faust, wird ertappt und gefangen. Da – während das ganze Kurdenlager in Aufruhr gerät, erscheint, hoch zu Roß, die gefürchtete Zauberflinte schußfertig in Händen, mitten unter den Erregten **[361]** Kara Ben Nemsi. Er tritt dem Scheik der Bebbeh entgegen, wie er einst seinem alten Feinde To-kei-chun begegnete, und die Furcht vor seiner Person, seiner Faust und seinen Waffen ist so groß, daß sich keiner an ihn wagt. Er erfährt, daß man Ssali Ben Aqil und seine Anhänger, ohne daß sie Widerstand geleistet haben, gefangen gesetzt hat und wie Aussätzige behandelt. Hoch gehen die Wogen des Glaubenshasses. Die Anhänger des ‚Verführers‘ schützt vorläufig noch der Wunsch ihrer Angehörigen, ihnen das Leben zu erhalten, wenn sie nur widerrufen. Gegen Ssali Ben Aqil aber kehrt sich einhellig eine blinde Wut. Er soll sterben, und zwar am Kreuz – wie der Erlöser, dessen Lehre er verkündet. Es gelingt Kara Ben Nemsi, indem er die Gegner blufft, eine Unterredung mit Ssali Ben Aqil herbeizuführen. Er erfährt von ihm alles Wissenswerte und stellt sich und die Macht seiner Waffen ihm zur Verfügung. Aber Ssali Ben Aqil wehrt ab. Nicht widerstreben, auch der Gewalt nicht! So hat es Christus denen, die an ihn glauben, vorgelebt. Und wer das Schwert anfaßt, sagte er, soll durch das Schwert umkommen. Da ist Kara Ben Nemsi am Ende seiner Weisheit, Ssali Ben Aqil aber sagt: ‚Laß uns beten! So hast du selber es mich gelehrt. Gott wird helfen; denn ich stehe hier, sein Gebot ‚Friede auf Erden‘ zur Geltung zu bringen, gesandt von Marah Durimeh.‘

Da horcht Kara Ben Nemsi auf. Was ist es mit Marah Durimeh? Er fragt, bekennt sich als der Alten liebster Sohn und Schüler und hört nun von Ssali Ben Aqil folgendes: Es garte wieder einmal unter den stets

unruhigen Stämmen der Kurden, garte **[362]** schon seit einiger Zeit, und nun bahnte sich eine Bewegung an, die sich gegen den alten Feind, den Türken richtete. Offenbare Fehlgriffe, wenn nicht gar Übergriffe des Gouverneurs von Mossul und des Pascha von Suleimania sind die Ursachen der Erhebung. Davon hat Marah Durimeh erfahren und sich beeilt, all ihren Einfluß aufzubieten, ein nutzloses Blutvergießen zu verhindern. Nutzlos darum, weil sie weiß, daß ein einheitliches Vorgehen aller Kurdenstämme, die durch alte Fehden der Blutrache unheilbar untereinander entzweit sind, doch nicht zustande kommt, daß also bestenfalls der Engländer, der sich schließlich einmischen und mit seinen überlegenen Waffen die Ruhe auf beiden Seiten erzwingen würde, der lachende Dritte sein könnte. Während die Kurden nichts davontragen würden als böse Verluste, Verluste auch an der Freiheit. Sie kennt die Bedeutung des oft erprobten Grundsatzes *„Divide et impera!“* [teile und herrsche] und ist als Mahnerin zum Frieden aufgetreten. Da es ihr aber nicht möglich ist, an allen Punkten zugleich zu wirken, hat sie sich unter anderen auch des Mannes bedient, von dessen echt friedlicher Gesinnung und großer Redegewalt sie gehört hat. Sie hat eine Botschaft an Ssali Ben Aqil gesandt, er solle sich aufmachen und unter den Bebbeh und ihren Nachbarn den Frieden predigen. Leider ist ihm das bis jetzt nicht gelungen. Aber er vertraut fest auf Gott und das Recht der guten Sache. In Kara Ben Nemsis Erscheinen sieht er schon das Eingreifen des Allerhöchsten.

Das etwa ist der Inhalt der Unterredung. Die beiden ahnen nicht, daß ihr Gespräch belauscht wird. Die Gegner haben nämlich den Spieß einmal herumgedreht. **[363]** Ein Stiefbruder Ssali Ben Aqils, Wanderprediger des Islam, wie es jener einst selbst war, ein blinder Eiferer, der Ssali Ben Aqil den Abfall vom Propheten und besonders seine einstige Ablehnung des Mahdi nicht verzeihen kann, hat dem Scheik geraten, diese Unterredung zu dulden. Er habe gehört, daß sich Kara Ben Nemsis solcher Schliche mit Erfolg bedient habe. Man müsse vom Gegner lernen, die Unterredung belauschen und so erfahren, was diese Ungläubigen eigentlich bezweckten. Sicher verberge sich hinter ihrer angeblich selbstlosen Friedensliebe etwas andres. Sie müßten entlarvt und so am sichersten unschädlich gemacht werden. So erfährt der Lauscher auch, was Kara Ben Nemsis nun antwortet. Er ist entschlossen, alles aufzubieten, um die Bebbeh zur Ruhe zu zwingen, für sich, Halef, Ssali Ben Aqil und seine Anhänger die Freiheit zu gewinnen und dann weiter ins kurdische Bergland vorzudringen. Er ahnt, daß Marah Durimeh ihn braucht. Ihr alter Widersacher, der Pascha von Suleimania, hat sich wieder gerührt. Sie spricht für ihn. Das ist echt Marah Durimeh. Aber sie kann darum gewiß nicht auf Anerkennung ihrer Selbstlosigkeit rechnen. Kara Ben Nemsis will an ihre Seite eilen, koste es, was es wolle. Ein unabweisbares Gefühl sagt ihm, daß jetzt die Lösung aller Rätsel um Marah Durimeh bevorsteht. Sie aber hat ihm einst mit hellseherischer Bestimmtheit diese Lösung für die letzte Begegnung, für die Zeit ihres Heimgangs in die Ewigkeit, in Aussicht gestellt. Darum ist keine Zeit zu verlieren.

Von diesen Plänen wird der Scheik unterrichtet. Kara Ben Nemsis versucht nun, zu dem gefangenen **[364]** Halef vorzudringen. Sonderbarerweise duldet man auch das, obwohl er sich weigert, sein Wort zu geben, nichts zur Befreiung des Gefangenen zu unternehmen. Das Zelt, in dem Halef sich befindet, liegt völlig frei nach allen Seiten. Kara Ben Nemsis findet den Kleinen zwar beschämt und reumütig wegen seiner Eigenmächtigkeit, die so schlimme Früchte gezeitigt hat, sonst aber schon wieder obenauf. Als er hört, wie es mit Marah Durimeh steht, flammt sofort seine Tollkühnheit wieder auf. Kara Ben Nemsis befreit ihn von den Fesseln und gibt ihm einen seiner Revolver – für alle Fälle. ‚Aber nur für Schreckschüsse! Denk an die Blutrache!‘ Halef will zunächst hinaus vors Zelt treten, um zu sehen, wie es steht, prallt aber erschrocken zurück. Eine ganze Meute riesiger Kurdenhunde, die auf den Mann dressiert sind – vgl. ‚Dojan‘ in ‚Durchs wilde Kurdistan‘ – zeigt ihm knurrend die Zähne. Zugleich fällt ein Schreckschuß. Kara Ben Nemsis späht vorsichtig hinaus, zerschneidet die Zeltrückwand und versucht auch da sein Glück. Das Ergebnis ist: Gefangen! Die Hunde umschleichen das ganze Zelt. Ihre Zahl ist zu groß, um sie einzeln abzuschießen. Zwei, drei oder vier könnte man erlegen, dann hätten die andern aber auch schon die Schützen gepackt. Dazu ist der weite freie Plan rings um das Zelt von Kurden umstellt, die, Gewehr im Anschlag, gut gedeckt im Hinterhalt liegen. Überall blitzen Schüsse auf. Noch hat keiner getroffen. Aber es ist klar, daß ein Ausfall mit dem sichern Tod der Belagerten enden müßte. Was nun tun? Warten, bis Hunger und Durst die Übergabe erzwingen? Nein! Sich vorher ergeben? Nein! Also doch abwarten und wieder einmal **[365]** überlegen. Was Halef natürlich gern seinem Sihdi überläßt. Aber es will sich kein rettender Gedanke einstellen! Vielleicht ermöglicht die Dunkelheit, die bald hereinbrechen muß, einen Handstreich. Aber auch diese Hoffnung wird enttäuscht. Sobald es dunkelt, brennen die Kurden ringsum riesige Feuer an, die den

Platz um das Zelt fast taghell erleuchten. So steigt die Not der Helden bis zum Gipfelpunkt, ehe der Umschwung eintritt.

Hier nun ist zu beachten, was Karl May selbst am Schluß von ‚Im Lande des Mahdi‘ III über den Ausgang der Kämpfe um Ssali Ben Aqil andeutend sagt. Er kennzeichnet diese Vorgänge, also auch den Sieg über die Widersacher, durch das Pauluswort: ‚Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte die Liebe nicht – – –!‘ Mit Liebe also müssen die Gegner überwunden werden. Das könnte etwa so geschehen. In der Nacht herrscht seltsame Unruhe im Kurdenlager. Es ist ein Laufen und Flüstern ringsum. Plötzlich fallen Schüsse. Sie kommen vom Saum der bewaldeten Hänge, die das in einem Talkessel befindliche Kurdenlager umsäumen. Lärm erhebt sich. Schreckensrufe erschallen. Dann wieder beklemmende Stille. Und plötzlich erscheint bei Kara Ben Nemsis der Scheik der Bebbeh, begleitet von den angesehensten Kriegeren des Stammes. ‚Ihr seid verloren. Seht ihr das ein?‘ – ‚Nein! Uns hat noch keiner auf die Dauer zu halten vermocht.‘ – ‚Das sagst du, um mich zu täuschen.‘ – ‚Nein! Ich weiß, daß wir noch in dieser Nacht frei sein werden.‘ Kara Ben Nemsis ist nämlich entschlossen, sich des Scheiks zu bemächtigen. Halef ahnt, was kommen soll, und steht schon sprungbereit. Ein **[366]** Wagnis ist es freilich; denn der Scheik ist nicht allein, und ein Wort genügt, die Hunde hereinzurufen. Doch es kommt gar nicht zum Äußersten. ‚Noch in dieser Nacht?‘ fährt der Scheik auf. ‚So hast du um den geplanten Überfall gewußt. Du bist also unser Feind und hast gelogen, als du sagtest, du kämst als Freund und Berater zu uns. Chodeh verderbe deine Zunge!‘ – ‚Ich habe die Wahrheit gesprochen.‘ – ‚So beweise es. Ich biete dir Gastfreundschaft und Bruderschaft.‘ – ‚Und die Blutrache, von der ihr wegen Gasahl Gaboya spracht?‘ – ‚Ihr kauft euch los!‘ – ‚Wodurch?‘ – ‚Durch das Versprechen, uns gegen unsre Feinde beizustehen.‘ – Überfall! Feinde! Dazu die Schüsse, die Unruhe im Lager! Kara Ben Nemsis ahnt etwas und ist entschlossen, die Lage für sich und Ssali Ben Aqil zu nützen. Daß er dabei trotzdem die Bebbeh nicht schädigen will, entspricht ja nur seiner Einstellung als Verfechter des praktischen Christentums. Er greift also keineswegs hastig zu. Fragt vielmehr: ‚Welche Feinde meinst du?‘ – ‚Alle!‘ – ‚Im besondern aber wohl die, von denen du jetzt umzingelt bist? Höre, Scheik! Du darfst mich nicht für dumm halten. Ein Alemani ist einem Kurden an Pffiffigkeit zehnmal überlegen. Und wenn ich frei sein wollte, wäre ich es jetzt auch ohne dein Angebot. Ich setze dir – so – den Revolver vor die Stirn und erschieße dich, wenn einer eine Waffe gegen mich erhebt. Wie mein Halef – sieh hin! – jeden erschießt, der die Hunde rufen oder sonst gegen uns vorgehen will. Aber ich will Frieden. Versprich mir Freiheit auch für Ssali Ben Aqil und seine Anhänger – – –!‘ – ‚Nein!‘ – ‚Gut, so ist es Ernst. Du bist mein Gefangener.‘ Da gibt **[367]** der Scheik plötzlich nach. Kara Ben Nemsis erhält die geforderte Zusicherung unter heiligem Eid. Er wird samt Halef als Gast und Bruder aufgenommen und geht nun mit – nachdem Ssali Ben Aqil mit seinem Anhang befreit ist – zur Beratung.

Hier hört er, was geschehen ist. Ssali Ben Aqils Predigt der Liebe hat ein Wunder gewirkt. Die Anezeh, unter denen er lebte, haben ihn liebgewonnen, waren in Sorge um sein Schicksal unter den Bebbeh, haben all ihre Verbündeten aufgerufen, Späher ausgesandt, die schlimme Kunde über Ssali Ben Aqil brachten, und haben das Lager der Bebbeh umstellt. Sie wären gewiß sofort losgebrochen und hätten unbedingt einen blutigen Sieg erfochten, wenn in ihnen nicht schon des Friedens Wort lebendig wäre. So haben sie erst die Bebbeh erschreckt und einen Unterhändler geschickt, der für Ssali Ben Aqil und die Seinen die Freiheit fordern soll. Andernfalls drohen sie mit der Vernichtung der Bebbeh. Ich kann hier unmöglich auf alle Einzelheiten des Geschehens eingehen, sondern muß mich kurz fassen. Die Sachlage ist ja klar. Der Scheik der Bebbeh befindet sich in härtester Zwangslage. Er hofft anfangs, Kara Ben Nemsis könne einen Kampf zugunsten der Bebbeh entscheiden, wird aber bald eines bessern belehrt. Kara Ben Nemsis vermittelt den Frieden, und die Bebbeh sind ihm dankbar, daß er ihnen Freiheit von jeder Tributzahlung, wie sie sonst unter den räuberischen Kurden Sitte ist, erwirkt. Er spricht nun auch noch im Sinn Marah Durimehs. Die Liebe siegt. Hier liegt auch der Grund, warum die Bebbeh ihren Haß gegen Ssali Ben Aqil fallenlassen. Es ist sogar zu erwarten, daß **[368]** nun die Lehre des Erlösers, die in so vielen Herzen, besonders der Frauen unter den Bebbeh, Wurzel gefaßt hat, sich auch noch weiter bei diesem wilden Bergstamm ausbreiten wird. Nur einer verharrt im Haß, wenn er auch schweigt. Das ist Ssali Ben Aqils Stiefbruder, der fanatische Islamit. Er sinnt weiter Böses, besonders gegen Kara Ben Nemsis und Halef als die eigentlichen Urheber seiner Niederlage. Als die beiden nach herzlichem Abschied aufbrechen, um zu Marah Durimeh zu eilen, reitet er ihnen heimlich nach.

Ssali Ben Aqil, dessen Mission bei den Bebbeh ja nun als erledigt gelten kann, hat sich den beiden

angeschlossen. Er will die große Verkünderin des Friedens, der Liebe und der Menschlichkeit Marah Durimeh gern selbst von Angesicht zu Angesicht sehen. Zunächst nun ein Zwischenfall, der auf Kommendes vorbereitet. Sie erreichen ein Kurdendorf und werden dort scheinbar ohne Grund feindselig empfangen. Es gibt Kämpfe. Welcher Art, kann hier dahingestellt bleiben. Man kann da versuchen, frei gestaltend aus andern Werken Karl Mays zu schöpfen. Den Feindseligkeiten entrinnen die drei glücklich und merken – das ist die Hauptsache – daß sie einen vor sich haben, der ihren Weg kennt und bemüht ist, sie nicht ans Ziel gelangen zu lassen: Der Stiefbruder Ssali Ben Aqils. Er hat sich bereits wieder rechtzeitig aus dem Staub gemacht. Sie folgen ihm, und Kara Ben Nemsi meint, nun er die Gefahr kennt, könne man ihr leicht begegnen. Endlich tief in den Bergen erreichen sie eine einsame kurdische Niederlassung. Sie forschen vorsichtig, ob hier schon etwas über den Aufenthaltsort Marah **[369]** Durimehs zu erfahren sei; denn sie haben sich bereits dem Tal des obern Zab, der Stadt Lizan und dem Machtbereich des Raïs von Schohrd genähert, wo sie bestimmt wenigstens eine Spur der Gesuchten zu finden hoffen. Da werden ihnen denn seltsame Andeutungen. In einer Felsenschlucht ganz in der Nähe, so heißt es, liegt ein einsames Haus. Dort finden seit kurzer Zeit Zusammenkünfte von Männern statt, die hier keiner kennt. Auch eine alte, uralte Frau will man da gesehen haben. Das scheint auf Marah Durimeh hinzudeuten. Mehr ist nicht zu erfahren. Kara Ben Nemsi ist mißtrauisch. Ihn beherrscht ein Empfinden, über dessen Art und Ursachen er sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermag. Die Gegend, wo er sich befindet, ist ihm fremd, und doch ist es ihm, als erinnere ihn alles hier an früher Erlebtes. An trübe Erlebnisse übrigens! Es liegt wie ein dumpfer Druck auf ihm. Halef äußert wieder Todesgedanken, spricht vom Sterben und vom Fortleben nach dem Tod. Und drängt und drängt, die Felsenschlucht und das einsame Haus aufzusuchen. ‚Sihdi, in mir sitzt ein Dschinn. Der läßt mir keine Ruhe. Er ist wie Hanneh, wenn sie weiß, daß ich ihr etwas verschwiegen habe. Er muß seinen Willen haben. Komm, laß uns nach der Schlucht reiten!‘ Noch immer wehrt sich der Sihdi, spricht von seinen Ahnungen. Aber das redet ihm Halef aus. ‚Sihdi, ich habe dir schon immer gesagt, daß es Fälle gibt, wo die Länge deines Verstandes nicht ausreicht, so daß ihm die Breite des meinigen zu Hilfe kommen muß. Weißt du, was deine Ahnungen sind? Erinnerungen!‘ – ‚Das meine ich auch, Halef. Aber Erinnerungen an was?‘ – ‚An Shiganzy! **[370]** An die Schluchthütte, in die uns der alte Mübarek locken ließ. Sie lag auch in einem einsamen Felsental. Sihdi, hast du vergessen, wie ruhmreich wir zwei Unüberwindlichen aus dieser Falle hervorgegangen sind? Wollen wir heute weniger taper und listig sein als damals?‘ Da lächelt Kara Ben Nemsi und gibt nach, und das Verhängnis nimmt seinen Lauf.

Sie reiten, Ssali Ben Aqil ist auch dabei. Der Weg ist nicht zu verfehlen. Es ist ein trüber Tag. Wind jagt tiefhängende Wolken über Bergkuppen. Kara Ben Nemsi hält an. ‚Halef, laß uns umkehren! Mir graut vor diesem einsamen Haus und ...‘ – ‚Und mich zieht es hin mit aller Gewalt! Als wartete dort einer auf mich, der mir etwas ganz, ganz Wichtiges zu offenbaren hätte, das Allerwichtigste in meinem Leben.‘ So reiten sie weiter. Schon taucht von ferne das Haus auf. Kara Ben Nemsi fährt hoch im Bügel. ‚Zurück! Zurück! Meine Ahnung! Das ist ...‘ Die Geisterschmiede! will er sagen. Die kennt Karl Mays ‚Ich‘ nur zu gut. Aber es ist zu spät. Schüsse krachen aus dem Hinterhalt. Die Pferde scheuen. Halefs Tier ist gestreift und bricht mit dem Reiter aus. Da sieht Kara Ben Nemsi, der eben Halef folgen will, daß Ssali Ben Aqil gestürzt ist. Er kann ihn nicht im Stich lassen. Halef, meint er, sei ein ausgezeichnete Reiter und werde sich zu helfen wissen. Also jagt Halef allein weiter, nicht mehr Herr des rasenden Tieres. Da, vor dem Haus, wo die Schlucht sich bis auf Straßenbreite verengt, eine Barrikade, kaum zu überspringen. Anhalten kann Halef nicht mehr. Also gibt er die Hilfe. Das Pferd schnellte auf. Da wieder ein Schuß. Mitten im **[371]** Sprung bricht Halefs Tier nieder. Halef wird abgeschleudert und bleibt betäubt liegen. Und schon drängen aus dem Hause rußgeschwärzte Männer, packen ihn, zerren ihn in die Schmiede. Wie durch ein Wunder ist Halef unverletzt. Die Betäubung weicht. Sofort erfaßt er die Lage, rafft sich auf, zieht den Revolver, schießt. Einen der Gegner hat er verwundet, da schlägt ihm ein anderer mit einer Eisenstange die Waffe aus der Hand. Halef faßt sein Messer. Er dringt unerschrocken auf die Beruhten ein. Da trifft ihn ein Hieb mit dem Schmiedehammer. Zu Tode verwundet sinkt er zurück.

Schon aber ist Kara Ben Nemsi zur Stelle. Ein Blick zeigt ihm, was geschehen ist. Ihn packt rasender Zorn. Er entreißt dem Nächststehenden die Eisenstange und schlägt die Schmiedegesellen nieder (ihm, Kara Ben Nemsi, können ja ‚Schmerz‘, ‚Haß‘, ‚Reue‘ und ‚Neid‘ – man wird etwa die arabischen Worte als Namen der Schmiedegesellen wählen müssen – nichts mehr anhaben. Er hat einst die Läuterung überstanden. Halef aber, die Anima, war dem nicht gewachsen). Kara Ben Nemsi kniet bei dem sterbenden Halef, der ein verklärtes

Lächeln zeigt, als er seinen Sihdi noch einmal flüchtig erkennt. Sprechen kann er nicht mehr. Er stirbt.

Da meldet Ssali Ben Aqil, daß Schritte nahen. Es ist der Schmied, der draußen geschossen hat und hofft, seine Leute als Sieger zu finden. Auch er wird überwältigt. Kara Ben Nemsi ist wie betäubt vom Schmerz. Er findet nicht einmal Entschlußfähigkeit genug, den Mördern Halefs das Urteil zu sprechen. Streng gefesselt werden sie im sichern Keller des Hauses eingesperrt. Dort mögen sie vorerst einmal **[372]** in Ungewißheit über ihr Schicksal Todesangst ausstehen. Dann wird aus Stricken und Decken eine Art Bahre gefertigt und zwischen die beiden übriggebliebenen Pferde gespannt. Die Reiter müssen zu Fuß gehen, zurück zum Quartier, dessen Wirt sie durch seine Lockungen in die Falle geführt hat. Ssali Ben Aqil ermahnt Kara Ben Nemsi, sich nicht vom Zorn zu Rachedgedanken hinreißen zu lassen. Er führt an, daß diese Schmiedegesellen wie Raubtiere seien, und von Raubtieren könne man nichts anderes verlangen. Sie gehorchten ihrer Natur. (Damit geschieht der Symbolik Genüge.) Im übrigen erinnert er an das Wort der Schrift: Die Rache ist mein, spricht der Herr! Als sie sich dem Haus, dessen Gäste sie sind, nähern, sehen sie einen Reiter eilends zum Hintertor entweichen und nach dem jenseitigen Wald fliehen. Es ist der Wirt, der merkt, daß der Anschlag nicht völlig geglückt ist, und der nun die Rache fürchtet. Sein Weib wirft sich sofort, um Gnade flehend, vor den Fremden nieder. Natürlich geschieht ihr und den Kindern nichts. Sie erzählt nun, daß ein Fremder dagewesen sei und ihren Mann dazu angestiftet habe, die drei Reiter, die nach ihm kämen, nach der Schmiede zu locken. Sie habe abgeraten, sei aber barsch abgewiesen und hart bedroht worden. So habe sie geschwiegen. Es kommt die Nacht. Ssali Ben Aqil, der die Anstrengungen des Ritts nicht gewöhnt ist, schläft. Kara Ben Nemsi wacht im Dunkeln bei Halefs Leiche.

Aber auch ihn überwältigt die Abspannung der Nerven. In unruhigem Halbschlaf hat er einen seltsamen Traum. Er sieht die Geisterschmiede, darin Halef auf dem Amboß. Stöhnend und röchelnd verhaucht **[373]** der Hadschi sein Leben unter den Fäusten der Schmiede. Kara Ben Nemsi will ihm helfen. Er kann nicht. Er ist wie gelähmt. Er schließt wie in Ohnmacht die Augen. Da hört er plötzlich Halefs Stimme: ‚Sihdi!‘ Er zuckt empor. Ist das Traum oder Wachen. Die Geisterschmiede ist verschwunden. Es ist dunkel um ihn. ‚Sihdi!‘ Kara Ben Nemsi faßt das Grauen an. Er weiß jetzt, daß er wacht, bei der Leiche Halefs wacht. Und dennoch der Ruf. Da ist er zum drittenmal: ‚Sihdi!‘ Und da erkennt er auch im Dunkel die Umrisse einer Gestalt. Heiliger Himmel, das ist Halef! Und ist's doch nicht. Das ist, als erfüllte sich Zug um Zug das Märchen von der Geisterschmiede. Es ist, als stände der neue, der geläuterte Halef vor seinem Sihdi.

Dann kommt des Rätsels Lösung so: Die Frau des verräterischen Wirts hat, weil man ihr und den Kindern Gnade gewährt hat, vor dem Haus über die Sicherheit ihrer Gäste gewacht. Sie ahnt, daß ihr Mann auf einem Umweg nach der Schmiede geritten ist. Dort wird er natürlich seine Verbündeten aus der Haft im Keller befreien. Und sie fürchtet, daß die Männer dann einen neuen Anschlag gegen Kara Ben Nemsi unternehmen könnten. In diesem Fall will sie ihn aus Dankbarkeit rechtzeitig warnen. Da nahen wirklich Reiter. Schon will sie ins Haus eilen und Lärm schlagen. Aber sie erkennt, daß die Reiter Fremde sind. Ein ihr bekannter Bebbeh ist dabei. So gibt sie Auskunft über alles, was sich hier ereignet hat. Sie ahnt ja nicht, daß sie damit dem Sohn die Kunde vom Tod des Vaters bringt. Kara Ben Halef ist nämlich doch noch von Hanneh selbst dem Vater nachgeschickt worden. Sie **[374]** hat einen bösen Traum gehabt, dreimal sogar. Sie weiß Halef in Gefahr. Die Unruhe ringt ihr endlich den Entschluß ab, mit Kara Ben Halef zu sprechen. Das Ende ist, der Sohn bricht mit einem Trupp der Haddedihs auf, dem Vater zu folgen. Bei den Bebbeh sind sie wider Erwarten freundlich aufgenommen worden. Man gibt ihnen sogar einen ortskundigen Führer mit, und so haben sie sich bis zu dem Haus gefunden, in dem die Schreckensbotschaft auf sie wartet. Kara Ben Halef ist wie erstarrt vom Schmerz. Ein Wink an die Gefährten, die ihn verstört umstehen. Allein geht er ins Haus und weckt zunächst Kara Ben Nemsi aus seinem seltsamen Traum. Daher der dreimalige Ruf ‚Sihdi!‘, daher das Erscheinen des ‚neuen Halef‘.

Die ganze Nacht sitzen die beiden beisammen, feiern in ernstem Gespräch das Gedächtnis des Toten. Kara Ben Nemsi ist ruhig geworden. Er fühlt, daß sich hier ein gottgewolltes Schicksal mit eiserner Notwendigkeit erfüllt hat. Darum ist er imstande, auch in Kara Ben Halefs Seele den Sturm zu beschwichtigen. Der Sohn steht ja schon durch den Einfluß der Mutter dem Christentum sehr nach. Sein Gebet endet in Ergebung: Dein Wille geschehe! Und nichts von Rache. Wie Ssali Ben Aqil gesagt hat, die Rache ist Gottes. Der gerechte Gott aber findet und straft die Täter wirklich auf der Stelle. Feuerschein am Himmel kündigt einen Brand. Bei Tagesgrauen sucht man nach dem Brandherd und findet – die Geisterschmiede vom Erdboden vertilgt. Sie ist eben überall und nirgends.

Der Wirt ist nämlich, als man ihn am Abend fortreiten sah, wirklich zu der Schmiede geeilt, neue [375] Mordpläne zu beraten. Kara Ben Nemsi soll sterben, weil die Bösewichter seine Rache fürchten. Ein gewaltiges Feuer wird angefacht, Waffen zu schmieden. Der Meister holt Raki aus dem Keller. Sie feiern Halefs Tod und betrinken sich sinnlos. Während sie dann in Schlaf und Betäubung liegen, rollt ein großes brennendes Scheit vom Herd. Die Schmiede geht in Flammen auf, und in den Flammen finden die Mordgesellen und Verräter den Tod und Strafe. So hat Gott selbst Vergeltung geübt.

Nun folgt Halefs Bestattung. Die Leiche bis zu den Haddediñ zu schaffen, ist unmöglich. Fern der Heimat, in den kurdischen Bergen, findet Halef sein Grab, dort, wo er meinte, das Allerwichtigste in seinem Leben erfahren zu sollen. Er hat es auch wirklich erfahren: die Lösung aller Rätsel um Werden, Sein und Vergehen.

Es folgt wieder ein Abschied. Kara Ben Halef geht den harten Weg der Pflicht. Er kehrt mit seinen Haddediñ zur Mutter zurück, ihr den Tod des Vaters zu melden und sie in ihrem Schmerz zu trösten. Kara Ben Nemsi aber und Ssali Ben Aqil verfolgen weiter ihr Ziel. In Lizan etwa finden sie den Raïs von Schohrd, Ingdscha und – Marah Durimeh. Ein ernstes Wiedersehen aus mehreren Gründen. Kara Ben Nemsi erzählt von Halefs Tod. Dazu kommt, daß sich große Dinge vorbereiten. Von allen Seiten strömen die Anführer der Kurden mit Scharen bewaffneter Begleiter in Lizan zusammen, um über die schon erwähnten schwebenden Fragen zu verhandeln. Viel Getreue Marah Durimehs sind für Beilegung der alten Blutrachefehden im Innern und Frieden nach außen. Eine andre Partei aber [376] will zwar die Stammesstreitigkeiten ausschalten – d. h. nur ruhen lassen für eine gewisse Frist – im übrigen aber gegen die Türkei losbrechen. Es liegt wie Gewitter in der Luft. Die Waffen rasseln und klirren verdächtig. Bei der Kriegspartei schürt Ssali Ben Aqils Stiefbruder, der hierher zu seinem Anhang geflüchtet ist, die Flammen des Hasses. Auf der andern Seite stehen neben Marah Durimeh ihre Schüler Kara Ben Nemsi und Ssali Ben Aqil. Kara Ben Nemsi ist in großer Sorge. In stiller Zwiesprache fragt er Marah Durimeh, ob sie hofft, den Frieden erhalten zu können. Das öffnet ihr den Mund. ‚Ich versprach dir einst, von mir, meinen Schicksalen, dem Rätsel meines Lebens und dem Rätsel meiner Macht zu sprechen. Die Stunde ist gekommen. Du sollst alles wissen, um glauben zu können, daß ich auf den Sieg der Liebe hoffen darf, und – um mich zu verstehen und mein Werk unter den Menschen fortsetzen zu können.‘ Kara Ben Nemsi antwortet nicht darauf, schweigt nur, tief bedrückt. Da faßt sie seine Hand. ‚Ich weiß, woran du jetzt denkst. Du erinnerst dich daran, daß ich dir für eine ganz bestimmte Zeit diese Enthüllungen verheißen habe, für die Zeit meines Endes.‘ Tief ergriffen, unter Tränen will er ihr wehren. Sie aber schüttelt den Kopf. ‚Mein Schicksal wird sich in diesen Tagen erfüllen. Und es ist gut so. Ich habe gewirkt, was mir zu wirken bestimmt war. Und ich weiß, daß mein Werk in dir weiterleben wird. So kann ich ruhig den kleinen Schritt tun, der mich alte, alte Frau noch von der Ewigkeit trennt.‘

Sie schildert ihre Jugend. Ein schönes, bildschönes Mädchen war sie mit einem Herzen voll Sonne, [377] Lebenslust und Glückverlangen. Dazu das einzige Kind eines reichen, mächtigen Herrschers, des Meleks vieler Kurdenstämme. Aber sie war ganz befangen in den Anschauungen ihrer Sippen. Sie schwärmte für die kühnen Jäger und trotzigten Krieger unter den Männern und verabscheute die Christen wegen ihrer Demut, Leidensseligkeit und Friedensliebe. Grausame Christenverfolgungen hat sie mit erlebt und hat die wilden Siegesfeiern mitgemacht, bei denen blutige Opfer gebracht wurden. Zwei Männer traten in ihr Leben, für die ihr Herz zu schlagen begann. Der eine war ein Fürstensohn von Schohrd, jung, reich, schön, kriegerisch. Ihm sollte ihre Hand gehören und mit ihrer Hand die Macht der Krone, die der Vater dem einzigen Kind vererben mußte. Aber sie mochte von Heirat und Regentschaft nichts hören, denn sie wollte ihre Jugend noch genießen, und den Vater, den sie abgöttisch liebte, hätte sie dem Tode abtrotzen mögen. Der andre Mann, der in ihrem Herzen eine Rolle zu spielen bestimmt war, war – ein Christ. Das Schicksal streckte die Hand nach ihr aus. Bei einem Kriegszug wurde ihr Vater verwundet und starb trotz ihrer sorgsamten Pflege. Da lernte sie den männergewaltigen Krieg hassen. Sie raste in ihrem Schmerz. Den obersten Priester entbot sie, die junge Königin, zu sich und forderte Rechenschaft von ihm: ‚Sind das die Ratschlüsse des Allweisen, Allgütigen, Allbarmherzigen, den wir in unsern Gebeten anrufen?‘ – ‚Sterben ist Menschenlos‘, lautete die Antwort, ‚und der Tod verschont auch die Könige nicht. Dein Vater ist glücklich zu preisen. Er genießt jetzt die Wonnen in Allahs siebentem Himmel ...‘ – ‚Und ich? Werde ich ihn [378] wiedersehen?‘ – ‚Nein!‘ – ‚Warum nicht? Ich weiß, was du sagen willst: Ich bin ein Weib, und der Prophet lehrt, das Weib habe keine Seele. Darum könne sie nicht in Allahs Himmel gelangen. Darum soll ich auf ewig vom Vater geschieden sein. Ist es so?‘ – ‚Du sagst es, o Königin.‘ – ‚So hasse ich deinen Propheten und seine Lehre!‘ Das sagt sie in hellem Zorn. Der Oberpriester scheidet im Groll. Sie aber

schließt ihr Herz jenem jungen Christen und seiner Schwester auf. Die beiden vermitteln ihr das Evangelium des Erlösers. Eine gewaltige Wandlung vollzieht sich in Marah Durimeh. Der Oberpriester steckt sich hinter den Fürstensohn. Dieser umwirbt drängender die Königin. Sie aber wendet sich ab von dem Anhänger des Propheten und des Krieges. Das Ende: sie verzichtet auf Macht und Krone und tritt sie dem Fürstensohn ab. Als schlichtes Weib folgt sie dem Christen. Ein Nachkomme jenes Fürsten ist der Raïs von Schohrd. Daher Marah Durimehs Liebe zu dessen Tochter Ingdscha. Der letzte Sproß aber des Stammes, den jener Christ mit Marah Durimeh gründete, war das Mädchen in Amadajah, das Kara Ben Nemsi vom Tode erretten konnte.

Nun beginnt Marah Durimeh von den letzten Ursachen ihrer Macht zu sprechen. Der Mann, dem sie ihre Liebe schenkte, war hochgebildet. Er hob sie zu sich empor, weit über alle Stammesgenossen. Wissen aber ist Macht. Dazu die tiefe Verehrung der Kurden für das alte Königsgeschlecht, dem Marah Durimeh entstammt, die Liebe, die ihr seit Kindertagen überall entgegengebracht wird. Ihr Hinabsteigen zum Volk durch ihre Liebesheirat hat sie nur **[379]** noch volkstümlicher gemacht. Das alles kommt zusammen, ihr höchsten Einfluß zu sichern. Den Ausschlag aber gibt die unergründliche Gewalt, die nun einmal seit Urbeginn der Liebe gegeben ist, deren Dienerin und Predigerin Marah Durimeh geworden ist. Liebe überwindet alles, die ganze Welt, selbst den Tod. So hat diese Frau als ‚Geist der Höhle‘ gewirkt. So hat sie Kara Ben Nemsi einst einen Talisman mitgegeben, der sich dann wunderbar wirksam erweist. Was mit diesem Talisman gemeint ist, sagt Karl May am Schluß von ‚Silberlöwe‘ II nicht. Ich stelle mir darunter einen Spiegel vor, worin dem Beschauer ein Totengerippe erscheint. Dabei steht zu lesen: ‚Der du Haß säen willst, sieh, was die Diener des Hasses ernten, in diesem Spiegel!‘ So hat sie sich die Feindschaft des Paschas von Suleimania zugezogen, der fürchtete, Marah Durimeh werde als ungekrönte Königin doch noch einmal die Stämme aller Kurden einen, und die Geeinten würden – vielleicht nach dem Tod der großen Friedenskünderin – zu einer ernsten Gefahr für den Bestand der türkischen Herrschaft in jenen Landstrecken werden. Darum ließ er sie heimlich ergreifen und in den Kulluk sperren. Wenn dann erst einige Zeit verstrichen war und keiner mehr nach der Verschollenen fahndete, sollte sie unauffällig nach Suleimania gebracht werden, um dort für immer zu verschwinden. Sie hat sich damals nicht gewehrt; denn sie vertraute auf Gott, er werde ihr einen Retter senden, damit sie ihr Lebenswerk in der Freiheit vollenden könne. ‚Der Retter kam‘, schließt sie ihren Bericht. ‚Du kamst, mein Sohn. Und morgen will ich hier mit Gottes Hilfe mein Werk beschließen. **[380]** Was dann zu tun bleibt, lege ich in deine Hände; denn ich bin müde und sehne mich nach dem ewigen Frieden.‘

Der große Tag der Beratung über Krieg und Frieden kommt. Hoch gehen die Wogen des Streits. Schon blitzen Schwerter. Alles scheint verloren. Da greift Marah Durimeh entscheidend ein. Wieder hält sie den Streitenden einen Spiegel vor. Aber nur im Gleichnis, im Wort. Einen ‚Fürsten- und Völkerspiegel‘ nennt sie es. Was ist aus denen geworden, aus ihrem Lebenswerk, die das Schwert anfaßten, die blutiger Kriegsruf emportrug, scheinbar zu ewigem Ruhm und ewigem Erfolg? Der Tod hat sie weggerafft, und was sie schufen, ist zerfallen in Trümmern. Alle Jahrhunderte aber und alle Kriege und alles Geschehen überdauert das Werk dessen, der sein Leben gab aus Liebe für seine Brüder, der sterbend noch für seine Feinde bat. Der Liebe allein gehört der Sieg. ‚Nun erwägt und wählt: Haß und Tod oder Liebe und ewiges Leben!‘ Das Murren einiger Weniger erstickt im jubelnden Zuruf der Vielen, die Marah Durimeh für den Frieden gewonnen hat. Sie ist am Ziel, und schon naht sich ihr der Tod. Der Stiefbruder Ssali Ben Aqils ist vorgespungen, die entscherte Schußwaffe in der Faust. Er legt auf Kara Ben Nemsi und Ssali Ben Aqil an. Diesen entgeht im allgemeinen Getümmel die drohende Gefahr. Der Schuß kracht. Aber er trifft – Marah Durimeh. Wie einst Klekih-petra vor Winnetou (‚Winnetou‘ I) hat sie sich schützend vor den gestellt, der ihr Friedenswerk unter der übrigen Menschheit vollenden soll. Den Mörder trifft die Rache der Kurden. Sie schlagen ihn nieder. **[381]** Marah Durimeh aber stirbt in den Armen Kara Ben Nemsis. ‚Ich sterbe gern. Ich durfte noch zuletzt dein Schutzengel sein. So will es das Gesetz von Dschinnistan (vgl. ‚Winnetous Erben‘). Du aber erfülle meine, jetzt deine Sendung! Dein Wort dringt zu vielen. Predige ihnen allen: Friede auf Erden! So wird Christi Lehre siegen, und die Menschheit wird vom Leid erlöst werden – endlich erlöst.‘

Damit könnten die Orientromane endgültig schließen. Ob hier noch von Marah Durimehs Begräbnis und einer großen Verbrüderungsfeier dabei und ob zuletzt gar noch von einem letzten Besuch Kara Ben Nemsis bei den Haddedihn erzählt werden soll, ist lediglich Sache des künstlerischen, des schriftstellerischen Geschmacks. Jedenfalls wäre die hier gezeigte Handlung – so oder so – etwa die Vollendung des Baues im Sinn des Meisters.

Karl May und die Heilanstalten

Von Obermedizinalrat Dr. J.^[Joseph] Klü b e r

Direktor der Pfälzischen Kreis-Heil- und –Pflegeanstalt Klingenmünster

Wäre es mir für die folgenden Ausführungen um einen ‚sensationellen‘ Titel zu tun, so brauchte ich bloß die Überschrift zu wählen: ‚Karl May – im Irrenhaus!‘ Kein Zweifel: sofort würde dem ‚geneigten Leser‘ ein leichtes oder stärkeres Gruseln über den Rücken laufen, und es würde sich dem Erschrockenen die Frage entringen: Was? Dem lieben armen Karl May, der schon außerdem so viel Schweres im Leben erdulden mußte, blieb auch diese Prüfung nicht erspart, eine der schwersten, die uns Menschenkinder treffen kann? – Keine Angst, verehrte Karl-May-Gemeinde: Unser Lieblingsschriftsteller, soviel er auch im Leben durchkämpfen mußte, war keinen Augenblick geisteskrank oder gar anstaltspflegebedürftig; klaren Geistes, wie er gelebt, ist er auch in die ewigen Jagdgründe eingegangen.

Das obenerwähnte Gruseln vor dem Irrenhaus, das spukt aber, gestehen wir es uns nur ein, auch heute noch allenthalben in den Köpfen, nicht nur der breiten Volksmassen, die man so gern als die ‚ungebildeten‘ bezeichnet, sondern gerade auch in jenen der höheren und gebildeten Volkskreise! Dieses unausrottbare Mißtrauen hat seinen – begreiflichen – Ursprung genommen von den Verwahrungsorten **[383]** Geisteskranker früherer, heute längst vergangener Zeiten, über deren Eingangstore man getrost Dantes bekannte Worte hätte schreiben können: Laßt alle Hoffnung fahren, die ihr hier eintretet!

In einer rauhen Zeit, die, selbst durch Kriege und anderes Ungemach verhärtet, wenig von Mitleid wußte und auch nichts von dem Wesen der Geisteskrankheiten kannte, war der ‚Narr‘ schutzlos und als Stein des Anstoßes, als Verworfener, als Gefahr für die Gemeinschaft, als nutzloser, unbequemer Esser überall im Wege, und die kurze Nutzenanwendung lautete daher allüberall: Schützt die menschliche Gesellschaft vor solchen gefährlichen Unmenschen, solchen Hexen und Besessenen, – weg mit ihnen (sofern es sich nicht um harmlose ‚Trottel‘ handelt) aus der Gemeinschaft! – So machte man denn mit diesen ‚Werwölfen‘ kurzen Prozeß und schlug sie tot, oder man verbrannte sie als Hexen und Hexenmeister auf den im Mittelalter allenthalben lodernden Scheiterhaufen; und doch war die Mehrzahl dieser Unglücklichen, wie wir in unsrer Zeit aufgeklärter Wissenschaft erkennen, nichts anderes als arme Geisteskranke, Hysteriker usw.! – Und als die Sitten des Volkes sich im Laufe der Zeiten ein wenig milderten, da glaubte es immer noch, diese lästigen ‚Störenfriede‘, die nicht selten unter dem Einfluß ihrer Sinnestäuschungen und Wahnideen gewalttätig waren und sich nicht an die ‚bürgerliche‘ Ordnung gewöhnen ließen, ohne nennenswerte Kosten der geistig gesunden Gemeinschaft tunlichst fernhalten zu müssen. Während man harmlose Schwachsinnige (die aber doch unnütze Esser waren!) **[384]** bei Nacht und Nebel über die Grenzen der Gemarkung schaffte oder in Feldern und Wäldern umherirren ließ, wo sie sich im Sommer von rohen Feldfrüchten ernährten und im Winter – die einfachste Lösung – erfroren, brachte man die gefährlichen Kranken unter, wo sich gerade billige Gelegenheit bot: in verfallenen Gebäuden, Burgverliesen, aufgelassenen Viehställen u. dgl., sie nötigenfalls mit Ketten an die Wand schmiedend, damit sie nicht entlaufen und wieder ins Dorf oder in die Stadt zurückkehren konnten; auch in diesen ‚Wohnstätten‘ war die Ernährungsfrage recht unsicher, mehr dem Zufall überlassen; von einer Pflege oder gar Behandlung dieser armen Kranken war schon gar keine Rede. Nur ganz wenige rühmliche Ausnahmen und Beispiele einer mildereren Gesinnungsart und einer wirklichen Fürsorge für die Unglücklichen leuchten uns aus jenen düsteren Zeiten heraus entgegen, so das des Würzburger Fürstbischofs und Herzogs von Franken, Julius Echter von Mespelbrunn, der (im 17. Jahrhundert) in seinem berühmten Julius-Spital bereits eine eigene Abteilung für Epileptiker und ‚Wahnsinnige‘ schuf. Und auch dann noch, als man allgemein einigermaßen bessere Unterbringungsstätten für unsre Kranken suchte – in aufgelassenen Kasernen, Klöstern u. dgl. –, bestand die ‚Behandlung‘ dieser bedauernswerten Menschen mangels besserer Erkenntnis ihrer Krankheiten und deren Ursachen hauptsächlich in starrer und schonungsloser Anwendung von Zwangsmaßregeln, um sie ‚einigermaßen zur Vernunft oder zum Gehorsam zu bringen‘.

Im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ging **[385]** man dann endlich dazu über, für die Geisteskranken aller Art (deren Wesen man nun einigermaßen zu ergründen suchte) eigene Anstalten zu errichten; England und Deutschland schritten damit voran; so erstand 1812 die Anstalt auf dem Sonnenstein (Sachsen) und

wenig später die Anstalt Stadtfeld bei Schleswig. Weitere Anstalten folgten dann allmählich auch in anderen deutschen Gauen. – Aber auch in diesen Anstalten, die wenigstens geräumig waren und gesunde Unterkunftsräume boten, bestand anfangs die ‚Behandlung‘ der Kranken auch damals noch meist nur in einer durch Zwangsmittel angestrebten Ruhigstellung und in Verhütung von Gewalttätigkeiten (die durch die Zwangsmittel aber geradezu herausgefordert wurden!). In engen, meist nur dürrig erleuchteten Gelassen (‚Zellen‘), hinter dick vergitterten Fenstern und mit Eisenbändern verrammelten Türen wurden die Kranken, oft nur auf einer Schütte Stroh liegend, gehalten. Als ‚Behandlungsmittel‘ galten Zwangsjacken, Zwangsmuffe, Gurte zum Fesseln an die Betten, Drehscheiben (zur ‚Beruhigung‘!), Zwangsstühle, Gitterbetten, kalte Duschen. Besonders ‚gefährliche‘ Kranke wurden in die Zellen gesperrt, die später in ‚fortschrittliche Gummizellen‘ verbessert wurden (um Selbstbeschädigungen zu verhüten), und dies alles spielte sich hinter hohen, dicken Mauern ab, durch die solche Anstalten, meist in einsamen Gegenden liegend, von der übrigen Welt abgeschlossen und ‚gesichert‘ waren. – Ärzte- und Pflegepersonal blieb bei dieser reinen Verwahrungstätigkeit ohne jede Anregung, nun eine wirkliche Behandlung zu versuchen, und verlebte in dumpfem **[386]** Gleichmaß seine Tage, oft selbst der Gefahr des Stumpfsinns ausgesetzt. Wollten die Kranken in solchen Anstalten sich nicht fügen, so hatte der Pfleger, wie wir noch heute auf dem berühmten Bild von Wilhelm v. Kaulbach ‚Das Narrenhaus‘ (1845!) sehen können, neben dem gewichtigen Schlüsselbund am Gürtel auch eine Peitsche (!) in der Tasche, um sich Gehorsam zu erzwingen und sich selbst vor Angriffen zu schützen. Zwang und immer wieder Zwang, kein verständnisvolles Einfühlen in die kranken Seelen!

Was nützte es da, daß der junge Pariser Anstaltspsychiater [Philippe] Pinel, begeistert durch die ‚Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit‘, die die Französische Revolution der Welt ‚geschenkt‘ hatte, 1798 seinen Kranken im Pariser Irrenhaus (der Salpêtrière) die Ketten abgenommen hatte, mit denen sie bis dahin an die Wände ihrer Zellen geschmiedet waren, und daß er durch sein Beispiel zur Nachahmung aufrief? Noch immer fehlte die richtige Kenntnis vom Wesen dieser Krankheiten und damit die Möglichkeit, die Krankheiten selbst anzugehen, statt nur die von ihnen Befallenen hinter hohen Mauern gefangenzuhalten. – Erst das 19. Jahrhundert brachte uns die Erkenntnis, daß die Geisteskrankheiten keine Teufelsbesessenheiten, keine Folgen eines sündigen, lasterhaften Lebens sind, sondern Krankheiten des Gehirns (und der Nerven), desjenigen Organs, in dem sich die geistigen Vorgänge des Lebens abspielen. Der englische Psychiater [John] Conolly bahnte mit seiner Schrift vom ‚No restraint‘-System (Behandlung der psychisch Kranken ohne Zwang) den wirklichen Fortschritt auf diesem wichtigen, so lange rückständigen **[387]** Gebiet an und brach der Erkenntnis Bahn, daß die Geisteskrankheiten eben Krankheiten sind, wie andre, körperliche, auch.

Nun war das Signal gegeben; für die Ärzte: das Wesen dieser Krankheiten genau zu erforschen durch makroskopisches und mikroskopisches Studium des Gehirns und Nervensystems, durch psychologische Forscherarbeit zu erkennen und geeignete Abhilfemittel zu finden; für die Baumeister: große, weiträumige Hallen, luftige Krankenhäuser für diese Geisteskranken zu schaffen mit freundlichen Wohn- und Schlafräumen, mit Bädern, Wachsälen, sonnigen Gärten und Parkanlagen usw., und es brach nun – endlich – die Ära der großen Autoritäten unseres Faches an (ich nenne hier nur [Wilhelm] Griesinger-Berlin, [Carl Wigand Maximilian] Jacoby^[Jacobi]-Siegburg, [Christian Friedrich Wilhelm] Roller und [Heinrich] Schüle-Illenaу, [Friedrich Wilhelm jun.] Hagen-Erlangen, [Hermann] Dick-Klingenmünster, [Bernhard] v. Gudden-Werneck und München, [Carl Friedrich Otto] Westphal-Wien^[Berlin], [Eduard] Hitzig-Halle, [Paul] Flechsig-Leipzig und E.^[Emil] Kraepelin-Heidelberg und München) mit ihren bewährten Behandlungsmethoden (neben der Forscherarbeit): der Medikamente, der Bettbehandlung, der Wachabteilungen, der Dauerbäder, um nur die wichtigsten zu nennen. – Jetzt entstanden überall in deutschen Landen neue Anstalten für unsre Geisteskranken, in denen gut vorgebildete Ärzte und ebensolches Personal auch wirklich Behandlung treiben mit dem Ziel, die Kranken zu heilen oder wenigstens zu bessern und die mit unsern heutigen wissenschaftlichen und praktischen Methoden noch nicht Heilbaren zu pflegen und ihren weiteren geistigen Verfall zu hemmen.

Große Forscher fanden wirksame Heilmittel für bestimmte Krankheiten: ich brauche nur [Paul] Ehrlich mit **[388]** seinem Neosalvarsan und [Julius] Wagner-Jauregg mit seiner Malariabehandlung zu erwähnen, die der Syphilis und der progressiven Paralyse (Gehirnerweichung) ihren Schrecken genommen und für sie die Möglichkeit der Heilung gefunden haben.

Der allerneuesten Zeit erst blieb eine Methode vorbehalten, die uns in der Behandlung der Geisteskrankheiten aller Art außerordentlich gefördert hat: die sinnvolle Beschäftigung der Kranken,

die an den Namen ^[Hermann] Simon-Gütersloh geknöpft sog. Arbeitstherapie. Sie beruht – ein Ei des Kolumbus – auf dem so heilsamen Bestreben, die Kranken durch Beschäftigung aller Art von ihren krankhaften trüben Gedanken, von ihren Wahnideen, von ihrer oft durch Sinnestäuschungen verursachten Erregung abzulenken, dadurch ruhiger und besonnener zu machen und damit die Grundlage für ihre Heilung zu schaffen. Viel Gelände für landwirtschaftliche und gärtnerische Betätigung, Werkstätten aller Art, Schreibstuben, Schul- und Lesesäle, Musikzimmer, Kegelbahnen, Spiele aller Art stehen in den modernen Anstalten zur Verfügung; sonnige, wohlgepflegte Gärten umgeben jeden Pavillon einer solchen Krankenanstalt (die heute oft eine wahre ‚Kranken-Stadt‘ ist!), die düsteren Mauern und eisernen Tore von ehemals sind gefallen, Naturzäune grenzen die einzelnen Teile unter sich und von der Außenwelt ab, die dadurch leicht Gelegenheit bekommt, in solche Anstalten hineinzublicken, wie umgekehrt die Kranken auch die Verbindung mit der Außenwelt nicht verlieren. Unser, der modernen Anstaltspsychiater Stolz ist es, unsre Anstalt so zu gestalten, wie andre Krankenhäuser auch, ohne **[389]** Zellenbauten, ohne Gitter, ohne ‚Tob-Abteilungen‘! Und wir führen jeden wirklich interessierten Menschen gern darin umher und zeigen ihm restlos alles und alle: wir haben nichts mehr zu verbergen. Wir sind nun auch berechtigt, unsre Anstalten, hauptsächlich mit Rücksicht auf unsre Kranken und ihre Angehörigen, nicht mehr ‚Irrenanstalten‘ zu nennen, sondern Heil- und Pflegeanstalten, um ihren doppelten Zweck damit sinnvoll anzudeuten.

Und doch, obwohl wir es so ‚herrlich weit gebracht‘, ist zu unserm Schmerz im Bewußtsein des Volkes noch manche Erinnerung an das alte Irrenhaus (das Narrenhaus, den Narrenturm) und seine harten Methoden geblieben, genährt durch gruselige Erzählungen der Alten, leider auch immer wieder angeregt durch falsche, auf keinerlei Sachkenntnis beruhende Aufsätze und ‚Streiflichter‘ einer gewissen sensationslüsternen Presse, die sich heute noch darin gefällt, z. B. ‚reiche Erbinnen hinter den düsteren Mauern einer Irrenanstalt verschwinden zu lassen‘, obwohl sie weiß und wissen muß, daß die Aufnahme in eine Heilanstalt heute durch eine Überzahl von Vorsichtsmaßregeln geradezu erschwert ist und daß die Anstalten selbst immer wieder durch unvorhergesehene Besichtigungen streng überprüft werden.

*

Nun wird der ‚geneigte Leser‘, der mir, wenn auch verwundert, bis hierher gefolgt ist, unruhig geworden sein und fragen: Was hat denn dies alles mit unserm guten Karl May zu tun? – Gemach! Auch er, der Bezwinger so vieler Herzen, unterstützt uns, wie ich zeigen will, mächtig und nachdrucksvoll bei **[390]** der Behandlung und Aufrichtung unsrer Kranken. Ich mußte nur erst vor den geistigen Augen der Leser des Jahrbuchs das Bereich erstehen lassen, in dem heute von unsern Kranken Karl May gelesen, vielfach (wie draußen auch!) begierig verschlungen wird.

Auch eine gut ausgewählte, zweckmäßige Lektüre ist ein wichtiger Punkt in dem Arsenal der Behandlungsmittel für unsere Kranken. Sie muß den verschiedensten Lebensaltern, Bildungsgraden und Ständen angepaßt sein, muß den jeweiligen Stimmungen und Geisteszuständen Rechnung tragen, auf größere oder geringere geistige Fähigkeiten Rücksicht nehmen. So haben wir in Klingenmünster mit unsern 8000 nach diesen Gesichtspunkten ausgewählten Bänden bei einem Krankenstand von fast 1100 Patienten zwar eine stattliche, aber keineswegs zu große Unterhaltungsbibliothek (natürlich getrennt von der wissenschaftlich-ärztlichen Bücherei), die der Verwaltung und Pflege unsres Anstaltslehrers anvertraut ist, einen Mitarbeiters, den die modernen Heilanstalten heute nicht mehr entbehren möchten. Auch im genau geregelten Tageslauf unsrer Kranken gibt es freilich stille Stunden, die nicht unausgefüllt bleiben dürfen, soll nicht der Patient ins Grübeln und Brüten, ins Ausspinnen seiner krankhaften Ideen, in Angst vor sich und vor der Umwelt verfallen. Für viele Geistesrichtungen und viele Geschmäcke gilt es da zu sorgen!

Und da muß ich denn aus einer dreiunddreißigjährigen Erfahrung heraus sagen, daß unser Karl May, der Schwarm und Abgott der eigenen Jugend und der treue Begleiter durch die Mannesjahre, als **[391]** Schriftsteller für sehr viele unsrer Kranken eine hervorragende Rolle spielt. Karl May (wie die Monatsschrift ‚Groß-Dresden‘ in ihrem Februarheft 1932 so treffend sagt), „der geniale Erzähler und Schilderer einer weltumspannenden Abenteuerromantik von unvergleichlicher Gestaltungskraft, begnadet mit einer berausenden, in die ungeheuren Weltweiten strömenden Phantasie und mit einem starken Menschheitsgefühl, der Meister des großen, fast einmaligen Geheimnisses, verstand es, mit glühender Feder und bestechender Logik des Gedankenganges zwei, drei Generationen hindurch jung und alt ohne Unterschied der Nation und Rasse in den unentrinnbaren Bann seiner Schilderungen zu zwingen und in große Spannung zu versetzen“. Wenn man Karl May liest, steht die Zeit still, und der Raum füllt sich mit

fremdartigen Gestalten von wunderbarer Plastik und Deutlichkeit. Zum Greifen nahe sind sie. Und die Landschaften und Städte, ja die ganze Umwelt ist wie durch das Objektiv einer Kamera gesehen. – Und, was die Hauptsache ist: Karl May ist für uns nicht tot, nein, Karl May lebt! In unsrer Gedankenwelt lebt er weiter, und seine Idee des Abenteuerns wird unvergänglich bleiben in unserm Herzen, weil sie mit dem romantischen Herzen unsrer Jugend unkündbar verankert ist, und darum wird Karl May immer wieder von neuem geboren werden für jede Generation, weil er das Ureigene des Menschheitsgefühls in seiner primitivsten Voraussetzung erfaßte: in der Neugier und in der Spannung.

So ist Karl May auch in unsrer Anstalt ein bevorzugter, ja, man kann wohl sagen, der bevorzugte **[392]** Schriftsteller! Er ist dies einmal wegen seines einfachen, volkstümlichen Stils, der mit Hilfe der direkten Rede so oft in dramatischer Form wirkungsvoll den Leser beeinflußt und gefangennimmt. Aber auch der Inhalt seiner zahlreichen Werke verschafft ihm diese überragende Stellung in der Anstaltsbücherei: es wird Außergewöhnliches erzählt, fremde Sitten und Gebräuche, fesselnde Erlebnisse, Jagden mit wilden Tieren, spannende Verfolgungen werden geschildert. – Die Sehnsucht zum Heldenhaften ist, wie es in der obengenannten Monatsschrift an anderer Stelle treffend heißt, ein Urelement des Menschendaseins. Jedem Volk, jeder Rasse, jeder Nation ist es eigen. Vor zehntausend Jahren war es so, und nach zehntausend Jahren wird es so sein. Der Begriff der körperlichen und geistigen Kraft und Stärke zum Schutze des Guten und zur Vernichtung des Bösen ist das göttliche Gleichgewicht in der Menschenschöpfung. Der Unterdrückte wehrt sich gegen den Unterdrücker. Manchmal hilft ihm die irdische Gerechtigkeit. Manchmal auch nicht!

Ein Weiteres: Neigt der Deutsche überhaupt etwas zum Fremdländischen, Exotischen, so trifft dies ganz besonders auf viele unsrer Kranken zu, namentlich auf die Gruppen unsrer Psychopathen und Paranoiker, die hier manche Geistesverwandtschaft mit den Idealgestalten des Kara Ben Nemsi, des Old Shatterhand, des Winnetou finden, deren Kugel nie fehlt, die alle Abenteuer glücklich und siegreich bestehen. Die symbolischen Gestalten Karl Mays berühren bei ihnen offenbar vielfach einen fiktiven Ideenkreis. Die Anregung der Phantasie, die die Lektüre seiner Bücher schon bei gesunden und normalen **[393]** Jugendlichen bewirkt, findet bei vielen unsrer Leser, deren Zustand auch mit einer überwertigen Phantasie behaftet ist, ein aufgeschlossenes, aufnahmefähiges Erdreich; andre wieder, die zu geistiger Stumpfheit neigen, rüttelt diese Lektüre aus ihrer Gleichgültigkeit auf. Wir Ärzte machen immer wieder die Erfahrung, daß stilistische und psychologische Feinheiten unsrer Klassiker bei vielen unsrer Leser weit weniger Anklang finden als Karl Mays Werke mit ihrer spannenden Handlung, ihren farbigen Schilderungen.

So ist es denn kein Wunder, daß, wie wohl in den meisten Heilanstalten, auch in der unsrigen die Bücher von Karl May am meisten von allen Bibliotheksbüchern erbeten und immer wieder gefordert werden. Dies möge, besser als viele Worte, das Momentbildchen zeigen, das an einem Ausleihnachmittag in unsrer Bibliothek aufgenommen ist (vgl. Abbildung ‚Bücherausleihe‘).



Zum Verständnis des Bildes diene für den mit dem Betrieb einer Heilanstalt nicht Vertrauten der Hinweis: Jede Krankenabteilung entsendet an einem bestimmten Wochentag mit Körben bewaffnete Pfleger (Pflegerinnen) und Patienten zum Bücherholen und Umtauschen zur Ausgabestelle der Bibliothek und wählt nach dem Ratschlage des Bibliothekars (bei uns: des Anstaltslehrers) die jeweils für die Kranken geeigneten Bücher aus. Unsrer Aufnahme veranschaulicht eine solche Gruppe in dem Augenblick, wo der Bibliothekar den Karl-May-Band ‚Winnetous Erben‘ zum Vorschein bringt, der von allen Erschienenen stürmisch begehrt wird. –

[394] Als Schlüssel für die Beliebtheit und den Erfolg von Karl Mays Schrifttum gerade für den Kreis einer Heil- und Pflegeanstalt möchte ich folgendes anführen:

Ein Besucher der Bodelschwingschen Anstalt Bethel (für Epileptiker, Geistesschwache und Blöde) schreibt: ‚Nie wieder habe ich in einer Anstalt leidender Menschenkinder so viel Frohsinn und kindliche Frömmigkeit gefunden‘ (Himmelwärts, Gemeinschaftsblatt des Vereins für Innere Mission, Jg. 23, Nr. 13, S. 95). Die gleiche Feststellung hätte der Besucher auch in unsrer Heil- und Pflegeanstalt treffen können, wie überhaupt in jeder Gemeinschaft derer, die ‚geistig arm‘ sind. Auf Frohsinn und kindliche Frömmigkeit ist

aber auch Karl Mays ganzes Lebenswerk gestellt gewesen, und der Geist, den alle seine Fabulierkunst beseelt, den seine Bücher atmen, schlägt daher wie bei keinem zweiten Schriftsteller verwandte Saiten an in den Herzen der von Natur stiefmütterlich mit Geistesgaben Bedachten. Letzten Endes sind die meisten Patienten einer Heil- und Pflegeanstalt erwachsene Menschen mit auf kindlicher oder kindischer Stufe zurückgebliebenem Geist und müssen daher auch vielfach wie Kinder behandelt und beschäftigt werden. Wer aber bei Kindern Erfolg haben will, muß ihre Sprache verstehen und auch selbst sprechen können. ‚Das Vertrauen eines Kranken kann nur dadurch erschlichen werden, wenn man seine eigene Sprache gebraucht,‘ stellt der *stud. med.* Friedrich Schiller fest in der auch für den heutigen Psychiater höchst beachtenswerten Studie ‚Über die Krankheitsumstände des Eleven Grammonts vom 26. Juli 1780‘, einem dienstlichen Bericht [395] über seinen an Melancholie erkrankten Studiengenossen der Karlsschule.

Es ist daher zur Herstellung eines Vertrauensverhältnisses zwischen Arzt und Patienten höchst förderlich und es bedeutet für den in der Anstalt von der Gesellschaft Abgesonderten Trost und Ersatz für das oft schwer vermißte Glück eigenen Familienlebens, wenn er im kindlichen Spiel mit der frohen Anstaltsjugend (den Kindern der Ärzte und Beamten usw.) Vergessen und Ablenkung findet, und er dankt es Karl May, der in seinen Schriften einen unerschöpflichen Schatz von Anregungen und Vorbildern hinterlassen hat.

Aber Karl May wird in der Heil- und Pflegeanstalt nicht nur eifrig gelesen, sondern genau wie überall, wo echte deutsche Buben und Mädels auf den richtigen ‚Jagdgründen‘ heranwachsen, auch erlebt! (Vgl. Abbildung ‚Auf dem Kriegspfad‘.)

Das beigefügte hübsche Lichtbild (das im Hintergrund Teile unsrer herrlich gelegenen Anstalt zeigt) läßt ahnen, welch ideale



‚Jagdgründe‘ die herrlichen Südpfälzer Berge unmittelbar hinter der Anstalt, aus den Rebenhügeln der Rheinebene ansteigend, verbergen in ihren rauschenden Tannen-, Eichen-, Buchen- und Edelkastanienwäldern mit geheimnisvollen Schluchten, schroffen Felsruinen und murmelnden Quellen. Es zeigt auch, wie abgesondert die Anstalt daliegt als Insel im Grünen, fernab von den nächsten Siedlungen der ‚Bleichgesichter‘, gleich den Forts des Wilden Westens zu Lederstrumpfs Zeiten, in der unermeßlichen Prärie verschwindend, und durch ihre einsame Lage ganz von selbst einen Zusammenschluß aller ihrer Insassen, Patienten, [396] Beamten, Ärzte und deren Familien zu einer einzigen großen Lebens- und Familiengemeinschaft bedingend.

Und da es das Bestreben der heutigen Geisteskrankenpflege ist, den Patienten, soweit irgend möglich, die freie Bewegung außerhalb der Anstaltsgebäude (obschon auch diese jetzt nicht mehr durch hohe Mauern und dicke Gitter ‚gesichert‘ sind) zu gestatten, kann es gar nicht ausbleiben, daß die frische, in den Beamten- und Angestelltenfamilien heranwachsende Jugend, von der unser Bild einige Vertreter zeigt, kurzerhand diejenigen Patienten, denen freier Ausgang erlaubt werden kann, und denen im Spiel mit ihr die eigene frohe Jugendzeit wieder lebendig wird, mit Beschlag belegt und unter ihrer verständnisvollen Anführung und Mitwirkung die unsterblichen Helden der Karl Mayschen Romane in den mächtigen Wäldern um die Anstalt wiedererstehen und ihre Abenteuer erleben läßt.

Es ist herzerfreuend und lohnt für viele berufliche Mühen und Sorgen, wenn der Arzt auf seinem Rundgang zu den verschiedenen Außen-Arbeitsplätzen der Kranken in Garten, Feld und Wald plötzlich auf solche eine Gruppe von ‚Indianern auf dem Kriegspfad‘ stößt, womöglich von ihnen gefangengenommen wird und sich nur durch ein Lösegeld freikaufen kann; während der Verhandlung am Lagerfeuer taucht dann wohl ‚aus des Waldes tiefsten Gründen‘ noch der eine oder andre Patient auf, der als Häuptling der ‚Schweißfuß-Indianer‘ (wie einer unsrer ‚Stämme‘ von den Kranken getauft wurde) die Verhandlungen leitet [397] und dabei für seine ‚Friedenspfeife‘ ein Päckchen Tabak einheimst. –

Dergleichen gelungene Karl-May-Spiele, wie sie Gesunde und Kranke, begeistert von der Lektüre der immer wieder zur Hand genommenen Bände, froh vereinigen, kann man sicher in vielen Heilanstalten

sehen, denn dort ist Karl May wohl überall ein eifrig begehrter Schriftsteller und erweist sich, wie auch draußen in der Welt, als Freund und Wohltäter seiner ihm ergebenen Gemeinde. – Was ich aber jetzt zum Schluß noch erzählen will, das findet man vermutlich nur in der Heil- und Pflegeanstalt Klingenmünster: Hier ist Karl May sogar auf die Bühne gebracht worden³⁴, und zwar in der Form eines phantastischen Märchenspiels, zu dem sich einer unsrer Patienten durch die Lektüre von ‚Winnetous Erben‘ begeistern ließ und das er auch höchst gewandt inszeniert und mit großer Geduld einstudiert hat, um es bei einer der bei uns üblichen Silvesterfeiern unter beispiellosem Jubel von etwa 400 atemlos lauschenden Kranken in unserem Festsaal aufzuführen. Wenn ich den freundlichen Lesern hier im Bild die wirkungsvolle Schlußszene des prächtigen Märchenspiels vorführe, so kann ich nur bedauern, daß sie sich nicht persönlich an dem wirklich reizenden Spiel begeistern konnten. Jeder Bericht darüber muß im Vergleich zur Wirklichkeit farblos wirken; sie werden aber doch einigermaßen einen Begriff von dem sinnreichen Spiel bekommen [398] und den Geist kennenlernen, der in einer modernen Heilanstalt herrschen soll und herrscht, wenn ich unserm Verfasser selbst das Wort erteile:

„Die Lektüre von ‚Winnetous Erben‘ (dessen Ausleihung in der Bibliothek das Bild ‚Bücherausleihe‘ zeigt) hat als Lesefrucht ein indianisches Märchenspiel in der Heil- und Pflegeanstalt Klingenmünster gezeitigt, von dem das Bild ‚Märchenspiel‘ eine Szene wiedergibt. – Dies kam so: Karl May läßt einen von Winnetous Erben, den Jungen Adler, ein Flugzeug erfinden und bauen und in Begleitung der Indianerjungfrau Aschta auf den Gipfel des unersteigbaren Bergs der Medizinern fliegen, wie sich die Leser des Buches wohl erinnern werden, um ein dort hinterlegtes Vermächtnis der Stammesvorfahren zu erheben.

Der jugendliche indianische Flugheld regte die Patienten der Anstalt Klingenmünster an, im Zeitalter der Stratosphärenflüge den Gedanken Karl Mays weiterzuspinnen und für die Bühne der Anstalt ein indianisches Märchenspiel zu verfassen, worin Winnetous Erben auch die Eroberung des Weltraums und der Flug zum Mond und den Sternen gelingt, mit deren Bewohnern sie Freundschaft schließen. Das Bühnenbild zeigt die am kühnen Federschmuck kenntlichen Erben Winnetous zu Besuch bei den Sternenkindern auf der Himmelswiese, auf der sie gerade glücklich gelandet sind.



Der Sinn des Märchenspiels, so wie er dem Verfasser vorschwebte, war, zu zeigen, daß nur reinen und unverdorbenen Naturkindern, so wie es bei Karl May Winnetous Erben trotz der Berührung [399] mit der Zivilisation und modernen Technik geblieben sind, sich die letzten und tiefsten Geheimnisse von Natur und Kosmos entschleiern. Diesen indianischen Sonntagskindern enthüllen sich die dem Auge und Ohr der Alltagsmenschen und gewöhnlichen Streber ewig verborgen bleibenden, in Erde, Wasser und Luft wohnenden Elementargeister und verraten ihnen ihre Künste, offenbaren ihnen in ihren Tänzen und Reigen, wo ‚Himmelskräfte auf- und niedersteigen und sich die goldenen Eimer reichen‘, die geheimen Riesenkräfte der Atomelemente, mit deren Hilfe einmal die künftige Menschheit, wie wir alle glauben und hoffen, die Erdschwere überwinden und den Weltraumflug verwirklichen wird.

Natürlich durfte in dem ‚Märchenspiel‘ auch das ‚Über- und Weltraum-Radio‘ nicht unerfunden bleiben, mit dem Winnetous Erben die Verbindung mit Karl Mays seligem Geist herstellen und ihn als Mitglied des vom lustigen Pfälzlicher Karl Münch entdeckten ‚Pfälzer Himmelseck-Stammtisch‘ auffinden und ihm den Ehrevorsitz im Aufsichtsrat der von ihnen gegründeten ‚Klifag‘ (d. h.: **K**lingenmünster-**I**ndianer-**F**ilm-**A**ktien-**G**esellschaft – man sieht, es handelt sich um ein durchaus ‚modernes‘ Märchen!) antragen. Das Spiel erreicht dann seinen Höhepunkt, nachdem Winnetous Erben wieder glücklich auf Mutter Erde gelandet sind und von Karl May aus dem Pfälzer Himmelseck die drahtlose Nachricht eintrifft, daß er bereit ist, der ‚Klifag‘ seinen Segen zu erteilen und durch Kometenpost eine Sendung ankündigt. Mit großen Donner und Getöse fällt dann auch [400] aus dem Weltraum eine große Kiste herab mit den schönsten Märchen- und

³⁴ Der Verfasser irrt. Karl May lebt auch auf den wirklichen Brettern, die die Welt bedeuten. Vgl. den Aufsatz von Carl Zuckmayer ‚Winnetou auf der Bühne‘, im vorliegenden Jahrbuch. Die Herausgeber.

Indianerbüchern, die nach einem Wettbewerbsausschreiben des Pfälzer Himmelsstammtisches an diejenigen Kinder in der Heil- und Pflegeanstalt verteilt werden sollen, die am schönsten ‚Indianerles‘ spielen können, worüber eine Abstimmung aus den Kreisen der Zuschauer stattzufinden hat. Das einstimmige Ergebnis der Abstimmung am Abend der Aufführung ergab, daß der erste Preis dem ‚Anstaltselternpaar‘, Herrn und Frau Direktor, zuerkannt wird, welches Paar dann zum großen Jubel der gesamten Zuschauer von Winnetous Erben mit dem Lasso eingefangen und im Triumph auf die Bühne zum Empfang der Preise geleitet wurde.! –

Ist das Ganze nicht eine allerliebste, ja glänzende Idee? Und lernt der freundliche Leser da nicht noch eine für die Beurteilung unsrer modernen Heilanstalten wichtige Tatsache kennen: Nicht alle Kranken, die in einer solchen Anstalt Heilung und Besserung finden sollen, sind verworren oder geistesschwach oder ‚tobsüchtig‘, sondern überraschen oft geradezu, neben einzelnen Abwegigkeiten, durch ihren Geist und ihre Phantasie!

Auch für uns Anstaltsärzte, die wir unsere Lebensaufgabe in der Erforschung der Geisteskrankheiten und der Behandlung und Heilung der Geisteskranken sehen, gilt heute noch das Wort des großen Shakespeare:

Es gibt mehr Ding‘ im Himmel und auf Erden,
als eure Schulweisheit sich träumt.

Eine Blindenhundertschaft und ihr geistiger Führer

Von Willi Bettac

Organist und Kirchenchorleiter an der evangelischen Pfingstkirche in Berlin

Unsere Muttersprache kennt eine beträchtliche Anzahl von Ausdrücken und Redensarten, die den Begriff ‚blind‘ wörtlich in sich tragen: blindlings, blindwaltend, blindwütig, Blindgänger, Blindschleiche; wie ein ‚Blinder‘ von der Farbe sprechen; das fühlt ein ‚Blinder‘ mit dem Krückstock; ‚blinder‘ Alarm, ‚blinder‘ Passagier, ‚blindes‘ Vertrauen und vieles andere mehr.

Man denkt sich nichts dabei, liest oder gebraucht man derartige Wortbilder. Sie stellen aber Spracheigentümlichkeiten dar, denen ein tiefer Sinn unterliegt; merkwürdigerweise einer, der für die Blinden nichts weniger als schmeichelhaft ist. Der Sehende ist dem Blinden ein großes Rätsel, und der vollsinnige Mensch ist viel zu abgelenkt, über den Nichtsehenden einmal schärfer nachzudenken. Somit ist ein gegenseitiges Verstehen ganz beträchtlich erschwert.

In Deutschland gibt es zur Zeit rund 35 000 Blinde. Die Blindgeborenen darunter kennen schwerlich etwas von unserm lieben Karl May. **G e l e s e n** hat ihn leider noch kein einziger von ihnen. Mays Werke gibt es ja bloß in Schwarzdruckausgabe, die dem Blinden lediglich durch einen sehenden Vorleser **[402]** vermittelt werden kann. Heutzutage, wo jeder bei der tollen Daseinshatz vollauf mit sich zu tun hat, gleicht der sehende Vorleser dem Nautilus, der nur höchst selten einmal an der Meeresoberfläche gesichtet wird, und dann auch bloß wieder von Sonntagskindern. Die Vielseitigkeit Mays und der Durchdringungswille der Blinden fordern ein häufiges Nachschlagen heraus, wozu erst recht sehende Hilfe beansprucht werden muß. Daß die Neidlingshetze Mays Werke seit 1911 aus den öffentlichen Leibüchereien (hoffentlich nicht unwiederbringlich) entfernte, bedeutet eine weitere Verkleinerung der Schar blinder May-Anhänger.³⁵ Abhängig von ihrer Stellung zum Zeitgeist ist es, ob die moderne Blindenerziehung zu Karl May hinführt oder von ihm wegtreibt. Ich bin so rückständig, den Zeitgeist einen Finsterling zu nennen, weil er gar zu gern überlegen lächelt, wo es anständig zugeht, und, mit Vergunst, weil er sich vom Schicksal geradezu eine wohlthätige Ohnmacht erbittet, falls es fromm zu werden droht! Von **d e r** Seite ist mithin für unsern Dichter wenig Zuspruch zu erwarten. Schließlich gibt es noch einen Punkt, der die Blinden nicht zu Mays Werken kommen läßt: die Aussichtslosigkeit, auch nur einen einzigen seiner Romane in Blindenschrift zu übertragen. Nichts auf Erden erscheint derartig festgeknüpft wie das Band: ‚Blindheit und Mittellosigkeit‘. Schlechthin tollhausverdächtig muß **[403]** ich mich da mit folgendem Versuch der Berechnung einer Punktschriftübertragung machen. Nehmen wir zu diesem Zweck den ‚Winnetou‘ mit seinen zusammen 1889 Schwarzdruckseiten. Selbst wenn die Blindenschrift nur die gleiche Seitenmenge benötigte und die Seite bloß 10 Pfennig Arbeitslohn kostete, käme das ganze Werk auf 188,90 Mark zu stehen. Bei täglich 20 Seiten würde die Übertragung 95 Tage beanspruchen, für welche Zeit der angegebene Lohn als ‚unter aller Kanone‘ gelten müßte. Leider aber liegen die Dinge noch ungünstiger. Niemand schreibt Tag für Tag 20 Punktschriftseiten voll; zur Wiedergabe **e i n e r** Seite der bekannten Karl-May-Ausgabe bedarf es **d r e i e r** Punktschriftseiten. Wenn der schreibsachkundige Blinde nicht mindestens 50 Pfennig für jede Seite Punktschrift erhält, läßt er wohl oder übel seine Finger von der Arbeit. Man bedenke, daß die sehende Ansagekraft entschädigt werden muß, selbstverständlich vom Verdienst des Blinden. Ein Punktschriftband soll nicht über 250 Seiten haben, sonst wird er, gelinde ausgedrückt, unhandlich. Für den Band muß man mit mindestens drei Mark Buchbinderkosten rechnen. An Hand dieser Angaben kann der Leser sehr genau die Rechenaufgabe lösen: Wieviel kostet Mays ‚Winnetou‘ in Blindenschrift und wieviel Bände sind erforderlich? Mit Hilfe des ‚Zwischenpunktleindrucks‘ könnte der Umfang auf die Hälfte verringert werden, wenn nämlich die Blindendruckereien sich der Sache annehmen wollten. Aber das tun sie nicht, weil ihnen die massenhaften Blindentagungsberichte Zeit und Geld rauben. Die Blindenschrift verschlingt überaus viel Papier, weshalb **[404]** unsere Bücher bereits seit vielen Jahren in Einheitskurzschrift gedruckt werden. Als Beispiel diene nachstehender Satz:

³⁵ Zu diesem heftig umstrittenen Vorgang vgl. zwei Aufsätze im Jahrbuch 1930, ‚Karl May und die Volksbüchereien‘, von Studienrat Fritz Prüfer (Köthen, Anhalt) und Dr. E. A. Schmid. Die Herausgeber.

d l b l c v dr ns sg.

Das Leben läßt sich von dir nichts sagen.

Diese schwierige Schrift kürzt aber noch lange nicht in dem Maß, daß kleine Bändchen geliefert werden können. Eine vollständige Karl-May-Bücherei in Blindenschrift würde gewiß drei große Zimmer füllen. Und dennoch liest der Blinde lieber eigenhändig, als daß er sich vorlesen läßt. (Anmerkung: Die Punktsschrift wird mit dem Zeigefinger der rechten Hand gelesen. Mittel- und Ringfinger prüfen mit; die linke Hand steht stets eine Zeile tiefer, so daß ein müheloses Auffinden der neuen Reihe ermöglicht und ein Überspringen vereitelt wird.)

Bisher ist von den unübersteigbaren Schwierigkeiten gesprochen worden, denen der Blinde unfehlbar begegnet, will er mit Karl May bekannt werden. Ein spendelauniger Kommerzienrat als *Deus ex machina* oder auch deren zwei, vielleicht gar drei, vermöchten wohl der Angelegenheit den unerläßlichen Schwung zu geben. Inzwischen soll uns der eigentliche Gegenstand dieses Aufsatzes, wie Mays Werke einer Blindenhundertschaft Segen über Segen spendeten, beschäftigen. Ich schöpfe da aus dem nie versiegenden Born lebendigster Erinnerungen an meine Blindenanstaltszöglingjahre.

Die Blindenpädagogen haben immerdar alles getan, ihre gewiß nicht leichte Aufgabe zu lösen. Darüber hinaus besaßen wir Lehrer, geborene Blindenfreunde, deren sehnlichster Wunsch es war, uns zu **[405]** beglücken. Nichts ließen sie unversucht, was unser Los erträglicher gestalten konnte, um uns mit unserm harten Geschick auszusöhnen. Dabei kam ihnen eine Verfügung zu Hilfe, die der Anstaltsbücherei Mays Werke einverleibte.

Sogleich nahmen die Helden dieser Erzählungen uns in ihre höchst beachtliche Mitte. 14 Bände lernten wir innerhalb kurzer Zeit kennen.

Bei zwei bis vier Vorlesestunden wöchentlich verlebten wir zwei Jahre, wie sie köstlicher gar nicht gedacht werden können. Unmöglich, alle unsere Gefühle, Empfindungen, Aussprachen, Spiele, Wünsche und Fortschritte wiederzugeben! Greifen wir das Wichtigste heraus! Ein Gefühl ungekannter, fest beseligender Geborgenheit war die erste Wirkung. Knirpse finden stets Schutz bei Helden. Und Knirpse waren wir sämtlich, obgleich unsere Hundertschaft aus Neun- bis Vierzigjährigen bestand. Bald setzte eine geradezu ungeheure Tomahawkherstellung ein. Mit und ohne Erlaubnis holten wir Holzkloben aus dem Keller und bearbeiteten sie so lange mit Taschenmessern, bis Stiel und Kriegsbeil fühlbar waren. Das Beil wurde häufig mit Blech beschlagen. Unsre Seiler lieferten geflochtene Gürtel, und wir stolzierten im Waffenschmuck durch den Park. Beim Schnitzen der Messer und Tomahawks gab es manche böse Wunde, mit den Waffen selbst wurde aber keinerlei Unfug getrieben.

Old Shatterhand oder Winnetou wollte im Spiel niemand sein, diese Herrschaften standen für u n s zu unerreichbar hoch. Wir hielten uns an Sam Hawkens, Dick Hammerdull, Tangua, den kleinen Hadschi, Ibn Asl usw. Stöcke waren unsre Büchsen, die Geschosse **[406]** bildeten Tannenzapfen oder Kienäpfel, die auf Stöcke gesteckt und dann geschleudert wurden. Wenn so ein Kienapfel durch die Luft saust, gibt es ein zischendes Geräusch. Manch Fenster wurde eingeworfen, und manche gestrenge Lehrerwade erhielt einen Volltreffer. Man war in diesen Jahren gut gelaunt und bestrafte nichts.

Daß man sich gern einmal krank meldete, versteht sich; jetzt aber hörte das auf: ein Vorleseabend durfte unmöglich versäumt werden. Gewiß bekam man alles nacherzählt, aber doch eben nicht mit den Worten Karl Mays.

Anstaltskost bietet Stoff zu einem tausendstrophigen Liede. Hier ein Verslein:

Hafer-, Mehl-, Kohl-, Graupe-, Grieß-,
Kürbis-, Reis-, Kartoffelsuppe,
oh, wie macht uns das so mies,
alles, alles ist uns schnuppe!

May schaffte Wandel: mit Todesverachtung wurde jede noch so verhaßte Speise hinuntergeschluckt, denn die Westmänner kannten kein Mäkeln.

Wie haben wir den Dichter um seine Sprachkenntnisse beneidet! Um wenigstens nicht gänzlich hintanzustehen, wurde Englisch gebüffelt, meist im Selbstunterricht; ich trug mich mit dem Gedanken, eine fliegende Klasse zu bilden, um ihr mein Können angedeihen zu lassen. Sie entstand als festes Gefüge im – Schlafsaal: die Blinden trieben im Bett Englisch!

Wie wir uns in Mays Welt eingelebt hatten, beweist folgender Vorgang während des Schulunterrichts. Einer erledigte seinen pflichtgemäßen Vortrag über die große Französische Revolution und [407] schloß seine wohlgeglückten Gedankengänge etwa so: „Ursachen wie Folgen der Revolution werden noch spätern Geschlechtern zu schaffen machen. Ich habe gesprochen.“ ‚Howgh‘ fügte er nicht hinzu, weil uns allen die Aussprache dieses Wortes unbekannt war. Manche sagten ‚hau‘, andere ‚hu‘ oder ‚huch‘; erst Dr. Arthur Berger hat mich durch seinen im Jahr 1928 gehaltenen Rundfunkvortrag darüber aufgeklärt.³⁶ (Man spricht in der Tat ‚hau‘.) Daß ein wieherndes Gelächter die Entgleisung des wackern Welthistorikers belohnte und keine Rüge des Lehrers ihn traf, weil er ja nur im Feuereifer und nicht aus Albernheit gehandelt hatte, ist einleuchtend.

Jedermann, dessen Geburt noch in das vorige Jahrhundert fällt, weiß, daß ein echter deutscher Junge manchmal Sehnsucht nach einer tüchtigen Tracht Prügel verspürt. Auch bei uns im Schülerheim ging es bisweilen nicht ganz ohne Hiebe ab. Gepflogenheit war es, nach dem Rhythmus der Einreibung mit spanischem Stangenpulver grelle Schreie auszustoßen, um so eher müsse, hieß es, ‚der Prügelvogt‘ zu der Einsicht kommen, ‚es sei genug des Erziehens‘. May lehrte uns, körperliche Schmerzen standhaft zu ertragen. Wurde je wieder die Behandlung der Erziehungsfläche mit ‚ungebrannter Asche‘ nötig, so gab es weder ‚Heulproteste‘ noch ‚Tränenapplaus‘.

Dem vom Bären arg zerrissenen Anzug des Dick Hammerdull glichen viele der durch Kämpfe übel zugerichteten ‚Unaussprechlichen‘ unserer Hundertschaft. Wir haben viel Mühe darangesetzt, eigenhändig [408] die Risse auszuflicken. Am schwierigsten hatte es dabei einer, der seine Unaussprechliche ausbesserte, ohne aus ihr herausgestiegen zu sein; er wälzte sich im Zimmer hin und her, weil an den betreffenden Schaden sonst nicht heranzukommen war.

Wir hatten eine sehr geräumige Turnhalle mit all den bekannten Geräten. Oft mußten wir darin herummarschieren, die Hände auf Vordermanns Schultern. Kreuz und quer, mit Wendungen, immer hin und her ging es bis zum Befehl: ‚Stillgestanden!‘ Unvermittelt befahl der Lehrer danach: „Müller, du kannst gehen; sobald du draußen bist, ist die Stunde für euch alle aus.“ Der arme Müller ging, jeder von uns glich ihm aufs Haar: wir waren wirr von der tollen Jagd, niemand wußte, an welcher Stelle der Halle er sich befand. Müller kam überall hin, nur die Ausgangstür wollte sich nicht zeigen. Das wurde mit einem Schlag anders, als May uns in seine Schule nahm, in der uns der Sinn für Erkundung und Berechnungsgabe aufging.

So könnte ich fortfahren; aber es drängt mich, noch den eindrucksvollsten aller Leseabende verdientermaßen herauszuheben. Durch die geöffneten Fenster des Musiksaals, in dem vorgelesen wurde, drang betäubender Balsam eines übersatten Sommers. Ab und zu ein heftiger kurzer Windstoß, sonst lautlose Stille. Fernher war bisweilen dumpfes Murren zu hören. Der vorlesende Lehrer, ein blutjunger Mann, betrat den Saal, und sein Gruß klang abgespannt. War er krank, dieser herrliche Blindenfreund? Er begab sich an seinen angestammten Platz vor dem Konzertflügel. Ungewöhnlich lange [409] blätterte er. Wir waren mäuschenstill; eine unerklärliche Erregung hielt uns gefangen. War sie bloß auf das schwüle Badezimmerklima zurückzuführen, oder entsprang sie dem Gerücht, wonach heute Winnetous letzte Stunden an unserm geistigen Auge vorüberziehen sollten? Da hub der Lehrer an zu lesen. Seine Stimme hatte einen tieftraurigen Unterton. Wir saßen, kerzengerade, völlig bewegungslos, ganz Ohr. Plötzlich gab es einen merklichen Ruck durch die Reihen. Winnetous flackernde Blicke machten uns aufhorchen, seine Todesahnung. Als die Kugel ihn traf, hofften wir noch. Die Wut des Kampfes belebte uns neu. Aber bei Winnetous Abschied – nach seinen Worten: ‚Winnetou ist ein Christ!‘ – war es aus und zu Ende mit uns. Wir sanken in uns zusammen wie Holzscheite eines verlöschenden Feuers und weinten, weinten³⁷. Der Lehrer las nicht mehr, auch er war erschüttert. Welche Gedanken mochten ihn bewegen? War es Mays unvergleichliche, unüberholbare Schilderung, die ihn ergriff, oder kam die Echtheit des sich ausweinenden Schmerzes der großen Blindenklasse hinzu? 31 Jahre liegen dazwischen; heute weiß ich, warum wir damals weinten. Winnetou stand in viel höherem Maß in Beziehung zu uns, als der Leser das verstehen kann. Viele

³⁶ Vgl. Dr. A. Berger, ‚Durch Nacht zum Licht‘ im Jahrbuch 1928.

³⁷ Die gleiche Wirkung der packenden Schilderung vom Tod des Apatschen stellt u. a. Lehrer Hans Küchler in seinem Aufsatz ‚Winnetou im Schulzimmer‘ fest, S. 197 des vorliegenden Jahrbuchs; es ist die natürliche Wirkung der echten Tragik auf den naiven Leser oder Hörer. Ein Umstand, der den unbekehrbaren Tadeln Karl Mays denn doch zu denken geben sollte. Die Herausgeber.

von uns brachten Winnetou [410] irgendwie mit Jesus zusammen, so viel Erlösungswille, Gerechtigkeitssinn, Hilfsbereitschaft, Menschenliebe lag in dem Mann. Dazu die Vorurteile, die ihm von allen Seiten entgegengebracht wurden; geht es den Blinden etwa anders? Winnetous Liebe zu einem Mädchen wurde zurückgewiesen: nur selten ist ein Mädchen so vorbildlich leichtsinnig wie meine Frau, einen blinden Mann zu ehelichen und mit ihm durch dick und dünn zu gehen, ohne den Kopf zu verlieren. Einsam Winnetou, einsam die Blinden. Nur seine Taten können wir nicht ausführen. Ahnend ging es uns an jenem Abend im Unterbewußtsein auf, daß wir an Ausgestoßenheit, Schicksalsstiefkindchaft und Enttäuschungen um nichts hinter Winnetou zurückbleiben würden, wenn das Leben uns einst zwischen die Finger bekäme. Die Tränen waren uns sehr heilsam, machten sie doch das Gehirn für freundlichere Gedanken frei. Ein solcher war doch wohl der, daß wir von Winnetou ungeheuer viel lernen konnten, wenn wir nur wollten.

Ein starkes Gewitter entlud sich gegen Mitternacht, und wir mußten die Betten verlassen. Je aufgeregter die Natur ist, um so beruhigender wirkt sie auf jemand, der Sinn für das Toben der Elemente hat. Zwar besaßen fast alle diesen Sinn, diesmal indes achteten wir kaum auf das Getöse, das Regen, Sturm und Donner verursachten: unser Winnetou war von uns geschieden, das bildete den nächtlichen Gesprächsstoff. Da packte mich einer an und brüllte: „Ich mache jetzt Schluß!“ Der so sprach, war ein Radaubruder schlimmster Sorte, der einem jeden von uns mannigfaches Unrecht zugefügt hatte. Ich verstand ihn sofort und äußerte meine Freude. Er [411] wollte den Taugenichts abstreifen und ein neues Leben beginnen, und er hielt Wort. Winnetous Beispiel, der sein Leben für seine Freunde gelassen hatte, war der Antrieb zur Besserung gewesen. Ein anderer Mitschüler kam zu mir mit einem Blatt Papier. Was da aufgeschrieben war, habe ich wörtlich behalten. Ich weiß nicht, wo der betreffende Kamerad jetzt steckt, ob er überhaupt noch lebt; aber ich plaudere wohl nicht aus der Schule, wenn ich ihn hier reden lasse:

O Winnetou, du roter Gentleman,
wir haben dich so innig lieb, als wenn
dein edles Blut für uns geflossen wäre! –
aus unsern blinden Augen bricht die Zähre.
Ach, könnten wir doch werden ganz wie du,
treu bis in den Tod, du lieber Winnetou!

Wir genossen Mays Werke viel gläubiger, williger und kritikloser, als sehende Leute zu tun pflegen. Nicht, daß wir uns für dümmer halten, sondern weil es uns selbstverständlich ist, daß ein Schriftsteller, der kein Lump und Volksverführer ist, seine Werke mit seinem Herzblut verfaßt, und eben ein solcher wird von uns ernst genommen. Einige Beispiele mögen jedoch zeigen, wie das Seelenleben der Blinden zu gelegentlich eigenartigen Auffassungen gelangt. Wo Winnetou eine Meinung äußert, der Old Shatterhand nicht beipflichtet, war es für uns bereits ausgemacht, daß er erste sich im Recht befand. In allen Werken ohne Winnetou aber galt uns der zweite als unbestrittener Hauptheld. Die Erzählungen aus Wildwest erfreuten sich besonderer Beliebtheit, weil wir den Indianern unsre ganze Teilnahme widmeten. Auch Beanstandungen nahmen wir vor. ‚Im [412] Lande des Mahdi‘ (Band I) spricht May von dem ‚Indianerhäuptling‘ Winnetou [GW16,571]. Der Titel ‚Indianerhäuptling‘ erregte unser Mißfallen, es klang uns herabwürdigend oder gar spöttisch wie etwa die Ausdrücke: Milchatlet (Säugling), Wanzenedikt, Puppensemester. Winnetou erhielt eine Rüge, weil er zum guten Sam Hawkens äußerte: ‚Mein kleiner weißer Bruder ist ein Dummkopf.‘ [GW8,627] Diesen ‚Dummkopf‘ bezogen wir nur auf den die Äußerung veranlassenden Sonderfall, erklärten den lieben Sam sonst für einen Pfiffikus.

Musik ist und bleibt die Trostspenderin der Blinden. Weil May oft von ihr spricht, ist er unser Mann. Nur konnten wir nicht widerspruchslos hinnehmen, daß er Richard Wagners Schöpfungen als ‚Zukunftsmusik‘ [GW9,281] geißelt³⁸. Für uns verkörpert Wagner die höchste Vollendung aller Kontrapunktprobleme, aller Polyphonie; daher hätte May ‚Ewigkeitsmusik‘ sagen sollen. Das mag genügen.

Es entstand auch ein kleiner Bund, dessen Mitglied ich war, mit der Satzung, später alle Anstrengung zu machen, fremde Länder zu bereisen. Außer mir hat nur einer die Verwirklichung dieses Vorsatzes erleben dürfen. Ich fühlte mich im Ausland riesig wohl.

³⁸ Karl May spricht in seinen Reiseerzählungen allerdings einmal scherzend von Wagnerscher Zukunftsmusik. Doch enthält seine Bemerkung kein abfälliges Urteil. Vielmehr bedient er sich da eines Ausdrucks, der damals, als May schrieb, noch durchaus gang und gäbe war.

Und nun zum Schluß! May erwähnt einmal seinen ‚sechsten‘ Sinn (‚Im Reiche des Silbernen Löwen‘, Band I) [GW26,414], meint aber tatsächlich seinen **[413]** siebenten. Ihm schwebt das ‚Ferngefühl der Seele‘ vor, während als sechster Sinn der Blinden das ‚Ferngefühl der Haut‘ bezeichnet wird. May war jahrelang blind, ein Umstand, der sein Innenleben so beeinflusste, daß von ihm hinüber zu uns die Verständigungsbrücke von selbst geschlagen ist. Neben dem Innenleben hat er aber als aufgeweckter Junge entschieden auch den körperlichen sechsten Sinn scharf entwickelt. Gerade das Ferngefühl der Haut leistete ihm bei seiner fabelhaften Orientierungstechnik ungeheure Dienste. Die, welche sein unfehlbares Zurechtfinden im Urwald als ‚Aufschneiderei‘ abtun, sollen sich die Bedeutung des sechsten Sinnes von einem Blinden vorführen lassen, wie es mein Schwager, Lehrer in Ostpreußen, tat. Er fuhr uns von Szabojuden nach Stallupönen auf einer Landstraße, die durch einige Dörfer unterbrochen wird. Ich machte mir nun den Spaß, dem Schwager jeden Baum anzusagen, an dem wir vorüberfahren. „Mensch, ich bitte dich“, sagte er höflich erstaunt, „kannst du etwa mit einemmal sehen?“ Straßenübergänge zeigt uns dieser Sinn fünf Schritte vorher an, wenn nicht zuviel Schnee liegt und wenn kein tosender Sturm fegt. Viel Unerklärliches, aus Mangel an Nachdenken oder gutem Willen von der Welt plumper Schwindel geheißten, läßt sich auf ganz natürliche Weise als unumstößliche Wahrheit beweisen.

Hoffentlich hat der Leser wenigstens so viel herausgehört, daß es die Mühe vergilt, wenn man uns Karl May in die Hand gibt. Gottvertrauen, Vaterlandsliebe, Geistesgegenwart, Pflichtgefühl und besonders für den Blinden Hebung des Selbstbewußtseins, **[414]** Erweiterung seiner Gedankenwelt nebst gründlicher Aufrichtung aus fruchtlosem Trübsalblasen – das sind wahrlich nicht die schlechtesten Dinge, mit denen man beglücken kann. Möge uns noch dieses Jahrhundert unsern Karl May in unsrer Braille-Schrift zuführen! Das walte Gott!

[[415]]

Die Gefühlswerte der Apatschensprache

Von Adalbert Stütz

©

Begegnung mit Karl May

Von Mittelschulrektor a. D. Franz Rohrmoser

Ich habe in meinem Leben schon manche seltsame Begegnung mit Karl May gehabt. Zum erstenmal, als ich – lang, lang ist's her – in der Quintanerzeit auf einem Schrank einen vergessenen May-Band fand, zu dem mir die Fortsetzung fehlte, was mich jahrelang nicht zur Ruhe kommen ließ. – Dann in Frankreich, im Kriegslazarett. Von nahen Bahnhof dröhnten die feindlichen Fliegerbomben, mehrmals am Tage. Alles wurde nervös. Mein Bettnachbar und ich aber griffen zu den Wüstenromanen, die uns die Schwester Thesa gegeben hatte, und vergaßen die Flieger und den Höllenlärm der Abwehrgeschütze. – Ein paar Jahre später besuchte ich einen Freund in Ostpreußen, bei dem man wegen Steuerrückständen soeben gepfändet hatte. Mit philosophischer Ruhe wies er auf einen Schrank, in dem eine stattliche Reihe von May-Bänden stand. „Zum Glück hat man mir den Schrank nicht versiegelt“, bemerkte er trocken. – In Berlin traf ich einmal in der Elektrischen eine kleine Verkäuferin, die über dem Lesen des ‚Winnetou‘ ein paar Haltestellen zu weit gefahren war und vermutlich zu spät ins Geschäft kam.

Aber eine rührendere Begegnung mit meinem alten Freunde habe ich nie gehabt als in diesen Tagen. Ich suchte eine alte Dame in Charlottenburg auf, um ihr meine Glückwünsche zu ihrem dreiundachtzigsten **[435]** Geburtstag zu überbringen. Das ist an und für sich schon eine rührende Sache. Mag man auch selber bereits die Höhe des Lebens erreicht haben, ehfurchtsvoll neigt man sich vor Menschen, die des biblischen Alters Schwelle überschreiten durften und jenseits der Kämpfe stehen, die uns noch umbranden.

Und hier handelte es sich um eine Frau, deren Jugend auf das engste mit den Erinnerungen an Preußens Ruhmeszeit verknüpft war. Sie ist die Tochter eines großen Künstlers, dem es vergönnt war, die Höhepunkte der preußisch-deutschen Geschichte in Erz und Marmor darzustellen. Ihre Erinnerungen wurzeln in den Jahren um 1870/71. In ihres Vaters Haus verkehrten neben der Hofgesellschaft alle, die in Literatur und Kunst einen Namen gehabt. Die wertvollen Gemälde und Kupferstiche an den Wänden erzählten davon ebenso wie alte Briefe und Stammbücher, und alles in dem Zimmer sprach von feinsten Geistesbildung.

Es war eine köstliche Stunde, die ich in dem Haus verleben durfte. Schatten bekamen Blut und Leben, versunkene Zeiten erstanden, seltsame Stimmen erklangen, es war wie ein Hauch von Lavendelduft aus der Zeit, da man als Kind in Urgroßmutter's Spinden und Schubladen kramte. Und als ich mich zum Abschied erhob, fiel mein Blick auf ein Buch, das vor der alten Frau auf dem Tischchen lag. Ich las, ohne Neugierde, ohne eigentliche Absicht: ‚Karl May, Von Bagdad nach Stambul.‘

Ich neigte mich über die weiße, welke Hand und sagte kein Wort. Draußen erst, als ich die stille, vornehme Straße verlassen hatte, als das lärmende **[436]** Hasten der Großstadt mich wieder umringte, dachte ich über mein Erlebnis nach. So mancher der Namen, die mir die Greisin soeben genannt hatte, lebt nur noch fort, weil er in der Literaturgeschichte verzeichnet ist. So mancher Stern, zu dem die Zeitgenossen in gläubiger Bewunderung emporschauten, ist längst untergegangen. Karl May aber erfreut und tröstet wie vor Jahrzehnten noch heute den Gymnasiasten wie den eben dem Grausen der Materialschlacht entronnenen Soldaten, den unter der wirtschaftlichen Not zusammenbrechenden Landwirt, die kleine Verkäuferin von achtzehn Lenzen und die alte Dame, die Tochter des großen Bildhauers, die durch die Schule aller schönen Künste gegangen ist und in ihrem Goethe so zu Hause ist wie bei Wilhelm Raabe und Hermann Löns. Gibt es einen schlagenderen Beweis dafür, daß Karl May ein Volksschriftsteller ist in des Wortes allerschönster Bedeutung?

Ich dachte daran, wie sich der einst so Angefeindete, Gehetzte, von überheblicher Schulmeisterweisheit auch heute noch hier und da Verkleinerte über dieses Erlebnis freuen würde, wenn er im Land der Seligen davon wüßte. Und auch ein ganz, ganz klein wenig neidisch war ich auf die Frau, die noch mit dreiundachtzig Jahren Freude daran hat, sich von Karl Mays Zaubermantel auf abenteuerliche Reisen in fremde Länder führen zu lassen.

Trost und Freude im Lazarett

Von Max Jungnickel

Da sind wir nun zurückgekommen aus Dreck und Blut. 1916 steht im Kalender. Und dieses Jahr war nicht von Pappe. Es zerriß uns fast die Glieder und blies uns bald das Leben aus. Aber was heißt hier Leben! Wir sind zusammengehauen, frierend und hungernd und verlaust. Ein ganzes Jahr waren wir hinter den Russen her. Das war eine Zeit! Als wir in Rußland ankamen, wurde das Gras grün und die Finkenpfeife stoben nur so. Als wir verwundet wurden, flog der Schnee, und die Kälte biß und stach. Ich zähle sie an meinen Fingern ab, die Toten unserer Kompanie, die draußen verscharrt liegen: der Major, der Leutnant, der Gefreite Ronicke, Bauer, Reichert, der Feldwebel, Seifert, – ach, es fallen mir auf einmal so viele ein. Ich lasse die ganze Zählerei. Sie sind tot. Und die Erde bleibt trotzdem rund. –

Jedenfalls liegen wir jetzt im Lazarett. In Tilsit. Hier fegt immer noch der spitze Ostwind. Aber laß ihn fegen! Wir sind entlaust, wir haben gutes Essen, wir liegen in weißen Betten. Wir sind zusammen vier Mann von der elften Kompanie. Das Leben hier läßt sich schon ertragen. Dem Kramer wurde der rechte Fuß weggeschossen. Ein spitzer Granatsplitter, wie abrasiert war der Fuß. Und der Kramer war doch so ein Windhund. Der kleine Reißner hat einen Brustschuß. Verflucht, der kleine Reißner lacht **[438]** manchmal wie ein kleines Kind. In der Nacht phantasiert er wie ein Wilder. Saddey hat einen Säbelhieb von einem Kosaken, quer über den Schädel. Von Saddey sind nur noch die Augen und der Mund zu sehen. Alles andere ist umwickelt. Wie aus einer Kleisterkiste gezogen, so liegt er da. Ich habe einen Schuß durch den Hals. Einen geradezu fabelhaften Schuß. So ganz nah an der Schlagader vorbei. Ein Duselschuß. Wahrhaftig an einer richtigen Himmelfahrt vorüber. Einen Millimeter noch, und ich wäre kaput gewesen. Aber die Kugel hat noch die Sehne meines rechten Armes zerrissen. Hätte sie das nicht, so wäre ich nach drei Tagen wieder im Graben gewesen. So aber war mein rechter Arm steif wie ein Knüppel. Und der Arm schmerzte bis in die kleine Zehe. So wie mit feinen Messerklingen schnitt es und riß es in meinem Arm. Ja, ein Heimatschuß ist keine Kleinigkeit!

Wir vier jaulten und wimmerten, lachten und seufzten. Der kleine Reißner summte manchmal vor sich hin: „Puppchen, du bist mein Augenstern!“ Aber was heißt hier Puppchen, wenn man nur noch ein Bündel Schmerzen ist! Und dann wurde der Arm massiert. Einige Stunden war ich vor meinen Schmerzen sicher. Nachher kamen sie mit einer Gewalt wieder, die mir den Schweiß aus den Poren trieb. Wir lagen da und dachten an die Heimat, an die Kameraden da draußen, vor Dünaburg. Und der Schnee fegte an die Scheiben.

Da brachte uns die Krankenschwester am zweiten Weihnachtsfeiertag einen ganze Ladung Karl-May-Bücher. Wir fingen an zu lesen. Schuljugenerinnerungen lebten auf. Wir schmökerten. Aus der kleinen, **[439]** verschneiten Lazarettstube in Tilsit flatterten unsre Seelen über Ozeane, Prärien, zackige Felsen, nach Wildwest. Wir schlichen durch Gras und Busch, den Henrystutzen im Arm. Wir waren Kameraden und Brüder von Winnetou und Old Shatterhand, von Sam Hawkens und Kara Ben Nemsí. Wir zitterten vor Erwartung. Die Spannung riß uns aus allen Schmerzen, blies die verfluchte Langeweile in tausend Träumerwinde. Wir lachten und fieberten, jubelten und trauerten. Durch unsre graue Lazarettzeit jagten die weißen Kamele, der Bärenötter krachte, Lassos sausten, und Hatatitla, Old Shatterhands Roß, trug uns fort, riß das ganze Lazarett mit sich, im Galopp, hin zum Schatz des Silbersees oder in das Reich des Silbernen Löwen.

Wir Soldaten, die aus harten Abenteuern kamen, erlebten in warmer Stube, im Krankenbett liegend, tausend von den bunten, fliegenden, siedendheißen Abenteuern aus dem Gehirn und aus dem Herzen eines Dichters. Wir waren wie verhext. Der Zauberer von Radebeul hatte uns vier in sein Netz gefischt und ließ uns nicht mehr los.

Als wir, fast geheilt, wieder nach der Heimatgarnison kamen, sprachen wir oft von jenen Karl-May-Tagen in Tilsit. Das war wirklich eine seltsame Zeit! In Karl Mays Karawane von Helden, Verrätern, Jägern, Beduinentöchtern, Spionen und Sonderlingen hatten sich wochenlang vier zerschossene Soldaten der elften Kompanie des Infanterieregiments 97 eingeschlichen. – Sahst du uns, alter Hexenmeister von Radebeul? Wir waren allerdings in Lazarettkitteln. Und unsre Wunden und die angerosteten Erkennungsmarken auf der **[440]** nackten Brust zeigten dir, daß wir Musketiere waren. Wir saßen mit blitzenden Augen am lodernden

Lagerfeuer deiner Phantasie. Und du hast deinen Namen in unser Soldbuch geschrieben, dorthin, wo die Gefechte und die Schlachten von Tannenberg bis Dünaburg stehen. – Du Schmerzenstöter und alter Seelenfänger, du!

[[441]]

Sonderlinge

Von Joseph Höck

©

Karl Mays Kulturbedeutung³⁹

Von Herbert von Bomsdorff-Bergen

Die Großen der Weltliteratur, überhaupt alle Großen dieser Erde, haben ein Gemeinsames in ihrem sonst so verschieden gearteten Schicksal: die Bedeutung dieser Männer war – namentlich zu ihren Lebzeiten – heftig umstritten. Die Mittelmäßigkeit heimst billige Erfolge mühelos ein, um dann bald der Vergessenheit anheimzufallen. Das ist wie ein Gesetz. Nur um Wertvolles, das sich tief in das Gedächtnis der Menschheit einlebt, streitet man. Je höher die Bedeutung, um so heftiger der Streit.

Diese Erfahrung hat kaum einer so teuer, mit soviel Leid und Bitternis bezahlt wie Karl May. Und wir wollen hoffen, daß ihm endlich (spätestens an seinem hundertsten Geburtstag!) der Ehrenplatz – neidlos – eingeräumt wird, der ihm unter den deutschen Erzählern und Romantikern gebührt.

Für unsre Jugend ist der Name Karl May unzertrennlich mit dem Begriff Indianerromantik verbunden. Das ist jedoch nur bedingt richtig, weil dieser deutsche Dichter ein genauer Kenner und zugleich auch der farbenfreudigste, phantasievollste Schilderer der Indianerkultur, der indianischen Seele ist. Seine Erzählungen, Reiseerlebnisse und Abenteuer [446] haben nichts mit jener umfangreichen, teils seichten, teils billig erfundenen Wildwestliteratur gemein, die ganz falsche Vorstellungen vom Wesen des Indianers erweckt. Als Erzähler geht er eigene Wege. Er ist kein Eigenbrötler, wohl aber ein großer Einsamer mit einem gläubigen Kinderherzen und als solcher ein wahrer Seelenkenner. Die Bedeutung seiner Werke liegt noch weit mehr auf kulturellem als auf romantischem Gebiet. Hierin wurzeln seine Fähigkeiten als Volkserzieher, insbesondere als Jugendbildner. Karl May ist Erzieher im besten Sinn des Wortes. Vom Erzieher wird in erster Linie verlangt, daß er die ihm anvertrauten Zöglinge versteht, daß er weiß, wonach sie Verlangen tragen, daß er fähig ist, dieses Verlangen zu läutern, zu vergeistigen. Vor allem muß er die Gabe besitzen, zum Herzen, zum Gemüt der Jugend zu sprechen.

Karl May ist niemals mit einem der vielen Literaturpreise öffentlich ausgezeichnet worden; aber einen Preis hat er doch errungen, einen Preis, den er ganz allein besitzt, bei dessen Verteilung das Volk, die Menschheit, unbestochener Preisrichter war: er ist einer der am meisten gelesenen, einer der beliebtesten deutschen Erzähler geworden. Sagen wir ruhig: Dichter: Er darf mit Fug und Recht so genannt werden.

Seine Bedeutung ist damit nicht erschöpft. Die Eigenart Karl Mays beruht in der Hauptsache darin, daß er tiefe Einblicke in das Wesen, in das Geistes- und Seelenleben eines naturverbundenen, uralten Kulturvolkes vermittelt, wie bereits eingangs angedeutet. Ich möchte grad an dieser Stelle das [447] Karl-May-Museum in Radebeul bei Dresden als eine Art Illustration zu den Indianerbüchern des Dichters erwähnen.

Wenn man Karl May mit den ehrlichen Augen des objektiven Kritikers betrachtet, dem es lediglich darum zu tun ist, der Wahrheit zu dienen, das Wesen, die Seele des Kunstwerks zu ergründen, so muß man sofort die Absicht erkennen, in der Mays Werke geschrieben sind. Seine Beweggründe sind durchaus edel. Vor allen Dingen hat Karl May nicht den geringsten Anteil an der großen Entartung der Literatur (man nennt sie Hintertreppenliteratur!) und des Kinos, die vielfach zur Verwilderung der Jugend und zur Verseuchung der Gemüter der Erwachsenen führt. Bei ihm spielt der bewußt Böse, der Ränkeschmied, der Schuft nie die Rolle des Helden. Nichts ist an ihnen, was ihr Tun und Lassen mit irgendwelchem Glorienschein umgeben könnte; sie sind so gezeichnet, wie sie jeder rechtlich denkende Beobachter sieht.

Die glühende Phantasie und der Idealismus des Dichters bieten der folgerichtigen Durchführung in der Zeichnung der Charaktere kein Hindernis. Diese höchst wichtige Tatsache erweist den scharfsinnigen Psychologen, der den sittlichen Kern, den jede echte Dichtung enthalten muß, zum Mittelpunkt des Kunstwerks macht.

Hierin ist Karl Mays Bedeutung als Erzieher begründet.

Es gibt eine Logik des kalten Verstandes und eine Logik des warmblütigen Gefühls. Es gibt ein Miterleben, durch das der Mensch wissend wird. Karl May ist durch und durch Gefühlsmensch, Idealist, [448] ohne Utopist zu sein. Als Erzieher ist er imstande, ungemein viel zu geben, weil er sich selber tief in die Seele seiner Gestalten einlebt. Seine rege, der edlen Menschennatur entsprechende Phantasie wird von einem

³⁹ Dieser Aufsatz erschien zuerst als Erinnerungsblatt zu Karl Mays 87. Geburtstag (25. Februar 1929) im Radebeuler Tageblatt.

scharf ausgeprägten Formensinn gemeistert. Hierin liegt das Geheimnis der plastischen Darstellung und Schilderung des geistig Geschauten, des geistig Erlebten bei May.

Das scheinbar Unglaublichste erlebt Karl May. Es ist, als hätte seine Seele im Flug weite Wanderungen über die ganze Erde unternommen und sei, beladen mit einer Fülle von Erlebnissen und Eindrücken, heimgekehrt.

Der Verstand, der nur das für ihn Faßbare mit der Wirklichkeit gleichsetzt, für den das Sein dort aufhört, wo die äußeren Sinne versagen, der das Traumleben für eine Täuschung erklärt, weil er Wesen und Gesetz des Seelenlebens nicht kennt und nicht begreifen will, lächelt über den Dichter Karl May, wie er über jeden Dichter lächelt, der sich erlaubt, ein Dichter zu sein, ohne hierfür die Erlaubnis der zünftigen Literaturpäpste erhalten zu haben.

Karl May ist eine Eigenerscheinung, die weder einer der bestehenden Literaturgattungen zugezählt noch sonstwie eingegliedert werden kann. Sein Verehrerkreis wächst täglich, trotz Kino und trotz Rundfunk. Wie ist das in unsrer materialistisch gearteten Zeit denkbar? Sollte die Menschheit vielleicht gar nicht so poesielos sein, wie man gewöhnlich annimmt?

Das Zeitalter der Technik, der aufsehenerregenden Erfindungen hat mit allem, was uns romantisch **[449]** erschien, gründlich aufgeräumt. Der kalte Verstand triumphiert!

Doch er triumphiert nur äußerlich.

Der verstandesmäßig denkende Geist ist nicht Alleinherrscher. Der Mensch hat auch eine Seele und ein Gemüt. Diese beiden erlauben sich immer noch hier und da, ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Wenn der sinnbetäubende Lärm des Alltags verrauscht, mit den üblichen grellen Mißtönen verklungen ist, flüchtet die Seele gern in das geheimnisvolle, scheinbar versunkene romantische Land und lebt dort ihr eigentliches Sein. Was für den Verstand als Traum und Wahn gilt, ist für sie Wirklichkeit. – –

Karl May ist am 30. März 1912 gestorben im Alter von 70 Jahren. Ein bedeutendes Lebenswerk hat er hinter sich gebracht, eine Überfülle von Arbeit geleistet. Doch starb er noch zu früh. Er hätte noch so viel geben können. Er scheint uns unerschöpflich.

Und wie viele ‚Preisgekrönte‘, mit Titeln und äußerlichen Würden Überhäufte haben sich schon selbst überlebt, überleben sich selbst! – O dieses Narrenspiel des Daseins! –

Karl May starb, doch sein Werk lebt weiter in den Herzen vieler Millionen. Ein untergehendes Volk lebt durch ihn, das indianische. Ein altes, hochbegabtes Kulturvolk, das europäischer Zivilisationsbetrug an den Abgrund drängte.

Der hochmütige Europäer, der geringschätzend auf ein Naturvolk herabsieht, weil sein Kulturdünkel es ihm verbietet, die Seele dieses Volkes zu verstehen, will heute noch nicht einsehen, welch elender **[450]** Krämergeist in ihm steckt. Alte Kulturvölker wurden gewissenlos ausgebeutet, versklavt und damit ihres Glaubens an eine Redlichkeit, an eine Gottähnlichkeit der weißen Rasse beraubt.

Durch Karl May wurde der rote Mann überzeugt, daß es in der weißen Rasse auch Menschen gibt, die die Seele der roten Brüder kennen und lieben. Ein deutscher Dichter hat hier ein Kulturwerk vollbracht, eine geistige Brücke gebaut, die von hoher Bedeutung ist für die gesamte Menschheit.

Die schriftstellerischen Erfolge Karl Mays erweckten den Neid kleiner Seelen. Es war jenes unwürdige Schauspiel, das sich in jedem Zeitalter ständig wiederholt. Das sich, wer weiß wie lange noch, wiederholen wird.

Viele Jahre sind seitdem vergangen. Der damals so heftig bekämpfte Dichter lebt, obgleich sein Körper starb. Er hat die Zukunft für sich. Er lebt in den Herzen der Jugend.

Über seine Gegner spricht selten noch ein Mensch. Geschieht es aber doch einmal, so fragt man: „Wer war das eigentlich?“

Eine große Seele wird, wenn sie auf diese Erde kommt, zu hartem Erleben gezwungen. Erdenluft ist schwer. Das Zusammenwohnen mit kleinen und kleinlichen Geistern ist meist unerfreulich; denn diese wollen große Menschen nicht verstehen. Sie beurteilen die Umwelt mit dem willkürlich konstruierten Maßstab ihres unbedeutenden Ichs. Selbsterkenntnis ist für sie etwas, das sie wohl von andern – oft gebieterisch – verlangen, selber aber nie üben. Nichts fürchten sie mehr als die Wahrheit, **[451]** so gern sie auch mit diesem Wort prunken; aber sobald sie Wahrheit nur von weitem sehen, schreien sie: Kreuzige!

Nicht mit Unrecht spricht man von dem großen ‚Narrenhaus der Welt‘.

All das Schwere, das Karl May erleben mußte, hat ihn besser, größer gemacht. Seine Werke beweisen es. So sind die Sturm-, Drang- und Leidensjahre seines irdischen Daseins nicht angetan, ihn kleiner, unbedeutender, moralisch minderwertiger erscheinen zu lassen, sondern eher dazu, seine Bedeutung zu begründen, zu erhöhen.

Karl May ist kein Emporkömmling, dessen Erfolge auf geschickten Berechnungen beruhen. Er ist ein Mensch, der sich emporgearbeitet hat, der selbstlos blieb, als ihm seine ehrliche Arbeit reichen materiellen Gewinn brachte. Er ist der Mann, der die Prüfungen in der Schule des Lebens, die ihm nichts schenkte, nichts ersparte, bestanden hat.

Er hat den Platz an der Seite der Großen redlich erkämpft, einen Platz, den ihm niemand streitig machen kann. In der Weltliteratur steht Karl May einzig da in seiner Art. Er kann wohl nachgeahmt, aber – auf seinem Stoffgebiet – schwerlich erreicht, kaum übertroffen werden.

Rigi⁴⁰

Von Karl May

Sei mir begrüßt und heiße mich willkommen,
 du Erdenfeste, die zum Himmel ragt!
 Wie mancher, mancher hat dich schon erklommen
 der nicht wie du nach Gottes Himmel fragt!
 Ich aber komm' zu dir, zu ihm zu beten
 aus meines Herzens allertiefstem Grund,
 denn seine Sterne sind mir wie Propheten;
 vielleicht tun sie mir seinen Willen kund.

Sei mir begrüßt! Ich nahe aus der Tiefe
 und steige hier zu meinem Gott empor
 mir ist, als ob mich seine Stimme rief,
 so voller Güte, wie noch nie zuvor.
 Ich folge gern und freudig diesem Rufe,
 der hell in meinem Innern mir erklingt.
 Sei mir gesegnet als die heil'ge Stufe,
 die mich dem Himmel heute näherbringt!

Wie glücklich bist du doch! An deinem Fuße
 küßt Gottes Wasser liebend Gottes Land.
 Aus blauen Fluten taucht empor die Muse
 und reicht mir lächelnd ihre weiße Hand.
 Der zarte Nebel legt um mich den Schleier,
 doch deutlich liegt vor mir der stille Pfad,
 ein Glöcklein klingt in frommer Sonntagsfeier,
 und du, du Hoher, zeigst dich im Ornat.

[453]

So soll es denn, wie ich geahnt, geschehen.
 Hinauf, hinauf! Die Sehnsucht zaudert nicht.
 Dort oben will ich Gottes Wunder sehen,
 durch die er laut zu seiner Menschheit spricht.
 Dort soll sich mir die Macht der Liebe zeigen,
 die felsenfest sich ihre Säulen baut,
 und ich will mich anbetend vor ihr neigen,
 wenn sie im Glühn der Alpen auf mich schaut.

⁴⁰ Dieses Gedicht schrieb Karl May im Jahre 1901, als er am Vierwaldstätter See weilte und im Hotel Rigi-Kulm, in der Einsamkeit der schweizer Bergwelt, die Erzählung ‚Und Friede auf Erden‘ gestaltete.

[(454)]

Meinem Lieblingsdichter!⁴¹

Von Helmuth Kionka

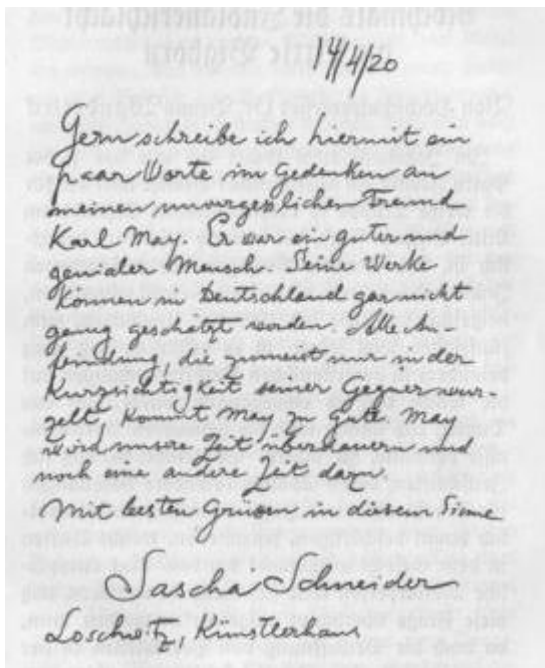
Einst war um Dich ein Stürmen und ein Lärmen,
Dein Name tönt' in aller Munde wider,
heiß wogten Reden auf und nieder
von wildem Haß und liebestollem Schwärmen.

Und über all den Neidern, all den Raben,
die Deinen Dichterruhm umtosten,
das Götzenbild Moral und Sitte kosten,
stehst Du als Mensch, als Dichter hoch erhaben.

Sieh nicht die Vielen, die Dich nicht verstanden!
Sie fühlten nicht wie Du Dein heißes Lieben
zur Menschheit, die Dich in den Tod getrieben.
Nie schlug Dein ‚Ich‘ sie recht in seine Banden.

Des Geistes Wort wird Dir den Weg bereiten;
die Worte, die aus ihm geboren,
für Deine Freunde sind sie nicht verloren.
Du lebst für uns und alle, alle Zeiten.

[455]



14 / 4 / 20

Gern schreibe ich hiermit ein
paar Worte im Gedenken an
meinen unvergeßlichen Freund
Karl May. Er war ein guter und
genialer Mensch. Seine Werke
können in Deutschland gar nicht
genug geschätzt werden. Alle An-
feindung, die zumeist nur in der
Kurzsichtigkeit seiner Gegner wur-
zelt, kommt May zu Gute. May
wird unsere Zeit überdauern und
noch eine andere Zeit dazu.
Mit besten Grüßen in diesem Sinne

Sascha Schneider
Loschwitz, Künstlerhaus

⁴¹ Der Einsender hat in jungen Jahren das hier abgedruckte Gedicht verfaßt und es dem Freund des Dichters, dem Maler Prof. Sascha Schneider, gesandt. Er erhielt darauf von dem Künstler einen Brief, den wir anschließend wiedergeben. Über Schneiders Leben und Schaffen, sowie seine Beziehungen zu Karl May, berichtete eingehend das Jahrbuch 1928. Die Herausgeber.

Nochmals die Indianerschlacht am Little Bighorn

Von Hochschulprofessor Dr. Benno Wandolleck

Im Jahrbuch 1926 findet sich aus der Feder Patty Franks ein ausführlicher Bericht über die für die weiße Truppe so verhängnisvolle Schlacht am Little-Bighorn-Fluß, der dadurch besonders beachtenswert ist, daß ihm die Aussagen der verschiedenen Indianerhäuptlinge, die an dem Gefecht teilnahmen, beigefügt sind. Da sich 1926 der Unglückstag zum fünfzigsten Mal jährte, ist es erklärlich, daß ganz besonders in amerikanischen Veröffentlichungen auf die Sache vielfach eingegangen wurde, um das Dunkel, das immer noch die genaueren Vorkommnisse verhüllte, zu lichten. So kommt es, daß sich Zeitschriften, deren Spalten besondere Abteilungen für Schußwaffen und Jagd aufweisen, verschiedentlich damit beschäftigen, festzustellen, welche Waffen in dem Gefecht angewandt wurden. Eine europäische Militärperson wird sich vielleicht wundern, daß diese Frage überhaupt aufgeworfen werden kann, da doch die Bewaffnung von Heeresteilen in der neueren Zeit ohne Zweifel feststehen müßte; wer die damaligen amerikanischen Verhältnisse aber kennt, für den ist diese Sache nicht so verwunderlich.

Am Tage des Gefechts war ich gerade 11 Jahre alt, hatte schon den Lederstrumpf und eine hübsche Anzahl der damals in Blüte stehenden Indianerhefte (Stück 25 Pf.) verschlungen. Mit Tomahawk, [457] Marterpfahl und Skalpieren wußten ich und meine Kameraden aufs genaueste Bescheid, so daß wir in den stillen, gebüschreichen, nur selten betretenen Dünenwäldchen meiner Ostseeheimat, mit Röteln eingerieben, das damals unter dem Namen Herdrot zum Anstrich der Backsteinherde benutzt wurde, als echte Indianer auftreten konnten. Gab uns doch die dicht daneben brandende Ostsee willkommene Gelegenheit, uns schnell wieder in weiße Knaben zu verwandeln. Seit meiner frühesten Kindheit beherrschte mich eine förmliche Gier nach Waffen und besonders nach Schußwaffen, so daß ich bei der Kunde von jener Indianerschlacht natürlich nach der Bewaffnung der Truppen und der Indianer forschte. Ich erinnere mich noch genau, daß man in den zeitgenössischen Berichten die Hauptschuld an der beispiellosen Niederlage der Unionstruppen der amerikanischen Heereswaffe zuschob, und zwar ward als diese der Spencer-Karabiner genannt. Die Gewehre hätten gleich am Anfang des Gefechts versagt und die Soldaten wehrlos gemacht, so daß die nur mit geringwertigen Perkussionsgewehren bewaffneten Indianer leichtes Spiel gehabt hätten. Das war etwas für mich; ich kannte schon das Perkussions-, das Zündnadel- und das Chassepotgewehr, das Spencer-Gewehr aber war mir etwas ganz Neues. All mein Sinnen und Trachten war nun darauf gerichtet, wenigstens Abbildungen vom Spencer zu entdecken. Es dauerte lange, und der eigentliche Grund des Wunsches war schon vergessen, bis ich mich genügend über die Spencer-Waffe unterrichten konnte. Als ich dann sogar selber in den Besitz eines solchen Karabiners kam, fiel mir auch der alte [458] Grund meiner Vorliebe für diese Waffe ein. Dieses wirklich ausgezeichnete Repetiergewehr sollte ja die Niederlage der Unionstruppen verschuldet haben. Das wollte mir nicht einleuchten, da sich diese Waffe im Sezessionskrieg nach allen Berichten so gut bewährt hatte⁴².

⁴² Im Sezessionskrieg, d. h. in dem Raubfeldzug, den die New-Yorker Großkapitalisten gegen die reichen Pflanzer der sog. Südstaaten entfesselten, und der, wie wir es ja auch am eigenen Leib erfahren haben, im Namen der Zivilisation geführt wurde, war die Hauptfeuerwaffe beider Heere das gezogene Perkussionsgewehr, das aus den vor dem Krieg gemeinsamen Werkstätten hervorgegangen war. Es machte sich aber bald ein empfindlicher Mangel an Handfeuerwaffen bemerkbar, und man ergänzte nun die Lücken mit dem, was zu erlangen war. Es war ja jene Zeit, in der sich jeder, der nur eine Spur von Erfindergabe in sich fühlte, auf die Anfertigung eines Hinterladergewehrs warf. Besonders in Amerika und hauptsächlich infolge des Sezessionskrieges war die Zahl solcher Erfinder sehr groß, und die Patent-Waffenfabriken schossen wie die Pilze aus dem Boden. Das Unionsheer hat neben der Perkussionswaffe geführt: 1059 Ballard, 1002 Ball, 55 567 Burnside, 9342 Cosmopolitan, 22 728 Gallager, 1052 Gibbs, 3520 Hall, 11 261 Joslyn, 14 495 Merrill, 892 Lindner, 20 002 Maynard, 1001 Palmer, 20 000 Remington, 80 512 Sharps, 30 062 Smith, 94 156 Spencer, 25 602 Starr, 4001 Warner, 151 Wesson!

Man muß ein gelindes Gruseln kriegen, wenn man an den Munitionersatz denkt, denn sehr viele von diesen Schießseisen schossen Sonderpatronen, um dem Erfinder und Erbauer auch gleich die alleinige Herstellung und den Verkauf der Munition zu sichern. Die Sache war aber wohl gar nicht so schlimm, da der Krieg ja vielfach nur den Charakter eines Buschklepperfeldzugs hatte und in den großen Gefechten oder Schlachten das Perkussionsgewehr vorherrschte. Nach jenem Krieg wurde nun allmählich die Einheitlichkeit in der Bewaffnung des Unionsheeres durchgeführt, wobei sich das im Punkt der Bewaffnung bis in die neueste Zeit hinein immer merkwürdig rückständige amerikanische Department of Ordnance für den Klappenverschluß der umgeänderten Perkussionsgewehre entschied. Aber jene Buntscheckigkeit, die wohl auch erst allmählich verschwand, war der Grund, daß weite Kreise über die Bewaffnung der Unionsheere im unklaren waren, woraus zu erklären ist, daß fast jeder Schriftsteller, der sich mit dem Custer-Gefecht beschäftigt, den Truppen eine andere Bewaffnung zuschrieb.

Das Spencer-Gewehr hat auch tatsächlich nicht versagt; es hat das Gefecht nicht verloren, sondern gewonnen, denn mit ihm soll eine große Zahl von Indianern bewaffnet gewesen sein.

Man sprach in zeitgenössischen Berichten von dem rollenden Schnellfeuer der Truppen, daß die Indianer nur so in Reihen niedermähte, und ich erinnere mich noch lebhaft einer Abbildung in einer [459] damaligen Familien-Zeitschrift, die das Gefecht sehr anschaulich darstellte und die anreitenden und reihenweise stürzenden Indianer sowie die abgesehenen, in geschlossener Front stehenden und feuernden Soldaten mit ihren Kavalleriesäbeln am Hüftgurt zeigte. Das ist lächerlich, denn niemand entkam, um ein solches Bild auch nur anzugeben, und wir wissen außerdem, daß keiner der Soldaten und Offiziere einen Säbel führte, sondern nur den Springfield-Karabiner Kal. 45.

Gewiß, die Indianer waren in der erdrückenden Mehrzahl, und sie wären Sieger geblieben, auch wenn die Truppen besser bewaffnet gewesen wären. Aber die Roten hätten in diesem Fall viel mehr Leute eingebüßt (136 Tote und 160 Verwundete betragen die tatsächlichen Verluste). Man sieht, die Truppen haben sich noch tüchtig gewehrt, und nur die mangelhafte Ausrüstung war daran schuld, daß [George Armstrong] Custer und seine 260 Mann schon nach 35 Minuten niedergemacht waren.

[460] Bei dieser Zeitangabe muß man allerdings beachten, daß das nur die Frist für den Schluß des Trauerspiels war, denn die Truppe hatte vorher schon das indianische (Cheyenne-) Dorf angegriffen und war zurückgeschlagen worden, wobei bereits viele den Tod fanden. Wehrlos war eine große Zahl ihren erbitterten Feinden preisgegeben, denn das elende Ding, der Springfield-Karabiner, versagte oft schon nach den ersten Schüssen. Das Gewehr war eigentlich ein sogenanntes Notgewehr, angenommen aus Ersparnisrücksichten, da man dabei den gesamten Bestand der alten Perkussionsgewehre verwenden konnte. Genau so machte es England mit der Annahme des Suider, Frankreich mit der des Schneider-*Fusil à tabatière* und Österreich mit der Annahme des Wänzl.

Der Lauf ward hinten aufgeschnitten, für eine Metallpatrone ausgebohrt und durch eine einfache Klappe, die beim Springfield wie beim Wänzl nach oben aufging und den gefederten Zündstift enthielt, verschlossen. Der wenig veränderte Hahn des Perkussionsschlusses schlug einfach statt wie früher auf das Zündhütchen auf jenen Stift, der dann vorschnellte und die Patrone entzündete (auf die Verriegelungseinrichtung, die ein unbeabsichtigtes Öffnen der Klappe verhinderte, gehe ich hier nicht ein). Schlug man mittels eines seitlichen Hebels die Klappe auf, so faßte ein mit ihr links-seitlich verbundener Haken die abgeschossene Hülse und schnellte sie heraus; durch einen zur Seite geführten Ruck mit dem Gewehr wurde sie dann noch wie bei unserm Muster 71 ausgeworfen. Dieser Auszieher war der schwächste Teil des Gewehrs, denn nur allzu [461] häufig glitt er über den Rand der Hülse weg und ließ sie fest im Gewehr stecken, was ein weiteres Laden und Schießen unmöglich und damit den Träger wehrlos machte. Wenn das auch nicht immer und schon nach dem ersten Schuß geschah, so doch oft genug beim zweiten oder dritten, wenn die Hülse infolge des Pulverschmantes klemmte. Die Sache war jedem Kenner und jedem Soldaten bekannt, denn unter den offiziellen *Rules for the Management* findet sich Absatz IV folgende Anweisung: ‚*Should the extractor cut through the rim of the shell and thereby fail to withdraw it, draw the ramrod and drive the shell out.* (Sollte der Auszieher über den Rand der Hülse hinweggleiten und sie infolgedessen nicht ausziehen, so nimm den Ladestock und stoße sie aus!)‘ So ging es auch der Mehrzahl von Custers Leuten, ihre Gewehre waren zu Keulen geworden und andere Waffen hatten sie nicht, denn die Säbel waren, als nutzlos im Indianerkrieg, im Fort, von wo aus der Vorstoß erfolgte, zurückgeblieben. Ob auch die Mannschaften, ebenso wie die Offiziere, Revolver führten, ist nicht bekannt.

Custer selber war übrigens besser bewaffnet, er führte einen Remington-Karabiner und 2 Colt-Revolver mit Elfenbeinschalen. Man sagte von ihm, er habe sich auch länger gewehrt, und zu dieser Annahme paßt auch das phantastische Bild aus der Kaserne des 7. Kav.-Regiments, dem die fünf Kompanien Custers angehörten⁴³. Dem widerspricht aber die genaue Aussage des Indianers, der ihn tötete⁴⁴, wonach er 4,8 km entfernt von dem Ort gefallen [462] ist, wo sich seine Leute zuletzt zusammenballten und fielen, dem eigentlichen Schlachtfeld. Das Gefecht begann damit, daß Custer das indianische Dorf angriff und über den Fluß zurückgeschlagen wurde. Dabei ist er gefallen, und der Mann, der ihn erschoss, hat die Leiche auf seinem Pferd bis zu dem Platz getragen, wo der Endkampf stattfand. Er, sowie Black Fish und Two Moons

⁴³ Siehe Jahrbuch 1926, Tafel zwischen S. 304 und 305.

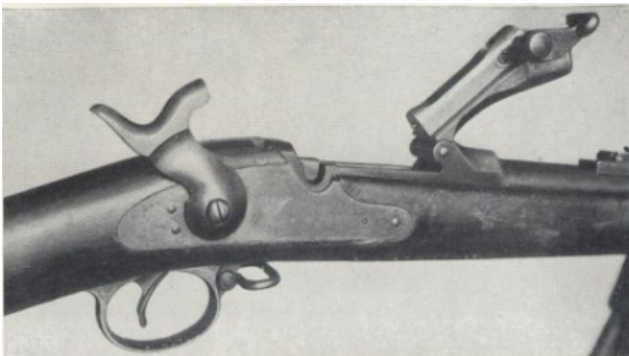
⁴⁴ Little Big Man.

hinderten auch Sitting Bull, der am Kampf nicht teilnahm, das Gefecht auch nicht geleitet hat, die Leiche Custers zu skalpieren.

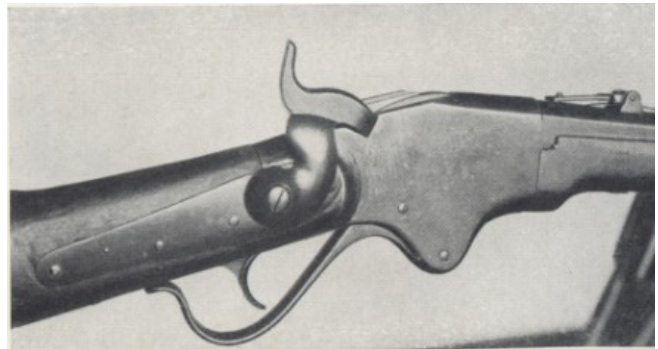
Damals war das Tragen langer Haare in Amerika Mode. Wer noch Buffalo Bill [William Frederick Cody] gesehen und den Kunstschützen Dr. [William] Carver, wird sich auf diese romantische Mode besinnen. Auch Custer trug solch langes Haar, hatte es sich aber vor dem Abmarsch abschneiden lassen. Da er nun als langhaarig bekannt war, verwechselten ihn die kämpfenden Indianer mit einem seiner Offiziere, dem Obersten [Captain! Thomas Henry] French, der sich bis aufs äußerste wehrte.

Der Angriff der Indianer war ausgezeichnet geleitet. Wie gesagt, in 35 Minuten war alles vorüber. Das weit überlegene Feuer der Indianer hat die abgesessenen und zusammengeballten Soldaten schnell erledigt, und was so nicht fiel, ward überritten. Custer hatte seine Macht in drei Teile geteilt, einen befehligte Major [Marcus Albert] Reno, den dritten, der in Reserve stand, Major [Frederick William] Benteen. Bekanntlich hat man dem Major Reno den Vorwurf der Feigheit gemacht, weil er sich zurückzog und Custer nicht zu Hilfe eilte; wir wissen aber schon aus der Darstellung Patty Franks, daß dieser Vorwurf keineswegs berechtigt war. Wäre er aus seiner Klemme vorgestoßen, so hätte ihn das Schicksal Custers ereilt [463] und mit ihm die Truppe Benteens. Der indianische Führer Gall war ein ausgezeichnete Strategie und jedenfalls umsichtiger als Custer, hatte allerdings auch den großen Vorteil der weit überlegenen Zahl für sich. Es hatte sich auch alles gegen Custer verschworen; allerdings ist er nicht ohne Schuld, denn eine Batterie Gatlinggeschütze, die ihm General [Alfred Howe] Terry, der Oberbefehlshaber, zur Verfügung stellte, hatte er zurückgelassen, um beweglicher zu sein. Wahrscheinlich hätte er aber auch nicht angegriffen, wenn er über die Zahl seiner Gegner im klaren gewesen wäre.

Um nochmals auf die Bewaffnung zu kommen, bilde ich hier die Hauptteile des Springfield- und des Spencer-Gewehrs ab. Das Spencer schoß eine schwache Randfeuerpatrone und war in dieser Hinsicht dem Springfield weit unterlegen, aber für den nahen Kampf, ja den Nahkampf des Gefechts am Little-Bighorn-Fluß war das gut arbeitende Magazingewehr im offenbaren Vorteil, selber wenn der Einzellader keine Ladehemmung gehabt hätte.



Springfield-Gewehr



Spencer-Gewehr

Das Gefecht wird für gewöhnlich in amerikanischen Berichten *Custer Massacre* genannt, als ein Gemetzel, in der ausgesprochenen Absicht, die Leistung der Indianer herabzusetzen. Mit dem Wort *massacre* wollte man die Feinde beschimpfen, aber es gibt drüben auch ehrliche Menschen. Ich denke da an den Verfasser einer Abhandlung in der nordamerikanischen Zeitschrift *Outdoor Life*, der ich meine Angaben entnehme. Er wendet sich dagegen, daß man einen Feind beschimpft, der klüger und geschickter war als man selber. Es war eine regelrechte, von den Indianern mit großem strategischen [464] Geschick geführte Schlacht, bei der die Amerikaner infolge der weit zahlreicheren und besser bewaffneten Feinde bis auf den letzten Mann fallen mußten. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn auch nur ein Mann die Sache überlebt hätte. *Massacres*, Gemetzel, richteten dann später, wie wir wissen, die amerikanischen Truppen unter indianischen Männern, Frauen und Kindern an, die ihnen im Vertrauen auf einen Vertrag waffenlos gegenüberstanden, so besonders in dem niederträchtigen Überfall am Wounded Knee (1890). Von diesen Vorgängen sind damals an Ort und Stelle Lichtbildaufnahmen gemacht worden, die jetzt im Karl-May-Museum ausgestellt sind.

Bei uns in Deutschland war jene andere, den Indianern gerecht werdende Anschauung schon lang Allgemeingut. Sie ist wohl nicht zuletzt Karl May zu verdanken, der uns in seinem *Winnetou* die Indianer

zeigt, wie sie waren, tapfere, ehrliche, harte Krieger, denen es wohl zuzutrauen ist, daß sie auch dem weißen Mann standhalten und ihn gegebenenfalls besiegen.

Schlangenerlebnisse

Von Universitätsprofessor Dr. Konrad Guenther

In den beiden Erzählungen Karl Mays, die auf Ceylon spielen⁴⁵, kommen Schlangen nur in dem kurzen Satze vor: ‚Zuzeiten läßt eine ungeheure Schlange ihre marmorierte, schillernde Haut sehen, indem sie sich aus dem schattigen Sumpfe hervorwindet, um sich in die wärmenden Strahlen der Sonne zu begeben.‘ [GW11, S. 427] Diese Darlegung entspricht durchaus der Wirklichkeit, wie überhaupt gerade in diesen beiden Erzählungen die Tier- und Pflanzenwelt des Schauplatzes gut gekennzeichnet ist und auch die wissenschaftlichen Namen angezogen werden. Ich selbst kann die Maysche Schilderung aus eigener Anschauung bestätigen. Einmal, im Norden der Insel, kroch eine mächtige Riesenschlange, auch Tigerschlange oder Python genannt (*Python molurus*), über die Fahrstraße dicht vor meinem Wagen hinweg, und ein andermal traf ich ein Tier derselben Art im Süden an, wie es unter einem Busch sich versteckt hatte. Ich wies meinen singhalesischen Diener an, diese Schlange mit einem Stock zu kitzeln, daß sie in die Sonne kröche, denn ich wollte sie im Lichtbild aufnehmen. Er hatte aber Angst; ich nahm daher selbst in die eine Hand den Stock, in die andre die Kamera, und als ich nun die Schlange sanft zu streicheln begann, kroch sie auch gemächlich vor, zeigte sich in ihrer ganzen Länge und konnte [466] geknipst werden. Dann verschwand sie im dornigen Gesträuch.

In Brasilien fand ich einmal die dortige Königsschlange (*Boa constrictor*) in einer verlassenen Kirche. Ich ließ sie in eine Kiste kriechen, nahm diese unter den Arm, und das Tier war nun in meinem Schlafzimmer mehrere Monate lang mein Gast. Es wurde mir recht schwer, mich von der ganz zahm gewordenen Boa zu trennen, als ich abreisen mußte und ihr die Freiheit wiedergab. Täglich bewunderte ich die, wie May sehr richtig sich ausdrückte, prächtig in Gelb und Braun marmorierte, schillernde Haut, die eben nur in der Heimat, nicht in unsern Tiergärten, die kräftigen Farben und den metallischen Glanz zeigt. Täglich fing ich ihr eine Ratte, die sie mit dem Rachen oder dem Schwanz an sich heranriß, worauf sie mit starkem Gepolter sich mit drei Windungen um das Tier warf, mehreremal zupreßte und dann das in wenigen Sekunden erstickte Opfer wieder freigab, um es zu bezümgeln und dann zu fressen. Es gibt wohl wenig so schnelle Todesarten, wie ‚in den Armen‘ einer Riesenschlange, und man versteht das lähmende Entsetzen, das ein Nagetier, eine der kleinen indischen Hirscharten oder sonst ein Tier bis zur Größe eines Hühnerhundes überfällt, wenn plötzlich aus dem Laub sich der Kopf des Python erhebt, um in der nächsten Sekunde vorzuschellen. An größere Opfer, wie auch an den Menschen, macht sich die Riesenschlange nicht, denn wenn auch die brasilianische Königsschlange sechs, die Anakonda und die indische Tigerschlange gar zehn Meter lang wird, der Kopf ist schmal und kann trotz aller Ausweitung so umfangreiche Körper nicht [467] in sich hineinbringen. Die Schlange greift aber nur an, was sie fressen kann.

Die Riesenschlangen sind nicht giftig, und ihr Zubeißen, das erfolgen kann, wenn man sie reizt oder bedroht, bringt keine Lebensgefahr mit sich. Die tropischen Länder sind aber auch reich an Giftschlangen. Diese erreichen zwar selten eine größere Länge als zwei Meter, nur die brasilianische Surucucú (*Lachesis muta*) wird vier Meter lang. Von ihr erzählen sich denn die Brasilianer auch die schauerlichsten Geschichten. Wenn man im Urwald am Feuer sitzt und ein leises Pfeifen hört, dann muß man schnell das Feuer anfachen und Fersengeld geben, was die Beine tragen. Denn leise erscheint nun die mächtige Schlange. Das Feuer belästigt sie, sie stößt so lange mit dem Kopf in die Glut, bis es erloschen ist, dann setzt sie sich mit großen Sprüngen auf die Fährte des Mannes. Diese Erzählung, wie so viele ähnliche, beruht vor allem auf der irrigen Vorstellung, daß die Schlangen aus Vergnügen oder Bosheit beißen. Sie tun es vielmehr nur, wenn sie eine Beute am Fortlaufen hindern wollen oder wenn sie sich bedroht fühlen. Letzteres geschieht natürlich, wenn man unversehens auf sie tritt, und dafür ist besonders häufig Gelegenheit in den Kaffeepflanzungen, wo sich die brasilianischen Jararacas und Klapperschlangen gern unter dem trocknen Laub verbergen. Und da die Pflanzungsarbeiter, meist Neger oder Halbindianer, um keinen Preis Schuhe und Strümpfe anziehen wollen, trifft sie dann mit dem Zahn der zubeißenden Schlange die volle Ladung der Giftdrüse. Ein mir befreundeter Arzt hat im Staat Espirito santo, wo er seine Praxis ausübte, [468] etwa zehn Todesfälle durch Schlangenbiß innerhalb eines Jahres erlebt und an vierzig behandelt. Zu jenen wurde er zu

⁴⁵ ‚Und Friede auf Erden‘ und ‚Am Stillen Ozean‘.

spät gerufen, diese konnte er heilen, da er das in São Paulo hergestellte Schlangengegengift bei sich führte, das man nur über der Wundstelle, nach dem Herzen zu, einzuspritzen braucht, um sofort zu beobachten, wie die Schwellung zurückgeht und bald jede Gefahr beseitigt ist.

Es ist kein Wunder, daß die Giftschlangen Angst und Schrecken verbreiten, denn die Wirkung des Giftes ist schnell und fürchterlich. Der verwundete Teil schwillt alsbald an, wird brandig und fault schließlich ab. Nur selten aber kommt es zu letzterem Vorgang, da meistens der Tod vorher eintritt. Furchtbares Erbrechen, Zuckungen, Herzschmerzen treten auf, Schwindelanfälle führen zur Ohnmacht, und unter großen Qualen endet der Gebissene sein Leben.

Bei der indischen Brillenschlange [*Naja naja*], die auch einfach Cobra, das ist das portugiesische Wort für Schlange, genannt wird, tritt an Stelle der Hitze Leichenkälte, die Sehkraft erlischt, die Kinnladen ziehen sich krampfartig zusammen. Es sterben immer noch viele Menschen in Indien am Schlangenbiß, aber grade die Cobra wird weniger gefürchtet als die Tik Palonga [*Vipera russeli*], eine mächtige Viper, sowie eine grüne, giftige Baumschlange und die Bungarusarten. Besonders ‚Tik Palonga‘ ist ein Schreckenswort für jeden Singhalesen, und hauptsächlich ihretwegen versäumt es kein Eingeborener Ceylons, eine Laterne mitzunehmen, wenn er nächtlich einen Gang zu machen hat. Denn diese Kettenviper verläßt nachts **[469]** ihre Schlupfwinkel und ist ein sehr nervöses Tier, das schon beim Herannahen eines Menschen in Aufregung gerät und wütend um sich haut, wenn man sich nähert.

Die Brillenschlangen hingegen sind ruhige Tiere; ich habe mehrere von ihnen auf Ceylon in einem Terrarium gehalten und mußte sie schon sehr ärgern, wenn ich die prachtvolle Haltung bewundern wollte, in der die Schlange sich aufrichtet. Dann breitet sie den Halsschild aus, so daß die dunkle Brillenzeichnung sichtbar wird und mitsamt dem Kopf dem um sie Herumgehenden folgt. Einmal, als ich gerade in dem in Indien üblichen ‚Langstuhl‘ beim Tee saß, die Beine rechts und links auf die verlängerten Lehnen gelegt, kam eine Schlange unter meinem Stuhl hervor und kroch gemütlich über die Veranda. Auch ins Bett kommt sie, da sie die Wärme liebt, aber das bedeutet nicht gleich den Tod des Schlafenden, denn im Schlaf macht man keine hastigen Bewegungen, und durch ruhige läßt sich die Cobra nicht stören. Faßt man langsam und behutsam zu, so kann man das Tier ohne Gefahr streicheln oder aufnehmen, und hierauf beruht auch in der Hauptsache die Kunst der indischen Schlangenbeschwörer, die ihre Tiere nach dem ‚Tanz‘ wieder in die Körbe zurücklegen. Sie kennen eben genau die Gewohnheiten ihrer Schlangen und wissen, wie man mit ihnen umzugehen hat.

Schlangen gibt es in den tropischen Ländern überall, aber nur die Minderzahl ist giftig. Gradezu ein Haustier ist die zwei Meter lange Rattenschlange [*Ptyas mucosa*] Ceylons, die nachts auf dem Dach Ratten jagt und dabei nicht selten mit ihrer Beute durch das schadhafte Palmstroh in das Zimmer fällt, wie ich es in **[470]** abgelegenen Hütten erlebt habe. Das gab dann ein Lärmen, Quieken und Rascheln erst über mir, dann neben und unter mir, und von Schlafen war nicht viel die Rede!

Die Schlangen bieten aber in den heißen Ländern auch überraschende Bilder tierischer Schönheit. Wie oft staunte ich die Korallenschlange [*Micrurus lemniscatus*] an, die ich mir in Brasilien als Zimmergast hielt, besonders wenn sie sich gehäutet hatte und über den schwarzen, roten und gelben Ringen, die am Körper entlangzogen, ein metallischer Hochglanz lag! Prachtvoll sind auch die grünen Farben brasilianischer und indischer Baumschlangen, oft von gelben oder roten Streifen durchsetzt. In Ceylon hatte ich einen Käfig, der voll von solchen Schlangen war. Auf einem hineingestellten Baumstamm hatten sie sich heraufgeringelt und verknäulten sich derartig, daß nicht auszumachen war, wo die eine Schlange begann und die andre aufhörte. Setzte ich aber Eidechsen hinein, wo erschienen über dem Gewirr lange, schmale Köpfe, goldne Augen blitzten, Rachen öffneten sich, plötzlich fuhr es von allen Seiten wie grüne Blitze auf die unglücklichen Opfer herab. Gleich darauf waren die Eidechsen in die Höhe gehoben und glitten köpflings in den Schlund hinein, während die schnabelartig spitzen Kiefer weiter und weiter an ihrem Körper entlanggriffen.

Grade bei den giftlosen Schlange bietet das Fressen einen grauenhaften Anblick, da sie ihr Opfer nicht zuerst töten, wie die Giftschlangen und wie es auch die Riesenschlangen tun. Dieses langsame Herabwürgen eines Tiers, das sein ganzes Gefressenwerden mit ansehen muß, besonders wenn es **[471]** von hinten her angefaßt wird, ist furchtbar. Der Naturforscher ist da in schlimmer Lage. Er will seine Schlangen, die er beobachtet und sogar gern hat, nicht verhungern lassen, sie aber nehmen nur lebendige Tiere an. Es gibt in Brasilien Riesenkröten von fast Kaninchengröße, harmlose Tiere, die abends unter den Häusern hervorkommen und sich durch Wegfangen der daumengroßen Schwabenkäfer nützlich machen.

Diese Kröten bildeten die Nahrung gewisser giftloser brauner Schlangen, die ich in einer Kiste hatte. Aber bis solch eine Schlange unter den fürchterlichsten Verrenkungen ihren schmalen Kopf über den dicken Körper der Kröte herübergeschoben hatte – man fürchtete jeden Augenblick ein Zerplatzen –, bis endlich das ganze Opfer in dem aufgeschwollenen Halse verschwunden war, das konnte Stunden dauern, und manchmal war nicht zu entscheiden, wer sich dabei mehr quälte, die Schlange oder die Kröte.

Ägyptens Königsgräber

Von Klara M a y

Ein steinernes ‚Gedenke des Todes!‘ sind Ägyptens Pyramiden, sie rufen dem Beschauer zu: „Du und dein Schaffen, *vanitas vanitatum* –!“ [Eitelkeit der Eitelkeiten /

Gedicht von Andreas Gryphius]]

Die schönsten Baudenkmäler der Pyramidenzeit stehen bei Kairo, am Rand der Lybischen Wüste. Ihre Erbauer sind die Könige Chufu (Cheops) Chafrê (Chefren) und Menkere (Mykerinos). Die Namen in Klammern legten ihnen die Griechen bei, und unter diesen sind sie uns bekannter.

Die Cheopspyramide ist die größte von allen, ja, das größte Bauwerk der Welt. Ihre Höhe beträgt 137 Meter, früher 186 [146] Meter, sie ist 227 Meter lang und hat einen Rauminhalt von 2 ½ Millionen Raummeter Steinen. Zu ihrer Erbauung waren 30 Jahre hindurch 100 000 Menschen drei Monate im Jahre beschäftigt. Der weise König suchte sein Volk in den Monaten, da die Überschwemmungen des Nils ein Bearbeiten des Ackers unmöglich machten, zu beschäftigen. In jedem Jahr wurde ein neuer Steinring um die Pyramide gelegt, und da dem Cheops eine lange, segensreiche Regierung beschieden war, wuchs sich sein Werk zu diesem Wunder der Baukunst aus.

Die zweite Pyramide, die des Chefren, ist 136 Meter hoch und 210 Meter lang, ‚nur‘ 1 ¾ Millionen Raummeter Steinmassen wurden hier verwendet.

[473] Mykerinos regierte kürzere Zeit, und so konnte seine Pyramide nur die Höhe von 62 Meter erreichen und eine Breite von 80 Meter. Die Mumie dieses Königs ist leider im Britischen Museum in London und wird dort vielleicht ihrem Verfall entgegengehen, denn die Mumien halten sich nur in dem wunderbaren, trockenen Wüstenklima. Der Sand und die Luft dort zeigen Stoffe und Schriftrollen selbst nach Jahrtausenden noch wunderbar frisch, wogegen man im Berliner Museum leider die Erfahrung machen mußte, daß die Mumien sich zersetzen. Es wäre ein ungeheurer Schaden für alle kommenden Zeiten, wenn etwa die Engländer, die jetzigen Herren Ägyptens, die Schätze des Museums von Kairo nach London führen würden.⁴⁶

Vor diesen drei Pyramiden lagert der Sphinx, ein aus dem natürlichen Fels gehauener Löwe, 57 Meter lang und 20 Meter hoch. Das Antlitz hat eine Breite von 4 Meter und trägt die Züge seines Schöpfers, des Königs Chefren, des Erbauers der zweiten Pyramide. Wie alle Könige jener Zeit, vertraten auch diese ägyptischen Herrscher die Stelle des Sonnengottes auf Erden, und so stellt der Sphinx den Har-em-yechet (Horus am Horizont) dar. Wohlgemerkt, ich schreibe der Sphinx! Im Gegensatz zu den griechischen Sphinxen ist nämlich **[474]** die Sphinxgestalt von Giseh als männliches Wesen aufzufassen (Vgl. Bd. 30 der Ges. Werke Karl Mays ‚Und Friede auf Erden‘, S. 58.)

Noch heute liegt ein Hauch unendlicher Schönheit und feierlichen Ernstes auf dem leider arg beschädigten Antlitz. Die fanatischen, bilderstürmenden Scheich übten ihr Können im Jahre 1380 an dem unvergleichlichen Werk, und die Mameluken, ein aus Sklaven bestehendes Geschlecht, benützten den Kopf gar als Zielscheibe für Artillerieübungen. Ein Wunder, daß überhaupt noch so viel übriggeblieben ist.

Der Sphinx ist noch heute nicht erforscht. Ohne Zweifel steht er in unterirdischer Verbindung mit dem Sphinxtempel und mit den Pyramiden. Das Haupt war bunt bemalt, und wir sehen noch jetzt Spuren davon. Die Pyramiden waren gleichfalls farbig. Die eine bestand auf Rosengranit und war, wie auch die andern, ganz poliert, spiegelblank erstrahlten die Flächen in Hellgelb, Weiß und Rosenrot im Sonnenlicht.

In stillen Mondnächten scheint der alte Glanz wieder zu erstehen. Worte vermögen nicht den zauberhaften Reiz zu beschreiben, der sich da dem Beschauer bietet. Der Riesenleib des Sphinx beginnt zu atmen. Im Fackelschein erscheinen in feierlichem Zug die Priester, hinter ihnen die Scharen der Gläubigen, stumm bestatten sie ihre Toten. Groß und hell funkeln dazu die Sterne am südlichen Himmel, leise klingend fällt der Sand der Wüste in heiligen Harmonien, wie vor Jahrtausenden.

Karl May konnte dort sein ‚Friede auf Erden‘ beginnen, an den Pyramiden Ägyptens.

[475] Sehnsucht nach jenem großen heiligen Reich erfaßt mich, denke ich zurück an meinen Aufenthalt dort. Nur ein Tag war dazu in Aussicht genommen, und zwei Wochen wurden daraus. Es mag vielen ähnlich ergangen sein wie mir, und die Sehnsucht, noch einmal dorthin zurückzukehren, wird in allen wohnen, die Herz und Auge hatten für vergangene, erhabene Größe.

⁴⁶ Hier sei bemerkt, daß Frau May diese Erinnerungen, die nur in den Jahrbüchern nicht eher Raum fanden, schon 1917 niederschrieb und veröffentlichte, zu einer Zeit, als von den gewaltigen Funden des Lord Carter, des Entdeckers vom Grab Tutench-Amuns, noch nichts bekannt war.
Die Herausgeber.

Deutsche Mädchen ‚entdecken‘ einen Dichter

Ein Zusammentreffen in Kairo

Mitgeteilt von Otto Gerlach

Wenn Karl May (1899) von weiten Ritten durch die Wüste wieder in sein Hotel nach Kairo zurückgekehrt war, schlenderte er gern in dem für Europäer landesüblichen weißen Anzug langsam durch die buntbelebten Straßen der Stadt, um nach der großen Einsamkeit das laute Leben auf sich wirken zu lassen. Auf solch einem Stadtpaziergang geschah es, daß unser Dichter einen reizenden Anblick genoß: drei allerliebste deutsche Backfische, die hier in einem der großen, vornehmen Pensionate ihre Bildung empfangen, bummeln durch die Hauptstraße, plaudern, scherzen, lachen. Da plötzlich flüstert eines der Mädels den Freundinnen zu: „Kinder – der sieht ja grade so aus wie Karl May auf unsern Bildern!“

„Ach Unsinn, Valerie! Wie sollten wir denn so’ nen Dusel haben, ausgerechnet Karl May hier zu treffen!“

„Aber gewiß – das muß er sein! Ich habe doch erst neulich das Bild von dem herrlichen Mann wieder gesehen – aber bestimmt: das ist er!“

„Na, Valerie – wenn du dich mal recht lächerlich machen willst, so geh’ ihm doch nach und frag’ ihn, ob er’s ist!“

Aber die Dritte warnt: „Um Allahs willen – das würde sich schön schicken! Nein, Valerie – das [477] läßt du hübsch bleiben! Ich geb’ ja zu, daß er dem Bild sehr ähnlich sieht – na und – zweifellos ist’s ein vornehmer, bildschöner Mann – aber fragen – nein, Valerie, das darfst du nicht!“

„Ach was, Kinder – ganz gleich: ich muß das wissen!“

Und schwupp – Valerie dreht sich um und läuft hin zu dem Fremden! – „Ach – entschuldigen Sie – bitte – sind Sie vielleicht der berühmte Dichter Karl May?“

„Hm – na ja – allerdings, mein kleines Fräulein, der Karl May bin ich schon. Aber wie kommen Sie denn zu dieser Frage?“

„Ach, wir sind ja so begeistert von Ihren Werken! Und da wir nun das seltene Zufallsglück haben, Sie hier zu treffen, so wollt’ ich Sie recht herzlich bitten: schreiben Sie mir doch was in mein Stammbuch! Das würde mich überaus glücklich machen! Ja?“

Und liebenswürdig lacht Karl May: „Ja, mein kleines Fräulein – ich kenne Sie ja gar nicht! Aber wenn ich Ihnen damit eine Freude machen kann, so kommen Sie vielleicht heut nachmittag in mein Hotel – und bringen Sie Ihre lieben Kameradinnen und Ihr Stammbüchel mit, ja?“

Und das reizend-frische Backfischtrio kam! Karl May war vom Scheitel bis zur Sohle Ritter und freute sich über das lustige deutsche Geplauder; dann aber schrieb er wirklich ein schnell entworfenes Gedicht in das Stammbüchel, ein paar Zeilen, die ganz die edle und fromme Gesinnung Karl Mays zeigen, Verse, die an die Gedichte seines Buches ‚Himmelsgedanken‘ erinnern, aber nicht dort abgedruckt [478] sind. Mir war es vergönnt, jenes Original-Stammbuch lesen zu können, eine der vielen Erinnerungen an Karl Mays Aufenthalt im Orient, die sich im Lauf der Zeit immer mehr ansammeln. Die Verse lauten:

Für Valerie Arlt.

Schau auf zu Gott, du holde Menschenblume!
 Die kleinste Blüte blickt gern himmelan.
 Blühst du und duftest du zu seinem Ruhme,
 ist dir das Glück des Herzens Untertan.
 Schau auf zu Gott! Nicht immer ist es Frieden,
 den dir des Schicksals Wille bringen wird.
 Scheint’s dann, als sei das Glück von dir geschieden,
 ER bringt dir’s wieder, ER, der gute Hirt.
 Schau auf zu Gott! Dann wirst du bald erfahren,
 wie segensreich dir seine Pfade sind;
 sein starker Arm wird treulich dich bewahren
 in jeder Sorge als sein Lieblingskind!

Kairo, 3. 5. 99.

Karl May.

Der Sahara-Reisende von heute

Von Franz Kandolf

Durch die Wüste schreitet ein junger Mann. Seine Wangen sind eingefallen, seine Lippen vor Hitze aufgesprungen, seine Füße bluten, aber seine Augen blicken noch immer so hell und strahlen dieselbe Willenskraft aus wie damals, als er von Kakondy in Sierra Leone aufgebrochen war, um Timbuktu, das viel umworbene, viel erstrebte und bis dahin erst von einem einzigen Europäer betretene, zu erreichen.

Wer ist der junge Mann? Es ist nicht Kara Ben Nemsi, aber er besitzt die gleiche Tatkraft, die gleiche Unerschrockenheit und die gleiche Schlaueit. Er sieht aus wie ein armer Araber, aber er ist in Wirklichkeit ein Franzose, René Caill[ⁱ]é, ausgezogen, um sich den Preis von 10 000 Franken zu verdienen, der von der Geographischen Gesellschaft in Paris für die Erreichung Timbuktus ausgesetzt worden ist. In wenigen Monaten eignet er sich soviel Arabisch an, daß er für einen Moslem gelten kann. Dann marschiert er los, nachdem er das Gerücht ausgestreut hat, er sei als Kind von den Franzosen aus Ägypten fortgeschleppt worden und wolle jetzt durch das mohammedanische Afrika wieder in sein Vaterland zurückkehren. Man schrieb das Jahr 1828.

Sein ganzes Hab und Gut trägt er in einem Rucksack, der zur Hauptsache Tauschwaren im Werte von 2000 Franken enthält, sein ganzes Vermögen. Und er vollbringt die unglaubliche sportliche Leistung. **[480]** Er erreicht Timbuktu und bringt als erster zuverlässige Meldungen über diese geheimnisvolle Stadt nach Europa mit. Der Preis wird ihm ausgezahlt, und außerdem erhält er noch eine jährliche Pension von 1000 Franken. Aber er erfreut sich nicht lange der wohlverdienten Ruhe. Die Strapazen auf der mühevollen, mehr als ein Jahr währenden Reise, die er bis auf eine kurze Strecke zu Fuß gemacht hat, sind zu groß gewesen. Knapp zehn Jahre später – 1838 – stirbt er als Neununddreißigjähriger.

Zwei Jahre vor ihm war ein Engländer, der Major [Alexander Gordon] Laing, von Tripolis her über Ghadames und das Tuat nach Timbuktu gekommen. Er war der erste Europäer dort, aber keine Briefe und Aufzeichnungen sind von ihm nach Europa gelangt; er wurde in Timbuktu [26.09.1826 in Arouane!] ermordet.

Mehr als 20 Jahre vergingen nach Caill[ⁱ]é, bis wieder ein Europäer, diesmal ein Deutscher, von Süden her mit einer ansehnlichen Karawane die Stadt erreichte. Heinrich Barth ist einer der bedeutendsten Reisenden aller Zeiten, der einen großen Teil Afrikas der Wissenschaft erschlossen hat. Seine Reisewege im schwarzen Erdteil betragen fast 20 000 km. Indes kommt es weniger auf die Zahl der zurückgelegten Meilen, als auf die Ergebnisse an, die der Reisende mitbringt, und in dieser Beziehung steht Barth unerreicht da. Seine drei Begleiter, der Engländer [James] Richardson und die Deutschen [Adolf] Overweg und [Eduard] Vogel, sollten nicht mehr in die Heimat zurückkehren. Der schwarze Erdteil verschlang sie, nur Barth war es vergönnt, die Ergebnisse seiner sechsjährigen Reise verarbeiten zu können.

In die Fußstapfen Barths traten später, um nur **[481]** einige wenige, und zwar Deutsche, zu nennen, Gustav Nachtigal, Gerhard Rohlfs und Oskar Lenz. Nachtigal erforschte das noch von keinem Europäer betretene Tibbuland, Rohlfs besuchte als erster die Kufrah-Oasen und Lenz reiste 1880 nach Timbuktu, das seit Barth, also seit 26 Jahren, keinen Europäer mehr in seinen Mauern gesehen hatte.

Aber welche Vorbereitungen waren zu diesen Reisen erforderlich, welches Gepäck, um die Lebensmittel und die Geschenke aufzunehmen, welche Gesundheit, um das wechselnde Klima zu ertragen, welche Schlaueit, um nicht als Christ erkannt zu werden, welcher Mut, um oft genug dem fast sichern Tod entgegenzutreten, welche Kenntnis der Sprache, von einer Hauptsache, dem Geld, gar nicht zu reden!

Und neben diesen wenigen, die aus wissenschaftlichen Gründen die Sahara aufsuchten, steht das Heer von einheimischen Kaufleuten und Pilgern, die von Oase zu Oase, von Brunnen zu Brunnen zogen und deren Gebeine vom Sand der Wüste begraben sind, neben den Tausenden und Abertausenden von Gerippen verschmachteter Karawanentiere.

So war es noch vor 50 Jahren.

Und wie ist es jetzt?

Bleiben wir zunächst einmal bei Timbuktu! Diese Stadt wurde 1894 von den Franzosen besetzt, und damit hat die militärische und politische Durchdringung des Sudan begonnen. Frankreich hat die Früchte eingeheimst, die nicht zum geringsten Teil von deutschen Forschern unter unsagbaren Opfern und Anstrengungen gepflückt worden sind. Doch mit der Durchdringung des Landes allein war es nicht getan, es

bedurfte auch der militärischen Sicherung, [482] es bedurfte der Verkehrswege, auf denen im Ernstfall rasch Truppen herbeigeschafft werden konnten. So entstand der Gedanke der Saharaeisenbahn. Vom Mittelmeer wurden vier Schienenstränge bis an den Nordrand der Sahara gebaut, vom Senegal schob sich eine Eisenbahn bis zum Niger vor. Aber die Brücke fehlte noch, die Verbindung von Nord und Süd, und diese Brücke mußte durch die eigentliche Sahara geschlagen werden.

Da kam der Weltkrieg, mit ihm der große Aufstand der Saharastämme gegen die französische Herrschaft, und das große Werk wurde unterbrochen. Jahre waren erforderlich, um die Ruhe wiederherzustellen.

Da durchlief die Welt eine Nachricht, die sich wie die Überschrift eines Romans von Jules Verne oder Robert Kraft anhört: Durchquerung der Sahara im Auto!

Nach jahrelangen Vorarbeiten hatte die Firma Citroën Wagen einer besondern Art gebaut, Wagen mit Raupenrädern, mit denen es den Ingenieuren [Georges-Marie] Haardt und [Louis Audouin-] Dubreuil gelang, von Tuggurt bis an den Niger in 20 Tagen zu fahren, und von Colomb Béchar an der marokkanisch-algerischen Grenze bis zum Niger in 10 Tagen. Damit waren zwei Linien durch die Sahara für den Autoverkehr erobert worden.

Heute ist dieser Rekord längst überholt. Heute braucht der Tourist von Tuggurt bis zum Niger über den Hoggar 10 Tage und vom Niger bis Colomb Béchar 6 Tage. Lieber Kara Ben Nemsî, wo bleibst du da mit deinem Rih? Und wo bleibt da das beste Mehari oder Bischarih? Und erst recht: [483] wo bleibt da eine gewöhnliche Karawane, die zu der gleichen Strecke, die das Auto in 16 Tagen zurücklegt, wohl zehnmal so viel Zeit brauchen würde?

Es ist leicht zu ermessen, wie sehr die neu geschaffenen Verkehrsmöglichkeiten dem Forschungs- und Entdeckungsreisenden zustatten kommen werden. Und zu entdecken gibt es in der Sahara noch genug. Stellen wir uns nur vor, daß der Besitz Frankreichs in Nord- und Zentralafrika den Englands in Indien an räumlicher Ausdehnung übertrifft. Was bedeutet es da bei einer so ungeheuren Fläche, wenn einige Forschungsreisende sie durchziehn! Ein jeder ist doch immer nur imstande, eine einzige Linie aufzunehmen, und daneben soviel, wie er mit seinem Auge zu beiden Seiten des Weges überschauen kann. Aber was dahinterliegt, ist ‚unerforschtes Land‘. Da gibt es also noch viel zu entdecken, und die Wissenschaft wird in dieser Hinsicht vielleicht noch manche Überraschung erleben. Da ist es nun für den Forscher sehr bequem, daß er mit Hilfe des Autos in einigen Tagen die Gegend seines Forschungsgebietes zu erreichen vermag, von wo er dann frisch ins Zeug gehn kann, während er noch vor kurzer Zeit Wochen und Monate einer ermüdenden Reise brauchte, bis er überhaupt erst einmal an sein eigentliches Forschungsgebiet herankam.

Wie sehr ferner die neuen Verbindungen dem Handel mit den Eingeborenen nützen, liegt auf der Hand und bedarf keiner weiteren Erläuterung.

Dem Forscher und Kaufmann schließt sich nun neuestens auch der Vergnügungsreisende an. Es mag manchem Spießbürger, der zu Hause hinter [484] dem Ofen breit im Lehrstuhl sitzt, als ein merkwürdiges Vergnügen erscheinen, tagelang im Auto durch die Wüste zu rasen. Aber es ist da unten im Süden etwas zu finden, was es am nördlichen Rand der Sahara längst nicht mehr gibt, und wobei dem Tierfreund und dem Jäger das Herz im Leibe lacht, nämlich Löwen, Panther, Elefanten und Krokodile! Und da finden sich genug leidenschaftliche Jäger, die sich die Erwerbung einer Löwenhaut gern ein paar tausend Mark kosten lassen. Es werden jetzt jährlich zahlreiche Jagdunternehmungen nach dem Sudan durchgeführt, und das rascheste, kürzeste und wohl auch billigste Beförderungsmittel ist das Auto auf den zwei bis jetzt eingerichteten Linien.

Der Wüstenreisende von heute braucht keine zeitraubenden Vorbereitungen zu treffen. Er braucht keine Kamele, keine Diener, keine Kenntnis der Sprache, er braucht keine Verkleidung und kein umfangreiches Gepäck, das 20 Kisten füllt, er braucht höchstens einen zweckmäßig ausgerüsteten Reisekoffer und – eine halbwegs gefüllte Brieftasche.

Ist er in Algier angekommen, so geht er einfach an den Schalter der Reisevermittlung.

„Eine Fahrkarte nach Timbuktû hin und zurück, bitte!“

„Macht 1400 Mark. – Danke!“

Und dann kann es losgehn. Zuerst nach Colomb Béchar mit der Eisenbahn, und von dort aus in die Wüste hinein mit dem sechsrädrigen Auto. Um die Verpflegung braucht er sich auch nicht zu kümmern, denn bis zur Oase Reggan gibt es gut eingerichtete Hotels und Einkehrhäuser. Sogar der Tarif ist genau festgesetzt, um den Reisenden vor Übervorteilung [485] zu schützen: Zimmer 35 Franken (französische Währung), Frühstück 6 Franken, Mittagessen 30 Franken, Abendessen 35 Franken (1 Frank = etwa 16 Pf.).

Von Reggan ab bis zum Niger hört freilich die Gemütlichkeit in gewissem Sinn auf. Im Tanesruft, dem Land des Durstes, gibt es keine Unterkunft und keine Verpflegung mehr. Aber schlimm wird die Sache auch dann noch nicht. Die Lebensmittel für die paar Tage können leicht mitgenommen werden, und das Übernachten bietet auch keine Schwierigkeiten weiter. Mit ein paar Handgriffen ist der Polstersitz in ein bequemes Bett umgewandelt, und das ‚Zimmer‘ ist fertig.

Dasselbe gilt für die andre Linie, die über den Hoggar führt. Fort Miribel, el Golea, In Salah, Arak, In Ekker und Tamanrasset besitzen gute Einkehrhäuser. Dann kommt freilich das Tanesruft. Aber husch! In zwei Tagen ist der Reisende hindurch, und am dritten Tag sieht er bereits die Palmen und Fleischtöpfe von Gao am Niger winken.

Nun gibt es aber doch mancherlei Erdenbürger, die sich eine Reise nach Timbuktu nicht leisten können oder wollen, andererseits aber auch mit einem einfachen Ritt von Biskra zu den Dünen hinaus nicht zufrieden sind, sondern etwas mehr Wüstenluft atmen wollen. Auch sie kommen auf ihre Rechnung, denn sie haben die Möglichkeit, die ganze Oasengegend südlich des Atlas in kurzer Zeit zu bereisen. Verwendung finden auch hier die sechsrädrigen Wagen, die indes nur für die Tagesfahrt, nicht auch zum Übernachten eingerichtet sind. Das kann in den Oasen selber geschehen, und zwar in Hotels ersten und mittleren Ranges, je nach dem Bedürfnis **[486]** und den Mitteln des Reisenden. Auf diese Weise sind die Oasen Djelfa, Laghuat, Ghardaja, el Golea, Uargla, Tuggurt, Biskra, el Ued, Toseur, Kbilli und Gabes in kurzer Zeit und mit wenig Mühe zu erreichen. Der Kilometer kommt auf etwa 25 Pfennige zu stehn, was nicht zu hoch erscheint, wenn man die gewaltige Abnützung der Wagen in Betracht zieht. Ich selber bin mit dem Auto 1600 Kilometer durch die Wüste gefahren, wobei sechs Reifen, die tadellos neu waren, bis zur völligen Unbrauchbarkeit abgenützt wurden.

Dabei darf man sich ruhig dem Vergnügen der Fahrt überlassen, ohne Furcht, daß das Ziel des Tages nicht erreicht werden könnte – selbst wenn es sich um Strecken bis zu 300 Kilometer handelt – und daß auf offener Straße übernachtet werden müßte. Mein ganzes Gepäck auf der Wüstenreise bestand aus einer mit Unterwäsche gefüllten Aktentasche, bequem in der Hand zu tragen, und während der jeweiligen Tagesfahrt hatte ich nur so viel Lebensmittel bei mir, daß sie knapp für ein Mittagessen reichten. An das Morgen dachte ich niemals. Das war zwar ein wenig leichtsinnig von mir, aber daß ich diesen Leichtsinns nicht zu bereuen hatte, ist doch bezeichnend für die vollkommene Zuverlässigkeit von Wagen und Wagenführer. Mein Vertrauen wurde nicht getäuscht. Unser kleiner Citroën hat sich zwar auf der Fahrt vollkommen ‚aufgerieben‘, aber er hat uns immer pünktlich am Abend an unser Ziel gebracht und vor dem Tor des Hotels abgesetzt.

Freilich, wenn dem Wagen trotzdem etwas Ernstliches zugestoßen wäre, so wäre es für uns unangenehm geworden, denn ohne Obdach und Lebensmittel **[487]** zu sein ist nicht das höchste der Gefühle, um mit Karl May zu reden. Unangenehm also, aber nicht schlimm wäre es dann gewesen, denn der Wagenführer war angewiesen, jeden Abend am Ziel die Reisevermittlung telefonisch zu verständigen. Wäre dieser Anruf einmal ausgeblieben, so hätte man an zuständiger Stelle sofort gewußt, daß etwas ‚faul sei im Staate Dänemark‘, und man wäre Tag und Nacht gefahren, um uns zu Hilfe zu kommen.

Und wie steht es nun mit der persönlichen Sicherheit?

Der Saharareisende von heute kann sich ohne Besorgnis um sein teures Leben den Eingebornen anvertrauen. Natürlich – schlechte Menschen gibt es überall, auch Mord und Totschlag und Diebstahl, in Afrika so gut wie bei uns. Um vor allen Fährlichkeiten geschützt zu sein, dürfte man also nicht nur nicht in die Sahara reisen, sondern nicht einmal nach Italien, ja, man dürfte sich überhaupt nie aus seinen vier Mauern herauswagen, denn – man kann nicht wissen! Aber von diesen ‚Möglichkeiten‘ abgesehen, reist man in Afrika so sicher wie bei uns. Natürlich gibt es, zumal in den Städten, zweifelhafte Viertel, wohin ich mich nachts nicht wagen möchte, aber die gibt es auch in London, Paris und Berlin. Und – da geht man halt nicht hin!

Ich habe mich tagelang allein im Medinaviertel in Tunis aufgehalten, und kein Mensch ist mir im geringsten zu nahe getreten. Zu zweit sind wir, ohne eine Waffe zu besitzen, in Begleitung von zwei Eingebornen tagelang durch die ödeste Wüste im Auto gefahren, und wir waren ebenso sicher wie **[488]** daheim auf der Landstraße. Und wieder sind wir mit zwei uns ganz unbekanntem Beduinen über den Schott Dscherid geritten. Kein Hahn hätte nach uns gekräht, wenn es den beiden eingefallen wäre, uns ein Leid zu tun. Aber sie dachten nicht daran, um Gegenteil, ich habe mich auf Reisen in der Heimat nicht sicherer und wohler gefühlt als unter dem Schutz dieser unverfälschten Naturkinder.

Ja, die Zeiten der ‚Gum‘, der Raubkarawane, sind vorüber, und Kara Ben Nemsis würde heute in den gleichen Gegenden, die damals voll von Abenteuern waren, kaum mehr ein solches erleben. Sein Bärenlöter und sein Henrystutzen müßten rosten, denn es gäbe keine Löwen und Panther mehr zu jagen und keine Probeschüsse zu tun, um sich die Eingebornen vom Leibe zu halten.

Und wo bleibt das ‚Schiff der Wüste‘, das Kamel? Ist es verschwunden?

Keineswegs! Das Reisen in der Sahara hat zwar eine große Umwälzung erfahren. Dadurch sind aber weder die Kamele überflüssig noch ihre Besitzer brotlos geworden. Für den gewöhnlichen Handelsverkehr wird auf lange Zeit auch kein anderes Beförderungsmittel in Frage kommen. Denn das ‚Schiff der Wüste‘ verursacht so gut wie gar keine Betriebskosten. Es ist sehr genügsam, und was es zu seinem Unterhalt braucht, findet es am Weg. Die Strecken in der Wüste sind selten, wo nicht wenigstens so viel wächst, daß das Kamel seinen Hunger stillen kann. Somit wird das Kamel für den Handel und für den Reisenden, der über die nötige Zeit verfügt, bis auf weiteres durch kein neuzeitliches Beförderungsmittel zu ersetzen sein.

[489] Ich sage, bis auf weiteres. Denn die Saharabahn wird sicher kommen, und man wird sich eines Tages in Tunis oder Algier eine Eisenbahnfahrkarte mitten hinein ins Herz der Sahara oder noch weiter, bis Timbuktu, lösen können. Man wird dann in die Wüste reisen, so unbesorgt, wie man jetzt nach Italien oder Sizilien fährt, und die Unermeßlichkeit der Wüste mit ihren eigenartigen Reizen wird sich für alle, die für solche Schönheiten empfänglich sind, auftun, ohne sie mit Angst und Schrecken zu erfüllen. Und was für Reisende wie Barth und Nachtigal und Lenz einen aufregenden, Körper- und Geisteskräfte aufreibenden Kampf bedeutete, das wird für den Touristen eine Erholung werden, ein ‚Wochenende‘ größten, aber auch lohnendsten Ausmaßes.

Ruf der Jugend

Von Alfred Beyer

Wenn auch die Nörgler und Pedanten,
die alten Bücherwürmer gar
und ihre lieben Anverwandten
uns mahnen wollen und belehren,
daß deine Bücher gar nicht wahr;
wir lassen uns doch nicht bekehren!

Den Halef und den Winnetou,
Sir David Lindsay und so weiter,
die lasset uns nur hübsch in Ruh'.
Wir Jungen, ja, wir lieben alle
und wollen, daß der roten Streiter
gewalt'ger Kriegsruf hell erschalle.

Und euch, ihr Großen und Gescheiten,
euch bitten wir recht inniglich,
laßt weiter uns das Traumroß reiten
und stört uns nicht in unserm Reich!
Denn in Karl May versenken sich,
heißt glücklich werden allsogleich.

Denn etwas bleibt von seiner Güte
doch haften noch an manchen Orten
und wächst heran zur reinen Blüte.
Uns hindert nicht des Dichters Tod,
froh aufzujubeln mit den Worten:
,Wir sehen alles rosenrot!'

Die Schicksale der Familie Greifenklau

Der zweite Münchmeyer-Roman

Von Otto Eicke

In drei Aufsätzen des Jahrbuchs 1926 hat der Leiter des Karl-May-Verlags Dr. E. A. Schmid über die Vorgeschichte der sogenannten Münchmeyer-Romane Karl Mays im allgemeinen ausführlich berichtet und dabei auch von dem vielumstrittenen ‚Waldröschen‘ erzählt, das, verketzert und verlästert von übelwollender Kritik, den Lesern Karl Mays lange Jahre hindurch entschwunden war. Es hatte sich zum Dornröschen gewandelt, das, in tiefen Zauberschlaf gebannt, vergessen schlummerte hinter einer wehrenden Hecke. In den oben erwähnten Ausführungen Dr. Schmid lesen wir, was für eine Bewandnis es mit den Münchmeyer-Romanen hatte, lesen dann weiter, wie dem Dornröschen, einst ‚Waldröschen‘ genannt, der Retter erschien, der es aus Bann und Schlaf erweckte. Nun lebt es ein neues, gleichberechtigtes Dasein im Kreis seiner vielen Geschwister, der zahlreichen Kinder der Phantasie Karl Mays. Der üble Ruf ist endgültig von ihm genommen, ein ehrbarer Name wurde ihm erstritten⁴⁷, und es ist sogar zum Liebling vieler aus dem Kreis der May-Leser geworden.

[492] Ähnlich und doch anders erging es dem zweiten Münchmeyer-Roman, von dem hier die Rede sein soll. Einst hieß er ‚Die Liebe des Ulanen‘. Er verschwand mit den andern seiner Art nach jener häßlichen Pressefehde und den anschließenden Prozessen, in denen es um Karl Mays angeblich so anrühige Tätigkeit als Kolportageschreiber ging. Das heißt, grad diese Erzählung traf der Vorwurf der entrüsteten Angreifer weniger, aber sie teilte doch das Schicksal der Gesamtheit. Auch sie verschwand und schlief, auch sie erwachte aber zu neuem Leben und trägt nun die Nummern 56 bis 59 in der Gesamtausgabe der Werke Mays. Man hat sie fein in ein neues, kleidsames Gewand gebracht, denn das ursprüngliche war aus der Mode gekommen. Von Schmutz brauchte sie – auf Ehre! – nicht gesäubert zu werden. Die Hände dessen, der sie formte, des großen Erzählers von Radebeul, sind allezeit sauber gewesen, was auch Neid und phantasielose Spießerei ihm in dieser Beziehung anzuhängen versuchten. ‚Der Weg nach Waterloo‘, ‚Das Geheimnis des Marabut‘, ‚Der Spion von Ortry‘, ‚Die Herren von Greifenklau‘: so die Namen der vier Bände, die Namen aus der Taufe, bei der außer Dr. Schmid und Franz Kandolf noch andre bewährte Mitarbeiter des Karl-May-Verlags Pate standen.

Was in diesen Bänden berichtet wird, höre ich fragen. Ei, ich werde mich hüten, allzuviel davon auszuplaudern! Das mag nur jeder, der es wissen will, selber nachlesen. Auf seine Kosten kommt er dabei bestimmt, wie immer bei unserm Karl May. Nur so im allgemeinen will ich von diesen neuerstandenen Bänden ein wenig erzählen, weil sie in ihrer Art [493] absonderliche Geschöpfe sind, die unsere Beachtung wohl verdienen, und weil sie andererseits doch wieder die Ähnlichkeit mit ihren vielen Geschwistern vom ‚Winnetou‘ bis zum ‚Schut‘ nicht verleugnen können. Auch sie tragen die äußeren und inneren Kennzeichen ihrer Familie an sich, die Frische und Lebendigkeit, die Gefälligkeit und die ewige Jugend, die Herzensreinheit und die Seelentiefe, die Frömmigkeit und die Prägung deutscher Art. Das alles, das Besondere und das Verwandte mit den Geschwistern, verwebt sich in ihnen zu einem Gespinst, das schwerlich jemand mit einem raschen Wort rundweg zu bezeichnen vermag. Vielleicht läßt es sich am besten so sagen: sie haben Charakter.

Fragt man einen, der sich im Lebenswerk Karl Mays auskennt, welches wohl der schönste May-Band sei, so bekommt man in den weitaus meisten Fällen die Antwort: ‚Winnetou‘. Und darüber hinaus ist mir nicht selten der Bescheid geworden: Überhaupt alle Bände, die in der Prärie und in den Felsengebirgen, also in Nordamerika spielen! Hier zeigt sich die Macht, die der herrliche Häuptling der Apatschen hat, zeigt sich die Wirkung des Zaubers, der von Lagerfeuer, Kriegspfad, Kampf mit dem Tomahawk, Büffel- und Bärenjagd usw. ausgeht. Andere empfinden und urteilen wieder anders. Auch die Orientromane Mays haben ihre besonderen Liebhaber. Denen hat es wohl nicht zuletzt der kleine Hadschi Halef Omar angetan mit seinem ‚Gezwitscher des Gespötts‘ [GW18,243]. Wobei zugestanden sei, daß die Wüste im Sonnenbrand wie unterm Sternenhimmel, das Land der Pyramiden, die Ruinen Babylons oder die kurdischen Berge zum mindesten

⁴⁷ Die neuen Titel des fünfbandigen Werkes lauten: ‚Schloß Rodriganda‘, ‚Vom Rhein zur Mapimi‘, ‚Benito Juarez‘, ‚Trapper Geierschnabel‘ und ‚Der sterbende Kaiser‘, Bd. 51 bis 55 der Gesamtausgabe der Werke Karl Mays.

nicht [494] weniger prächtig den Hintergrund eines Romans bilden als Prärie und Felsengebirge. Einig aber ist sich das Urteil fast aller darin, daß Karl May zur Entfaltung seines ganzen Könnens den freien Raum der Weite braucht, daß die Leuchtkraft seiner Farben verblaßt, daß sein stolzer Flug zum zahmen Flattern wird, wenn er nicht die bunte Ferne malen kann, wenn die Fesseln der Zivilisation europäischer Länder ihm die Schwingen binden. Mit anderen Worten, Karl May wird schlechthin als der Verfasser exotischer Abenteuererzählungen gewertet. Bei ihm sucht man nicht die Sonderkunst etwa eines Theodor Fontane, Leben im alten Berlin oder auf märkischer Erde zu gestalten, eines Rudolf Herzog, die vom Niederrhein im Alltag zu zeichnen, eines Ludwig Ganghofer, alpenländische Bauern lieben und hassen, schaffen und lachen und sündigen zu lassen. Und wo Karl May im Gang einer Erzählung heimischen Boden betritt, zögert mancher Leser im Voraus, fürchtet die allzu große Gebundenheit für die frei schweifende Phantasie des Meisters und meint, sich auf nichts Besonderes gefaßt machen zu dürfen.

Dieses Urteil auch der Wohlwollenden trifft in gewissem Sinn das Richtige. Karl Mays Muse ist ein Wildling. Sie reitet lieber auf feurigem Rapphengst, als daß sie sich in Salons bewegt. Die kleidet das morgenländische Gewand mit dem geheimnisvollen Schleier besser als die Abendtoilette der europäischen Dame. Aber so ist es darum doch nicht, daß man dem alten Könnern nachkritteln müßte: Schuster, bleib bei deinen Leisten!, wenn er sich auch auf anderem als seinem ureigensten Gebiet versucht. Ein Genie kann vielerlei, und Karl May war ein Genie. [495] Versagt hat er wohl als Bühnendichter (siehe seinen dramatischen Versuch ‚Babel und Bibel‘, der in Symbolik ertrinkt) und bisweilen als Lyriker. Versagt hat er meiner Meinung nach auch als philosophierender Menschheitserzieher in seinen letzten symbolischen Werken (wobei jedoch nicht ihn der Vorwurf trifft, wie man in meinen Aufsätzen ‚Wenn sie geschwiegen hätten ...‘, Jahrbuch 1929 und ‚Der verschüttete Quell‘, Jahrbuch 1930 nachlesen mag). Nicht versagt aber hat er zum Beispiel schon in seinen ‚Erzgebirgischen Dorfgeschichten‘ (jetzt ‚Aus dunklem Tann‘ und ‚Der Waldschwarze‘, Band 43 und 44 der Gesamtausgabe), worunter sich einiges von unbestreitbarem Wert findet. Weiter lese man Band 42 nach ‚Der alte Dessauer‘. Hier spielt die Handlung auch im alten Europa und ist meist fesselnd und lebendig wie nur je bei Karl May. Allerdings leben diese Kleinerzählungen einmal von dem prächtigen Humor des Verfassers, der sich ja auch in den Reiseerzählungen hundertfach offenbart, und weiter vom geschichtlichen Hintergrund. Der ist prächtig gemalt. Der alte Dessauer und seine Zeit gewinnen warmes Leben.

Und dieselbe Meisterschaft bewährt Karl May in den vier Bänden des zweiten Münchmeyer-Romans. Das große Ringen zwischen Deutschland und Frankreich wird hier gezeichnet, von den Tagen des Jahres 1814 an (‚Der Weg nach Waterloo‘) bis hin zum Krieg 1870/71. Es ist nur Hintergrund, aber farbechter, wirklich geschauter, und die Seelen später Enkel schwingen mit, wenn von den Leiden und Freuden, dem Hoffen, Ringen und Kämpfen der Väter erzählt wird bis zum Siegestag von Sedan und darüber hinaus.

[496] Das ist also das besondere Gesicht dieser Bände. Sie spielen fast ausschließlich in Europa, greifen nur da und dort nach Nordafrika hinüber (‚Geheimnis des Marabut‘) und stellen sich dem Leser als ein großer geschichtlicher Roman aus Deutschlands Vergangenheit dar. Dabei steht nun aber, Karl Mays Eigenart entsprechend, das Schicksal der Haupthandelnden durchaus im Vordergrund. Es geht um zwei Familien, die Richemontes und die von Greifenklau. Die Handlung läuft durch drei Geschlechter [= Generationen]. Liebe und Haß spinnen ihre Fäden gleich geheimnisvoll waltender Nornen. Wo der Haß, persönlicher ebenso wie national bedingter, scheidend brennt, schlägt die Liebe die Brücke, rankt sich und ringt um den Endsieg und gewinnt ihn. Und das ist das Versöhnliche dabei: des Hasses letzte Wurzeln liegen bei Mays Gestalten nie in dem unseligen Hader der beiden Völker, die wache Vernunft und klare Erkenntnis ihres wirklichen Vorteils schon längst zu wohlwollenden, gemeinsam strebenden Nachbarn hätte machen sollen, sondern liegen im Verschulden der Einzelpersonen. Der Kampf der Liebe um ihr Recht ist zugleich ein Kampf des Guten gegen das Böse, des Lichtes gegen die Finsternis.

Es sei mir ferne, mich hier von meiner offen bekannten und oft betätigten Vorliebe für Karl May als deutschen Erzähler dazu verführen zu lassen, dem Dichter von Radebeul nun einen Platz neben den ganz großen Meistern des historischen Romans erstreiten zu wollen. Felix Dahn mag im ‚Kampf um Rom‘ den Untergang der Ostgoten, [Henryk] Sienkiewicz in seinen ‚Kreuzzütern‘ die Kämpfe des deutschen Ordens im Osten, Walter Bloem in seiner ‚Gottesferne‘ [497] das Ringen des Bischofs Bernhard mit seinen Würzburgern gewaltiger gestaltet, [Albert Emil] Brachvogel mag in seinem ‚Friedemann Bach‘ das sterbende Rokoko prickelnder gemalt und den kurfürstlichen Hof Augusts des Starken und seines Nachfolgers samt

den Ränken des Grafen [Heinrich von] Brühl eingehender beleuchtet haben als Karl May im zweiten Münchmeyer-Roman die deutsch-französischen Kämpfe von Waterloo bis Sedan. Eins aber steht fest: Karl May hat seine Eigenart der Gestaltung, und sie ist so packend, fesselnd, fortreißend wie die der anderen nun wieder nicht. Am nächsten kommt ihm hier wohl noch Brachvogel mit seinem unsterblichen ‚Friedemann Bach‘. Karl May bleibt auch im historischen Roman der Erzähler seiner heldischen Abenteuer, durch deren harte Rhythmen die feinen Töne des Humors, der Liebe, der Frömmigkeit herzensecht hindurchschwingen. Er ist auch hier – wie immer – Karl May.

Sein Vater [Gebhard Leberecht von] Blücher im ‚Weg nach Waterloo‘ ist nicht nur der unverwüsthche Marschall Vorwärts der Geschichte, sondern auch ein prächtiger Alter, brummig, bärbeißig nach außen und in Wahrheit doch ein Goldmensch, den man gern haben muß, dessen Humor zündet, dessen Gradheit erschreckt, dessen gutes Herz einen aber warm werden läßt. Und so ist es mit allem, was geschichtlich ist in diesen May-Bänden. Es ist umhüllt von Mays besonderer Art und dem Leser dadurch menschlich nahe, so nahe, daß es ihn packt wie persönliches Erleben.

Um die Spannung zu erregen und wachzuhalten, läßt Karl May hier alle Minen springen. Mit Liebe und Haß fängt es an. Alte Gebundenheiten steigen [498] wie unüberwindbare Mauern zwischen den Liebenden auf vor dem Blick des Lesers. Man bangt und sieht trübe, zumal finstere Ränke allenthalben gesponnen werden. Und doch regt sich in uns die alte Zuversicht, die wir bei May immer hegen. Sonst war es das Vertrauen zu Old Shatterhand-Kara Ben Nems: er wird's schon schaffen! Hier ist es das Vertrauen zu dem jungen Greifenklau. Rasch gerechtfertigt wird solche Zuversicht freilich nicht. Hindernis türmt sich auf Hindernis. Neue Fäden laufen ständig von allen Seiten dazwischen. Geschichte rollt ab. Dann wird eine Kriegskasse vergraben. Um diesen Schatz geht das Spiel bis hin zum letzten Band. Später geschieht ein Kindesraub. Dunkler und immer dunkler wird der Zusammenhang der Dinge. Alles echter Karl May! Und man sage nicht, das sei wirklichkeitsfremde Kolportage, derlei gäbe es im tatsächlichen Leben nicht. Dieser Vorwurf ist an sich schon nichtig. Er trifft so manchen Verfasser von Abenteuerromanen und trifft ihn zu Unrecht. Die Berichte der Zeitungen widerlegen ihn täglich. Was da in aller Welt alle Tage wirklich geschieht, ist oft unglaublicher als alles, was ein kecker Phantast sich zu erträumen vermag.

Im vorliegenden Fall läßt sich für solche Behauptung ein klares Beispiel erbringen. Ein Greifenklau ist es, deutscher Reiteroffizier, der in der Maske eines schlichten Hauslehrers kurz vor Kriegsausbruch nach Ortry geht (das liegt südöstlich von Thionville im Moselland), um geheime Kriegsvorbereitungen der Franzosen auszukundschaften. Was er da erlebt, klingt wie ein Märchen. In dem alten Schloß gibt es geheime Gänge, Tapetentüren und unterirdische [499] Kammern. Da wird geschlichen und gelauscht, wirklich gruselig ist es bisweilen. Und – so sagen die, die alles besser wissen – sehr, sehr unwahrscheinlich! Darauf nun folgendes: Bitte, meine Verehrten, lassen Sie sich erzählen, was deutsche Soldaten im Weltkrieg in alten Schlössern Polens erfahren haben! Tatsächlich erfahren und durchgemacht! Es liest sich, da es in den Zeitungen gedruckt steht, fast wie eine Nachdichtung der Schilderungen Karl Mays im ‚Spion von Ortry‘! Ein neuer Beweis für eine alte Tatsache: Auch der begabteste Phantast kann sich nicht mehr ersinnen, als was das wirkliche Leben irgendwo einmal, willkürlich schaffend, in unserm nächsten Umkreis gestaltet.

Dafür sei auch noch ein anderes Zeugnis erbracht – und zwar verdanken wir diesen Hinweis Herrn Polizei-Rechnungsrevisor Hugo Lautenschläger, Berlin. Der Bösewicht in Mays ‚Spion von Ortry‘, der giftige Alte, der Deutschenfresser, Kapitän Richemonte, der in seinem Schloß den Franktireurkrieg gegen die verhaßten ‚Prussiens‘ anzettelt, hat sein geschichtliches Urbild in der Person des Großindustriellen Henry [Paul François] de Wendel, der tatsächlich als Organisator der Franktireurbanden des Kreises Diedenhofen auftrat. Die ‚Geschichte des Hannoverschen Jäger-Bataillons Nr. 10‘, herausgegeben von [Franz Döring] v. Gottberg und [Ernst] v. Eschwege, erschienen bei [Ernst Siegfried] Mittler und Sohn, Berlin 1913, schildert die Festnahme de Wendels durch eine Abteilung dieser Truppe. Es finden sich da verblüffende Übereinstimmungen mit der Dichtung Karl May Mays. [sic]

Der zweite Münchmeyer-Roman lebt vom Leben der Wirklichkeit, wie sie war und wie sie ist. So ist [500] er historisch im besten Sinne des Wortes, so ist er gleichermaßen lebenswahr, wirklich und lebendig. Und ist – zum Schluß sei das gesagt – deutsch im Kern seines Wesens.

Es gibt eine Art deutschen Schrifttums, das der Gesundempfindende ablehnt als artfremd. Es gibt aber auch eine Art Schrifttums jeder Nation, das in jedem Feinfühlenden die peinliche Erkenntnis weckt, vor einer Ausgeburt des leidigen Chauvinismus zu stehen. Zwischen Beiden abwägend, hält Karl May weise die Mitte.

Mit andern Worten, dieser Roman Karl Mays, der ein Stück deutscher Geschichte im Gewand einer packenden Abenteuererzählung geben will und gibt, ist deutsch und doch nicht teutoboldhaft, läßt Quellen vaterländischen Empfindens aufspringen und verletzt doch keinen anderen Blutes durch Spreizigkeit im Pochen auf übertriebene völkische Eigenliebe. Wir erleben da ein schneidiges Husarenstück deutscher Reiter. Wir sehen deutsche Helden in Not und Gefahr stehen wie Wettereichen. Aber diese Helden bleiben doch immer wieder schlichte Menschen. Nie fällt ein wohlfeil abfälliges Wort über den Gegner. Der Mann von drüben, der seine Pflicht tut, wird gerecht und sachlich behandelt. Ein Schurke freilich wird tapfer ein Schurke genannt und als solcher angepackt. So daß man, ohne Einwände zu fürchten, die unserer Zeit in den Fingerspitzen liegen, getrost folgendes feststellen kann:

Karl May, der in den Helden seiner Romane immer sein Ich verkörpert, ist erfüllt von tiefer Sehnsucht nach starker Selbstbehauptung auch im Nationalen, nach Ritterlichkeit im Kampf, nach trotzigem **[501]** Heldentum, nach echter Vaterlandsliebe, nach Mannestum, das dem überwundenen Gegner gütig-verstehend die Hand zur Versöhnung bietet, kurz nach gesunder deutscher Männlichkeit. So tief und echt, wie sich diese Grundzüge seines Wesens schon in Old Shatterhand-Kara Ben Nemsi, dem Helden seiner Reiseerzählungen, spiegeln, so klar und eindeutig treten sie auch wieder hervor in den Gestalten, die er in seinem zweiten Münchmeyer-Roman als Hauptpersonen und Sieger geschaffen hat.

Und da nun einmal – über allen Wandel der Zeiten hinweg – solches Wesen den Kern des Deutschen ausmacht, so ist dieser zweite Münchmeyer-Roman in seiner Eigenart wie in seiner Gleichheit mit den Geschwisterbänden zu werten als leuchtendes Ichbekenntnis des Dichters, der im Grunde nicht nur ein Phantast, sondern vor allem auch ein deutscher Mann war.

[[502]]

Ludwig Gurlitt †

Von Dr. E. A. Schmid
Leiter des Karl-May-Verlags

Das Leben ist ein Kampf, der Tod ist der Sieg.
Ich lebe, um zu kämpfen, ich sterbe, um zu siegen.

Karl May

Ein Mann des Kampfes ist dahingegangen, ein Mann des ritterlichen, von Überzeugung getragenen, mit edelsten Waffen geführten Kampfes. Am 12. Juli 1931 starb im Alter von 76 Jahren mein erster und ältester Mitarbeiter, Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

Bereits aus Anlaß seines 70. Geburtstags, 31. Mai 1925, wurde im Karl-May-Jahrbuch 1926 das Lebensbild des weithin berühmten Schulmanns von seiner ihm inzwischen im Tod vorausgegangenen Gattin gezeichnet. Von seinem Werdegang, von seiner Liebe zu den schönen Künsten und endlich von seinen Kämpfen um die Schulreform ist in jenem Aufsatz die Rede.

Während dort aber mehr die rein menschlichen Züge Ludwig Gurlitts dargestellt und von der Gefährtin seines Lebens wissend und verstehend beleuchtet werden, will ich nun meinerseits heute schildern, wie er zu Karl May kam und ein Hauptverteidiger des Radebeuler Erzählers wurde.

Ausgangspunkt war der nachstehende Brief, den Karl May am 1. Januar 1912, das ist drei Monate vor seinem Ableben, an Gurlitt richtete:

[503]

Sehr geehrter Herr Professor!

Herr Justizrat Sello schrieb mir: „Der bekannte feurige und geistreiche Schulreformer, Prof. Dr. Ludwig Gurlitt, der mich soeben verläßt, hat mir in Aussicht gestellt, einen anerkennenden Aufsatz über den Einfluß Ihrer schriftstellerischen Tätigkeit auf jugendliche Gemüter zu veröffentlichen.“

Wie mich alten totgehetzten Mann das freut!

Ich sage Ihnen nämlich aufrichtig, daß ich unbedingt einer Ihrer aufrichtigsten und überzeugtesten Anhänger bin, ohne daß sie etwas davon wissen. Und ebenso offen mache ich Sie darauf aufmerksam, daß sich die ganze psychologische und erzieherische Impotenz und die ganze jugendliterarische Neidhammelherde Deutschlands über Sie herstürzen wird, falls Sie es wagen – und wie ich Sie kenne, werden grad Sie es wagen – sich meiner, wenn auch nur mit zwei Zeilen anzunehmen. Wehe Ihnen!!!

Da es aber mein Herzenswunsch ist, daß Sie sich trotz alledem in dieses Wehe stürzen, gestatte ich mir, Ihnen beizulegen, was unter gleichen Verhältnissen schon einmal ein anderer über meine Werke geschrieben hat. Nicht etwa, daß ich behaupten möchte, er habe in allem recht. Und auch nicht etwa, daß ich Sie für einen Verfasser halte, der solcher Unterlagen zur Anlehnung bedarf. O nein! Grad das Gegenteil! Ist einer original und unabhängig, so sind Sie es! Aber ich halte es für meine Pflicht, Ihnen, der Sie im Hauptgebäude wohnen, zu zeigen, wie die Bewohner des Nebengebäudes über genau dieselbe Mietfrage denken.

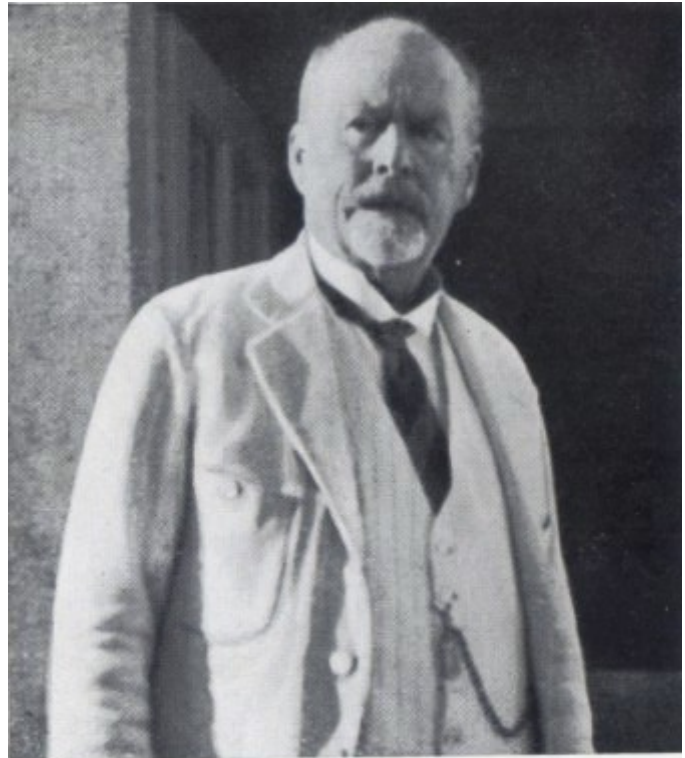
Sie würden mich, Herr Professor, zu herzlichem Dank verbinden, wenn Sie mich erfahren ließen, wann und wo die Fäuste, die Sie für mich ballen wollen, zu sehen sein werden.

Während der Zwischenzeit und, falls Sie es erlauben, auch möglichst weit noch darüber hinaus, bin und verbleibe ich

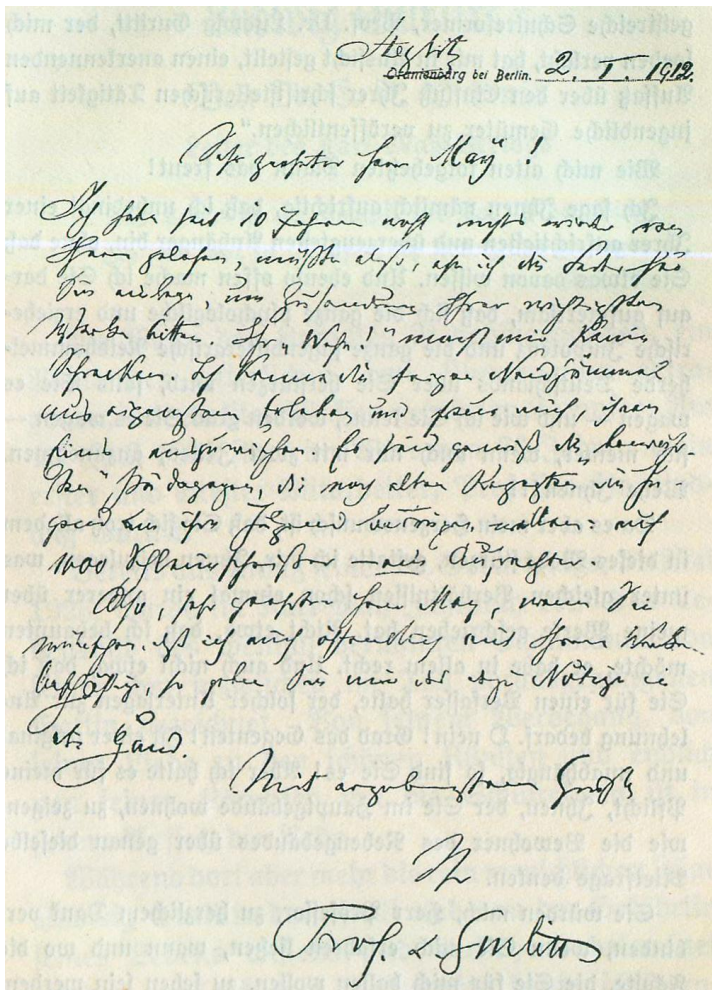
in aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebener

Karl May.



Prof. Dr. Ludwig Gurlitt
Letzte Aufnahme, kurz vor seinem Tod



[504] Gurlitt antwortete anderntags durch einen Brief, den ich seiner Eigenart wegen in Abbildung bringe.

[Steglitz bei Berlin, 2. I. 1912

Sehr geehrter Herr May!

Ich habe seit 10 Jahren noch nichts wieder von Ihnen gelesen, müßte also, ehe ich die ??? für Sie einlege, um Zusendung Ihrer wichtigsten Arbeiten bitten. Ihr „Wehe!“ macht mir keine Schrecken. Ich kenne die feigen Neidhammel aus eigenstem Erleben und freue mich, ihnen Eins auszuwischen. Es sind gewiß die „???“ Pädagogen, die nach alten Konzepten die Jugend um ihre Jugend betrügen wollen: auf 1000 Schleimscheißer – ein Aufrechter.

Also, sehr geehrter Herr May, wenn Sie wünschen, daß ich mich öffentlich mit Ihren Werken beschäftige, so geben Sie mir das dazu Nötige in die Hand.

Mit ergebenstem Gruß

Prof. L. Gurlitt]

Darauf wandte sich Karl May unterm 8. Januar 1912 nochmals, zum letztenmal, an Gurlitt wie folgt:

Sehr geehrter Herr Professor!

Ihrem Wunsch entsprechend sende ich Ihnen recht gern einige meiner Bände. Sie werden aus ihnen vor allen Dingen **[505]** ersehen, ob man mich mit Recht als ‚sogenannten‘ Jugendschriftsteller bezeichnet. Man tut das nur, um mich überhaupt befeinden zu können. Die Jugend liest mich doch wahrscheinlich nicht deshalb, weil man mich (im herabsetzenden Sinne) einen Jugendschriftsteller nennt, sondern weil in meinen Büchern das Wasser lebendig perlt, während es in den stehenden Tümpeln der hochverehrten ‚Jugendwarten‘ usw. so nüchtern und geschmacklos, oft sogar schädlich ist, daß niemand es genießen mag.

Um meine Bücher zu verstehen, darf man kein Knabe sein, dessen Seele man mit ungewürzten ‚Jugend‘-Breien füttert, sondern man muß gelernt haben, hinabzusteigen und nachzuforschen. Übrigens ist alles, was ich bisher geschrieben habe, nichts als Vorübung, als Skizze. Ich habe mich bisher vorbereitet, habe meine Stoffe und meine Leser studiert und kann erst nun mit meinen eigentlichen Werken beginnen, in denen ich das bringe, was ich bis heute nicht bringen konnte, weil mir das Wissen und das Können dazu fehlten.

Man pflegt freilich zu lachen, wenn ich sage, daß meine bisherigen Bücher nur Skizzen enthalten und daß ich, der Siebzigjährige, nun erst beginnen werde, an meine eigentliche Arbeit heranzutreten. Ich aber entgegne: Ich habe mit dem, was ich bringen will, bis jetzt zurückgehalten, weil ich noch nicht reif dazu und mit meinen Übungen und Studien noch nicht fertig war. Nun aber schlug man mich an das Kreuz. Ich habe über zehn Jahre lang öffentlich daran gehalten und die mich umbrüllende Rasselbande studiert. Nun bin ich fertig; nun bin ich reif. Ich stieg vom Kreuz hernieder und beginne zu schreiben. Daß ich inzwischen 70 Jahre alt geworden bin, tut nichts. Ich hoffe noch lange zu leben. Und wenn nicht, so genügt es vollständig, wenn mir auch nur ein allereinziges Werk so gelingt, wie ich es möchte und wünsche. Dann habe ich gezeigt, was ich zeigen will, und kann mich mit meiner Feder ruhig dahin legen lassen, wo das Lied zu Ende ist und man hinter dem letzten Punkt den bekannten, drei Ellen langen Gedankenstrich zu graben pflegt.

In aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebener

Karl May.

[506] Der Dichter hat es leider nicht mehr erlebt, daß Ludwig Gurlitt für ihn eintrat; erst zwei Wochen nach Mays Tod veröffentlichte dieser seine erste Abhandlung über ihn, der im Lauf der Jahre zahlreiche weitere Aufsätze folgten.

Als ich am 1. Juli 1913 zur Leitung des damals neugegründeten Karl-May-Verlags berufen wurde, entstanden bald literarische Beziehungen zwischen Gurlitt und mir, die sich immer weiter ausbauten und in eine langjährige und unentwegte Freundschaft mündeten. Gurlitts begeisterte Äußerungen über Karl Mays Werke trugen viel dazu bei, daß damals die bitterbösen Angriffe gegen den Toten abflauten und schließlich, während des Weltkriegs, völlig verstummten.

1914 hatte ich mit Mays gefährlichstem Gegner, Ferdinand Avenarius, einen Frieden geschlossen, der sich in der Folge allerdings nur als eine Art Waffenstillstand erwies.

Im Sommer 1918 setzte der ‚Kunstwart‘-Mann mit neuen maßlosen Verunglimpfungen Karl Mays ein, die mich zu schärfsten Gegenmaßnahmen zwangen. Es begann meine Verteidigung gegen Avenarius, die mit der Niederlage und dem Untergang des Angreifers endete.

Sehr ungern ging ich an den Abwehrkampf; bedeutete es doch für mich eine niederdrückende Erkenntnis, daß meine offenen und ehrlichen Versuche, den schlimmsten Gegner Karl Mays zu gerechter Nachprüfung seines Urteils zu veranlassen, fehlgeschlagen waren!

Bei Gurlitt aber löste die Tatsache, daß uns der damals noch mächtige Avenarius seinen Fehdehandschuh [507] zugeworfen hatte, eine helle Begeisterung aus. Er drängte mich vorwärts und stand selber zum Sprung bereit hinter mir. Als ich im August 1918 mein Flugblatt ‚Ferdinand Avenarius und die Wahrheit‘ veröffentlichte, entschied sich die öffentliche Meinung für uns; und als die gesamte deutsche Presse Teile daraus abdruckte, schrieb mir Gurlitt:

Ihr Auftakt gefällt mir sehr gut. Nun aber – durchhalten und das bei guter Laune. **Mir** macht jeder Kampf – **Spaß!**

Einige Monate später erschien meine ‚Lanze für Karl May‘, worin ich mit Avenarius abrechnete und das ungeheuerliche Kesseltreiben seines Klüngels brandmarkte. Bald darauf gab Gurlitt sein aufschlußreiches Buch ‚Gerechtigkeit für Karl May!‘ heraus. Der Erfolg beider Schriften war so groß, daß Avenarius, der noch fünf Jahre lebte, verstummte und weiterhin kein Wort mehr gegen Karl May zu äußern wagte. Für Gurlitt bedeutete dieser lautlose Rückzug des Praeceptor Germaniae geradezu eine Enttäuschung. Mittlerweile waren (ab 1918) die ersten Karl-May-Jahrbücher herausgekommen, und immer wieder mußte ich den unermüdlichen Kämpfer ersuchen, in seinen Beiträgen den erledigten Fall Avenarius nicht mehr in streitbarer Form zu behandeln.

Gegründet waren die Karl-May-Jahrbücher nicht von uns beiden, sondern von Dr. Rudolf Beissel und Fritz Barthel; sie erschienen auch anfänglich in fremdem Verlag, nämlich bei [Salol] Schottländer, Breslau. Vom vierten Jahrgang (1921) an übernahmen Studienrat Dr. Max Finke und ich die Herausgabe, und als Finke im Jahre 1924 frühzeitig starb, [508] bat ich meinen alten Kampfgenossen Gurlitt, die Mitherausgabe zu betreuen. Die Jahrgänge 1925 bis 1931 standen unter unsrer gemeinsamen Obhut.

Die Durchsicht, Begutachtung und Überwachung der pädagogischen Aufsätze war sein Bereich, die übrigen unterstanden meiner Befugnis. Ich kann sagen, daß wir uns dabei ebenso gut vertrugen und verstanden wie schon vorher, als unsre literarischen Beziehungen noch nicht so eng waren. Soweit es Meinungsverschiedenheiten zwischen uns gab, ließen sie sich leicht überbrücken. Gurlitt war der alte Kämpfer geblieben, stets geneigt, hitzig gegen jedermann loszugehen, der unsern Karl May irgendwie herabzuwürdigen suchte. Wenn ich ihn aber dann darauf hinwies, daß dieser oder jener Angreifer gar nicht der Beachtung wert sei, und daß wir solch kleinem Wichtigtuer durch Abwehr in den Karl-May-Jahrbüchern sogar zu einer Art Berühmtheit verhelfen, dann fand er sich meist bereit, seine Antwort auf die Anremplung fallenzulassen. Oft habe ich in seinen Beiträgen scharfe Stellen gemildert oder ganz gestrichen, ohne daß er mir das irgendwie verübelte. Wer die Jahrbücher genauer durchliest, wird ihre Einheitlichkeit und Geschlossenheit, ihre gerade und zielbewußte Linie deutlich wahrnehmen.

Nun ist mein treuer Weggenosse von uns gegangen. Sein Andenken, durch bahnbrechende Schriften im deutschen Schulwesen verankert, wird auch mit dem Namen Karl May unauslöschlich verbunden bleiben. Ich aber rufe ihm den Dank der Anhänger Karl Mays in die Ewigkeit nach.

Die Autoren des Karl-May-Jahrbuches 1931

Baumann, Max	1903	07.09.1961
Bettac, Willi	?	?
Beyer, Alfred	?	?
Biese, Alfred	25.02.1856	11.03.1930
Bomsdorff-Bergen, H. v.	02.07.1876	?
Brethfeld, Max	?	?
Dengler, Hermann	1890	?07.1945
Eicke, Otto	07.04.1889	?12.1945
Engel, Eduard	12.11.1851	23.11.1938
Focken, Hayno	04.12.1867	12.01.1940
Fronemann, Wilhelm	06.04.1880	31.05.1954
Gerlach, Otto	?	?
Goethe, J.W. von	28.08.1749	22.03.1832
Guenther, Konrad	23.05.1874	26.01.1955
Gurlitt, Ludwig	31.05.1855	12.07.1931
Hasenbein, Albert	28.10.1894	?
Höck, Joseph	10.10.1900	01.05.1980
Jäger, Fritz	?	?
Jungnickel, Max	27.10.1890	13.01.1945
Kandolf, Franz	06.11.1886	19.06.1949
Kind, Alfons	?	nach 1960
Kionka, Helmut	10.11.1906	28.09.1936
Kliemann, Horst	16.07.1896	04.08.1965
Klüber, Joseph	1873	15.08.1936
Küchler, Hans	(1896)?	?
May, Karl	25.02.1842	30.03.1912
May, Klara	04.07.1864	31.12.1944
Otterpohl, W.	?	?
Patty Frank	19.01.1876	23.08.1959
Rohrmoser, Franz	?	1940
Rost, Franz de Paula	1890	1945
Schmid, Euchar Albrecht	29.08.1884	15.07.1951
Stütz, Adalbert	14.02.1878	23.12.1957
Wandolleck, Benno	18.04.1864	1930
Zuckmayer, Carl	27.12.1896	18.01.1977

Beiträge der farbig markierten Autoren unterliegen noch dem Urheberrecht.